# Eines Arbeiters Weltreise

Von Fritz Kummer

Verlag von Alexander Schlicke & Cie., Stuttgart

Fritz Kummer

# Eines Arbeiters Weltreise

LB 18000 K96(.913)
~~Soz 82~~

Deutsche Akademie
der Wissenschaften
zu Berlin
Institut für deutsche
Volkskunde

# Eines Arbeiters Weltreise

Von FRITZ KUMMER

Mit über hundert Abbildungen
und einer Karte

STUTTGART
Druck und Verlag von Alexander Schlicke & Cie.

LB 18000 K96(.913)
Soz 82

Deutsche Akademie
der Wissenschaften
zu Berlin
Institut für deutsche
Volkskunde

Alle Rechte, insbesondere das
der Übersetzung, vorbehalten.

Copyright, 1913, by Fritz Kummer, Stuttgart.
Published, December, 1913.

8125

# VORWORT.

Die Schilderung meiner Fahrt um die Erde ist eigentlich mehr den Anregungen von Genossen zu verdanken als mir. Von der Absicht, meine Reiseerlebnisse zusammengefaßt zu veröffentlichen, hatte mich die große Zahl schon vorhandener „Weltreisen" abgebracht, da sie mir für das Bedürfnis der Leserwelt mehr als ausreichend schien. Erst die Durchsicht einiger dieser Werke bestimmte mich, meinen ursprünglichen Plan wieder aufzunehmen und damit die Wünsche meiner Freunde zu erfüllen.

Unter den von bürgerlichen Leuten stammenden „Weltreisen" befinden sich unbestreitbar auch für den Arbeiter recht lesenswerte Bücher. Neben den leichten Erzeugnissen witziger Weltbummler und den Geschichten von „Handwerksburschen" bleibt noch ein Rest, woraus viel über fremde Länder und Völker zu lernen ist. Allein auch diese widmen dem arbeitenden Volke nur kurze Abschnitte, sprechen wenig oder gar nicht von dem Leben und Streben der Arbeiterklasse, dem stärksten und wichtigsten Teil der Menschheit. Aber gerade dafür interessiert sich der denkende Arbeiter aus allbekannten Gründen am meisten. Er will getreuen Bericht haben über das Wochentagsleben, über die Sorgen und Kämpfe seiner Klasse im Ausland.

Die Bücher über das arbeitende Volk aber müssen in der Fabrik und im proletarischen Heim geschrieben sein. Die erlebten Bücher sind die besten. Und nicht nur das. Wer beschreibt, muß vergleichen. Die Schilderung einer Klasse muß die Gemeinschaft als Vergleichsmaßstab haben, wofür sie geschrieben ist, soll sie verständlich und nützlich sein. Diesen Vorbedingungen kann aber nur ein Arbeiter, so es sich um seine Klasse handelt, gerecht werden, weil er in der Welt lebt, die er schildert, als auch die Schicht aus eigener Erfahrung kennt, wofür er schreibt. Allerdings nicht ein Arbeiter schlechthin,

sondern einer, der mit dem Willen nach Wahrheit sowie genügend Wissen und Scharfblick ausgestattet ist, die Ursachen der Dinge der proletarischen Welt zu erfassen. Und das kann bloß ein sozialistischer Arbeiter sein.

Zwar ziehen Tausende von Industriearbeitern hinaus in die Welt, aber sie schreiben selten oder gar nicht von den Verhältnissen des Landes ihrer Wahl. Das ist leicht zu erklären. Nach der Fabrikfron und nach der Erfüllung der Pflicht als organisierter Kampfgenosse langt es nicht mehr zu ungewohnter Tätigkeit mit der Feder. Nur unendlich wenige haben Spannkraft genug für schriftstellerische Nachtarbeit. So bleibt im Schrifttum der Arbeiterklasse eine Lücke, die auszufüllen des Strebens wert ist. Diese Tatsachen mögen bei meinen Freunden mitbestimmend gewesen sein, mir die Veröffentlichung meiner Reiseerlebnisse nahezulegen, und sie haben mich auch schließlich bewogen, dem zu folgen.

Auf der Reise habe ich schon eine Anzahl Artikel über das, was der Tag brachte, für französische, angelsächsische und deutsche Blätter geschrieben, die dann noch vielfach nachgedruckt wurden. Die überaus freundliche Aufnahme meiner Berichte ließ mich annehmen, daß dafür ein wirkliches Bedürfnis besteht. Ein Teil dieser Arbeiten konnte nach einiger Umarbeitung und Einstellung der neuesten amtlichen Zahlen hier mit verwendet werden.

Dieses Buch will vor allem das gegenseitige Verstehen der Proletarier aller Länder fördern sowie Arbeiter ebenfalls zum Besuch der internationalen Hochschule des Lebens, zu gleichem, zu besserem Tun anspornen. Wenn das erreicht wird, dann hat das Buch seinen Zweck erfüllt.

Meinen Klassengenossen, Werkstattkameraden und Parteifreunden in den fernen Ländern hiermit vielen Dank und brüderlichen Gruß.

STUTTGART, im November 1913.

Der Verfasser.

# INHALT.


Erſter Teil: Von Eiſenach bis Neujork. Seite

Der Abſchied von der Heimat . . . . . 1
An Bord der Fidelia . . . . . 8
Der Plan für die Weltreiſe . . . . . 18
Die neue Welt zeigt ſich . . . . . 22

Zweiter Teil: Zwiſchen dem Atlantiſchen und dem Stillen Weltmeer.

Neujork . . . . . 30
Großjerusalem . . . . . 36
Wohnung, Koſt und Free-Lunch . . . . . 41
Bei Onkel Sam in der Volksſchule . . . . . 50
Auf der Suche nach Arbeit . . . . . 57
Am Schraubſtock . . . . . 64
Mit den ſozialiſtiſchen Arbeitern . . . . . 70
Bundeshauptſtadt und Bundesregierung . . . . . 80
In Pittsburg auf der Zimmerſuche . . . . . 88
Die Eiſenſtadt . . . . . 93
Vom neuen Babel . . . . . 96
Im Stahlwerk an der Arbeit . . . . . 107
Arbeitslöhne in der Stahlinduſtrie . . . . . 115
Der Eintritt in die gewerkſchaftliche Zunft . . . . . 117
Die Neger fünfzig Jahre nach ihrer Befreiung . . . . . 124
Über das Reiſen in Amerika . . . . . 136
Chikago . . . . . 146
St. Louis . . . . . 152
Das deutſche Elend in der neuen Welt . . . . . 159
Amerikaniſches . . . . . 171
Weſtwärts . . . . . 178
Kalifornien . . . . . 183
Das „Wunder der Welt“ . . . . . 188
Gewerkſchaften und Arbeitslöhne am Goldenen Tor . . . 195
Verdienſt, Kräfteanſpannung und Lebensunterhalt . . . . 201
Dollarland, ade! . . . . . 210
Japanwärts . . . . . 213

## Dritter Teil: Im Lande der aufgehenden Sonne.


Seite

Japans Umwälzung . . . . . 218
Die Ankunft in Jokohama . . . . . 222
Im japanifchen Gafthaus . . . . . 234
Bei einer Arbeiterfamilie . . . . . 243
Tokio . . . . . 249
Die Befteigung des Fudfchijama . . . . . 258
Mordspatriotismus und Unehrlichkeit . . . . . 266
Vom proletarifchen Heim . . . . . 273
Die japanifche Frau in Ehe und Gefellfchaft . . . . . 280
Liebesgewerbe und Liebesftadt . . . . . 293
In Fabriken und Bergwerken . . . . . 304
Induftrie, Arbeiterlöhne und Lebenshaltung . . . . . 321
Von der japanifchen Arbeiterbewegung . . . . . 334
Zwifchen Ofaka und Nagafaki . . . . . 343


## Vierter Teil: Von China nach Paläftina.


Schanghai . . . . . 352
Der chinefifche Arbeiter . . . . . 363
Hongkong . . . . . 372
Von Singapore über Kolombo nach Port Said . . . . . 377
Im gelobten Land . . . . . 389


## Fünfter Teil: Über Kairo zurück in die Heimat.


Kairo und die Pyramiden . . . . . 403
Wieder in Europa . . . . . 410
Die Koften der Weltreife . . . . . 414


Die mit einem * bezeichneten Bilder hat der Norddeutfche Lloyd bereitwillig zur Verfügung geftellt.

ERSTER TEIL

# VON EISENACH BIS NEUJORK.

## Der Abſchied von der Heimat.

„Friſch gewagt iſt halb gewonnen.“

In meiner Schulzeit hatte ich von Pirſchgängen durch den Urwald, von fröhlichen Jagden mit Indianern, von verwegenen Seeabenteuern geträumt; in meinen Werkſtattjahren mich nach Wanderungen durch wildfremde Länder geſehnt, um deren Arbeitsverhältniſſe und Sitten zu ſtudieren. Nun ſollten alle dieſe ſchönen Wünſche mit einem Male in Erfüllung gehen: Von der Wartburg herab hatte ich den Beginn der Fahrt um die Erde verkündet und der thüringiſchen Heimat den Abſchiedsgruß entboten. Jetzt ſaß ich im Zuge und rollte Bremen zu.

Etwas ſchnell war alles gekommen. In Eiſenach hatte mich die Nachricht erreicht, daß der in Ausſicht geſtellte Arbeitsplatz einem andern zuerkannt ſei. Damit war ich der beruflichen Feſſeln auf unbeſtimmte Zeit ledig; ganz unerwartet hatte ich Muße erhalten. Wie ſie am beſten verwenden? Die in der Bruſt ſchlummernde Sehnſucht wurde plötzlich ſtark lebendig. Sie in früheren Jahren befriedigen, hatten Furcht vor Schwierigkeiten als auch Mangel an Geld und Erfahrung verhindert. Jetzt beſtanden dieſe Hemmniſſe nicht mehr. Die Gelegenheit war günſtig. Jetzt oder nie: Hinaus in die Welt! Um die Erde!

Auf dem Gang zur Wartburg kam der Reiſeplan in groben Umriſſen zuſtande. Als Markſteine für den langen Weg tauchten Bremen, Neujork, Tokio, Hongkong, Ceylon, Suez und Neapel auf. Zuerſt alſo nach Bremen.

In der Bahn gab es Zeit, den Plan etwas gründlicher zu überdenken. Dabei wollte mir faſt ſcheinen, als hätte ich doch ein wenig zu übereilt gehandelt. Allein, die Sache war beſchloſſen. Bange Erwägungen hatten nun keinen Zweck mehr. Übrigens waren ſie auch unangebracht. Hatte ich in meiner langjährigen Wanderzeit

nicht schon manch schwierigeres Unternehmen vollbracht? Nahm ich auf diese Reise nicht bedeutend mehr Erfahrung und einen schönen Batzen Geld mit? Sicherlich. In der Westentasche lagen fünf Hundertmarkscheine verstaut und in der Hosentasche klimperte noch Silbergeld. Mit einem solchen Reichtum war ich noch niemals auf Reisen gegangen. Gewiß, ängstlich rechnende Menschen werden diese Summe für eine Weltreise zu gering halten. Sie wäre vielleicht auch mir etwas niedrig vorgekommen, hätte ich zu rechnen angefangen. Aber das wollte ich nicht. Will sich der Arbeiter erst dann zu einer großen Reise entschließen, wenn die Geldfrage zufriedenstellend gelöst ist, wird er nie eine antreten.

In Göttingen ging der Bummelzug nicht weiter. Die nächste Verbindung mit Bremen war ein Schnellzug. In dem Wagenabteil saßen zwei glatt rasierte Herren. Ihre Unterhaltung fesselte den angehenden Weltreisenden. Sie warfen nur so herum mit Achterdeck, Koje, Messe, Anheuern, Steward, alles Ausdrücke, die erraten ließen, daß sie zur Schiffahrt in irgend einem Verhältnis standen. Der eine wollte in einigen Stunden als Steward (sprich: Stuerd=Schiffskellner) auf einem Lloyddampfer in See stechen, der andere, ein Deutschamerikaner, fuhr nach Bremen, um dort die vierzehn Tage bis zur Rückfahrt nach Philadelphia zu erwarten. Für einen früher gehenden Dampfer habe er eine Kabine nicht erhalten können. Der Andrang sei jetzt so groß, daß es ohne Vorausbestellung von vielen Wochen ganz ausgeschlossen sei, einen Platz zu erhalten.

„Sie fahren wohl auch 'nüber?“ wurde ich von beiden gefragt.

„Selbstverständlich.“

„Mit welchem Schiff?“

„Schiff? Habe keine Ahnung.“

„Mensch, das steht ja in Ihrer Schiffskarte.“

„Schiffskarte? Ich habe keine.“

„Und da wollen Sie nach Neujork fahren?“

„Natürlich, um elf Uhr geht's los.“

„Jetzt, wo alle Plätze auf Monate hinaus belegt sind?“

Grünhorn! kam es ziemlich deutlich zwischen den vergoldeten Zahnstumpen der beiden hervor. Ihnen wegen dieses unartigen Wortes gram sein, wäre zu viel gewesen. Den garstigen Titel sollte ich später noch manchmal hören, ohne seine Berechtigung jemals anerkennen zu können. Sonst aber waren die beiden Reisegefährten freundlich zu mir, so freundlich, wie Talmiyankees mit einem unbelehrbaren Grünhorn eben sind. Besonders der Deutschamerikaner glaubte sich meiner mit mütterlicher Sorgfalt annehmen zu müssen. Bei der Ankunft in Bremen ladete er mich in sein Hotel

ein, wo er dafür sorgen wolle, daß ich gut untergebracht werde, bis ich einen Platz zur Überfahrt erhalten habe. Als ich ihn bat, mich nun nicht weiter zu bemuttern, meinte er, ein undankbareres Grünhorn sei ihm noch nicht begegnet. Diese Behauptung bekräftigte er mit schweren Flüchen und noch schwereren Spuckschüssen.

*

Die beiden Reisegefährten hatten behauptet, man müsse schon eine Fahrkarte in der Tasche haben, wolle man mit dem Dampfer reisen, der um 11 Uhr in See steche. Ob das richtig war oder nicht, schaden konnte es jedenfalls nicht, sich beizeiten um eine Karte umzutun. Der Lloyd macht erst um 9 auf, hatte mir ein Bahnbeamter gesagt. So hatte ich noch zwei Stunden Zeit, meine Reiseausrüstung zu vervollständigen. Ich kaufte einige Kisten Zigarren sowie noch einige andre Kleinigkeiten, trug sie an den Bahnhof, um sie in mein dort liegendes Köfferchen zu verstauen. Mehr mit auf die Reise zu nehmen, verbot eine lange Erfahrung.

Die ersten Strahlen der Herbstsonne trafen schon bewegtes Leben am Bremer Bahnhof. Starke Scharen in bunten Kleidern und langen Schaftstiefeln steckende Frauen und schlecht gefeifte Männer lungerten laut schwatzend vor der Halle. Sie erhielten mit jeder Minute noch Zuzug. Die junge Brut saß oder schlief mit dem alten Geschlecht auf übelriechenden Säcken oder grell bemalten Kisten. Von Zeit zu Zeit kamen aus einem Seitengebäude kreischende Menschen heraus, die die Arme, zuweilen auch die Brust entblößt hatten. Jedem, der es wissen wollte, machten sie durch Gebärden begreiflich, daß sie geimpft worden seien. Auf dem Oberarm waren kleine blutige Ritze zu sehen. Damit sollte verhütet werden, daß die Zwischendeckreisenden auf der Überfahrt von Pocken oder ähnlichen Übeln befallen wurden.

Neun Glockenschläge machten mich darauf aufmerksam, daß die Geschäftsstunden des Lloyd begonnen hatten. Der Empfang in der Platenstraße war so freundlich, wie es sich geziemte. Den vordersten Mann an dem langen Schalter machte ich mit meinem Begehr vertraut und warf einen Hundertmarkschein auf den Tisch.

„Bei welcher Vertretung haben sie die Karte gelöst?“ forschte der Beamte.

„Bei gar keiner.“

„Dann tut mir's recht leid; wenn Sie noch keine Karte haben, können Sie nicht fahren. Es sind bloß noch zwei Karten nicht abgeholt, die eine ist für eine Frau in Dresden, die andre für einen Ingenieur in Bremen.“

„Na, schließlich nehme ich auch mit dem Platz der Frau vorlieb."

„Das geht leider nicht. Erstens können Männer nicht mit in Frauenkabinen und dann wartet diese Dame aus Philadelphia schon seit Tagen auf einen Platz, wenn ja einer freibleiben sollte."

Eine hastig herzueilende Frau bekräftigte durch krampfhaftes Kopfnicken das Gesagte. „Na, dann geben Sie mir in Gottes Namen die Karte des Ingenieurs."

„Auch das geht nicht. Der Herr wohnt nicht weit von hier und kann jeden Augenblick kommen."

Ich versuchte den Mann umzustimmen. „I wo, der kommt ganz bestimmt nicht."

„Wieso? kennen Sie ihn? Woher wissen Sie, daß er nicht kommt?" fragte er erstaunt.

„Ich weiß das bestimmt, Sie können sich drauf verlassen."

„Gut, wenn der Herr in einer halben Stunde nicht hier ist, können Sie seine Karte haben. Wenn Sie warten wollen, tun Sie es, aber es ist sicher zwecklos."

„Nein, nein, der Herr kommt sicher nicht; ich werde warten."

Nachdem ich meinen Hundertmarkschein wieder eingekramt hatte, setzte ich mich auf eine Polsterbank. —

„He, wo wollen Sie denn hin?" — Erschreckt fuhr ich auf und rieb mir die Augen. Müdigkeit und Zimmerwärme hatten mich einnicken lassen. „Eine Reise um die Welt machen," entgegnete ich dem Störenfried von einem Kanzleidiener.

„Dazu werden Sie aber schlecht kommen, wenn Sie hier weiterschlafen."

Dagegen war nichts Triftiges einzuwenden. Mit ein paar Sätzen war ich am Schalter und trommelte so laut auf den Tisch, daß gleich mehre Beamte bestürzt herbeieilten.

„Nun aber her mit der Karte, wenn ich noch länger warte, komme ich nicht mehr mit dem Zug nach Bremerhaven zum Schiff," redete ich auf sie ein.

„Wo haben Sie die Karte bestellt?"

„Zum Teufel, was Karte bestellt! Die von dem Bremer Ingenieur will ich haben."

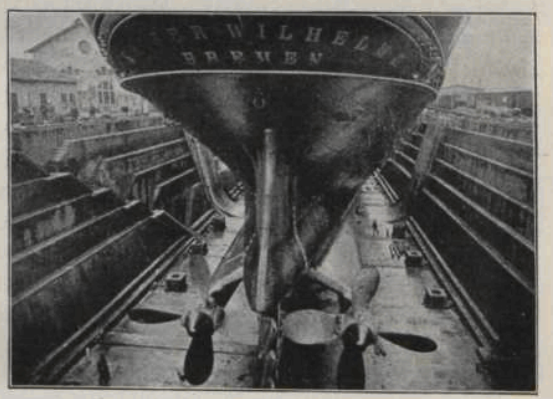
Der andere Beamte, womit ich zuerst verhandelt hatte, wurde gerufen. Nachdem er eine Weile in einer Mappe gewühlt hatte, wandte er sich mir zu: „Haben Sie aber Glück! der Herr ist tatsächlich nicht gekommen. Zweihundertvierzig Mark bitte."

Hierauf fragte er nach Namen, Stand, Körpergröße in Zoll, Gewicht und der Adresse eines Bekannten in Amerika. Als alles

in ein vorgedrucktes Blatt eingetragen war, forschte er: „Nicht wahr, Sie haben doch genügend Geld für die Landung drüben?“

„Aber natürlich, zehnmal genug, wollen Sie sehen?“

Der Anblick des vorgestreckten Geldbeutels befriedigte ihn vollauf. Er händigte mir einen mit Papieren stark gefüllten Briefumschlag ein und mahnte zur äußersten Eile. Wenn ich nicht in zwanzig Minuten am Bahnhof sei, habe ich keine Möglichkeit mehr, rechtzeitig nach Bremerhaven ans Schiff zu kommen. Er brauchte das nicht zweimal zu sagen. Als ich den Bahnsteig betrat, trillerte es gerade zur Abfahrt. Ein Bahnbeamter war unartig genug, meine Bummelei mit ranzigen Worten zu rügen. Es gelang, den letzten Wagen zu erwischen. Das Abteil war leer. Ich warf mein Felleisen in das Gepäcknetz und streckte mich auf die Bank hin, um Betrachtungen über die Unhöflichkeit der preußischen Bahnbeamten anzustellen. —



*Lloyddampfer im Dock.

„Wollen Sie wieder mit nach Bremen?“ schallte es mir in die Ohren.

„Um Gottes Willen, Mann, wo denken Sie hin,“ versetzte ich, hastig aufspringend, „ich will eine Reise um die Welt machen!“

„Da heißt's aber sputen, die werden drüben die Planke gleich hochziehen.“

So war ich also wieder eingeschlafen und unversehends nach Bremerhaven gekommen. Mit ein paar Sätzen war ich aus dem Wagen. Der Bahnangestellte brachte Hut und Koffer hinterdrein. Auf der andern Seite des schmalen Dammes erblickte ich ein ziemlich großes Schiff. Auf seinem Deck preßte sich eine tausendköpfige Menge. Noch mehr Menschen standen unten, die unablässig zum Deck hinauf riefen und winkten. Mehre Schiffskrane zogen Kisten, Koffer, Säcke und Fässer in die Höhe. Ich eilte die Gangplanke empor. An der Bordschwelle empfing mich ein blau gekleideter Mann. „Sind Sie Passagier?“ fragte er.

„So 'ne Frage!“

„Bitte, Ihre Schiffskarte.“

Ich überreichte ihm den vom Lloyd erhaltenen Briefumschlag. Mit mehren Druckfachen kramte er ein Papier von der Größe einer Zeitungsseite heraus. „Na, da ist ja die Karte," murmelte er befriedigt. Also ein Zeitungsblatt nennen die Schiffsmenschen Karte. Ein dabei stehender blau-weiß gewandeter Bursche wurde beauftragt, den Spätling nebst Gepäck in Kabine No. 20 zu schaffen. Dort angelangt, überließ mich der Jüngling meinem Schicksal mit der Entschuldigung, er müsse aufs Deck, um seiner Deern Abschied zu winken. Die seefahrenden Jünglinge müssen es mit der Liebschaft recht genau nehmen!

Eine kurze Untersuchung der Kabine brachte die Überzeugung, daß es sich in ihr ganz angenehm hausen lassen müsse. Sie barg einen Kleiderschrank, zwei Waschbecken sowie vier allerdings schmale Betten, die zu zweit übereinander gestellt waren. Der Buchstabe F an der Wand deutete an, daß das davor stehende Bett mein sei. In den Schlafkisten lagen Gepäck- und Kleidungsstücke wild durcheinander. Das ließ auf Aufregung der Reisenden schließen. Vor einer Bettlade stand ein mächtiger Sack, der, nach Form und Geruch zu urteilen, aus halb zivilisierten Gefilden kommen mußte. Bald genug sollte ich inne werden, daß er zu einem galizischen Sektenprediger gehörte, den die heilige Überzeugung über das Meer trieb, er habe den kürzesten Weg zum Himmel entdeckt und daß das, wenn von irgend einer Rasse, dann bloß von den Yankees anerkannt und belohnt werden würde.

Zunächst dachte ich an menschliche Angelegenheiten. Vor allem mußte eine gründliche Waschung vorgenommen werden. In den letzten 24 Stunden hätten Staub und Schweiß einen klebrigen Hautüberzug gebildet, der nicht mehr zu ertragen war. Seife war vorhanden, aber kein Wasser; dafür eine Blechkanne, womit ich auf die Suche nach einer Quelle ging. Das Glück war mir hold. Gleich nebenan lag der Baderaum. An dem Leitungsrohr über der Wanne füllte ich das Gefäß. Das Wasser deuchte mich nicht sehr sauber. Wenn mit solch trüber Flüssigkeit auch Suppe gekocht wurde, dann brauchte man sich nicht zu wundern, daß die Leute die Seekrankheit bekamen.

In der Kabine entkleidete ich mich bis auf die Lenden und begann mit der Waschung. Merkwürdig, so viel ich auch scheuern mochte, die Seife wollte keinen Schaum geben; sie glitt wie Speck auf der Haut. Ich warf ein Handtuch über und ging in andere Kabinen, nach besserer Seife suchend. Dabei überraschte mich eine Frau, die der Kleidung nach zur Schiffsbesatzung gehörte. Sie machte mich darauf aufmerksam, ich sei in einer Damenkabine, die

zu betreten Herren streng verboten sei; überhaupt sei es unstatthaft, in solch unvollständiger Kleidung das Zimmer zu verlassen. Ich erklärte ihr die Ursache meiner Anwesenheit. Ohne viel Erfolg. Sie hielt mich sehr wahrscheinlich für einen, der in Frauenkabinen auf Abenteuer ausging, nun aber das Bedürfnis für Seife als Ausrede gebrauchte. Seife sei genug in meinem Zimmer, sie wolle mir das zeigen. Das sei alles richtig, aber sei solle mir einmal vormachen, wie man sich damit reinigen könne. Sie besah sich das Waschbecken und erklärte darauf, die Seife sei gut, bloß das Wasser tauge nichts; die Stewards hätten die Kanne, anstatt mit Süßwasser mit Seewasser gefüllt. So was habe sie denn doch nicht für möglich gehalten. Eigentlich könne man sich über solche Vorkommnisse nicht wundern, denn es würden bloß noch junge Bengels eingestellt, die nicht einmal Seewasser von Süßwasser unterscheiden könnten, wohl aber auf Belehrungen von erfahrenen Leuten naseweis antworteten. Ich schwieg, da ich Luft sparen mußte. Mit ranzigen Bemerkungen über die dummen Bengels von Stewards ging die alte Dame hinaus.

*

Der Boden fing leicht zu schwanken an; der Leib des Dampfers zitterte. Die Fahrt hatte also begonnen. Wie Schildkröten einen Elefanten, zogen drei kleine Schleppdampfer das Schiff vorwärts. Die Angehörigen der Passagiere liefen auf dem Damm nebenher, bis er zu Ende ging. Die ganze Deckbevölkerung drängte nach der Steuerbordseite, um die Zurückbleibenden noch einmal zu sehen oder ihnen noch ein letztes Lebewohl zuzuschreien.

Vom Sonnendeck blickte ich auf einen Tücher schwenkenden und wild schreienden Menschenknäuel. Die Frauen schluchzten, Kinder heulten, Männer wischten sich eine Träne von der Backe. Die meisten mochten jetzt ihre schwerste Lebensstunde durchmachen. Im Rücken versank die Heimat mit allem, was ihnen lieb und wert war, vor ihnen eine unbekannte Welt, wo sie das zu finden hofften, was ihnen das Vaterland vorenthielt. Jetzt in der Stunde des Scheidens wurden sie sich eigentlich erst ganz bewußt, wieviel tausend Herzensfäden sie an die Heimat band. Ob sie wohl in der neuen Welt Arbeit und Glück fanden? oder ob sie namenlos, unbeweint untergingen wie unzählige vor ihnen. Ob sie die Heimat jemals wiedersehen würden?

Bange Fragen, worauf niemand antworten konnte. Die Menschenmasse auf dem unteren Deck wurde allmählich still. Nur die Schiffsschrauben summten laut ihr lustiges Lied.

# An Bord der Fidelia.

Ein lautes Glockenzeichen riß mich aus meinen Betrachtungen. Ein über das Sonnendeck kommender Steward ſagte, das ſei das Zeichen zum Eſſen. Er zeigte mich zum Speiſeſaal. An der Tür wurde ich vom Oberſteward artig begrüßt. Mit den Worten: Bitte Herr Ingenieur, wies er mir einen Platz weit oben an der Tafel an. Nach der Anrede zu urteilen, war die Paſſagierliſte noch nicht berichtigt worden und ich hatte als der ausgebliebene Bremer Bürger zu gelten.

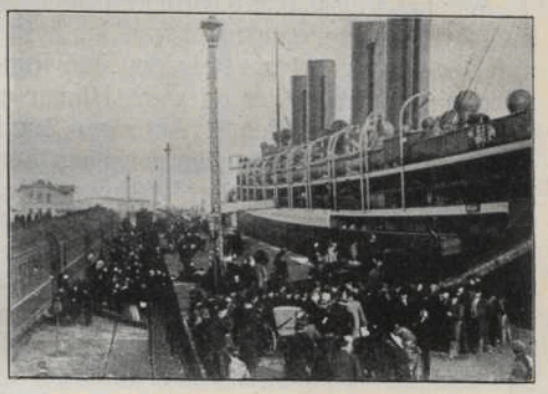
Bloß ein Dutzend Gäſte hatte ſich an den ſchneeweis gedeckten Tafeln eingefunden. Auf den gepolſterten Drehſeſſeln ſaß ſich's ganz bequem, nur waren ſie, wie alle Schiffsmöbel, am Boden feſtgeſchraubt. Das Studium der Speiſekarte eröffnete angenehme Ausſichten. Wenn alle die ſieben Gerichte zu haben waren, brauchte man die Stunden bis zum Abendeſſen nicht zu fürchten. In diesem Augenblick war mir übrigens Zahl und Art der Speiſen ganz nebenſächlich, Hauptſache war, daß es überhaupt etwas gab und bald. Seit Eiſenach, das war ſeit mehr als 24 Stunden, hatte ich faſt nichts mehr gegeſſen. Die Magenwände meldeten ſich mit unerträglicher Aufdringlichkeit. Da die Stewards geſchäftig zwiſchen den Tiſchreihen hin und her ſchoſſen, ohne an den Zweck unſerer Anweſenheit zu denken, ſetzte ich eine Waſſerflaſche nach Seemannsart auf den Tiſch. Die Wirkung übertraf alle Erwartung. Der Oberſteward kam gleich mit drei ſeiner Geſellen angeſtürzt und fragte artig nach meinen Wünſchen. Er erfuhr ſie ſofort. Am erſten Tag ſei es ſchwer, entſchuldigte er ſich, die Zeit einzuhalten, weil ſich die Paſſagiere noch nicht an die Schiffsordnung gewöhnt hätten; immerhin, er wolle ſofort auftragen laſſen. Und es geſchah alſo.

Menge und Güte der Speiſen hielten einen Vergleich mit den eines Landhotels erſter Klaſſe aus. Wer die Fahrt für eine Maſtkur ausnutzen wollte, hatte gute Gelegenheit dazu. Den meiſten Tafelgäſten ſchmeckte es nicht recht. Sie gingen ſchon wieder davon, nachdem ſie einige karge Koſtproben genommen hatten. Ich, als Feind des Kapitals, war jedoch nicht geneigt, der millionenſchweren Schiffsgeſellſchaft etwas zu ſchenken. Hier, wo ſich die ſeltene

Gelegenheit bot, eine kapitaliſtiſche Geſellſchaft von innen heraus auszuhöhlen, wäre es ſtraffällig geweſen, ſie unbenutzt zu laſſen.

Das Hauptdeck war ganz menſchenleer geworden. Das Schiff beherbergte an die 1500 Menſchen, wovon 1200 in Zwiſchendeck, der Reſt in der 2. Kajüte wohnte. Wo ſich dieſe Menge verſtaut hatte, blieb rätſelhaft. Der Kaſten mußte doch bedeutend größer ſein, als er von außen ſchien. Am hintern Deck gähnten zwei Öffnungen; breite Holztreppen führten in die Tiefe. Von unten herauf roch es nach Hering, Sauerkraut und Kartoffeln. Sicherlich fand jetzt dort unten die Speiſung der Zwiſchendeckler ſtatt.

Vom Zwiſchendeck hatte ich zu viel grauſige Geſchichten geleſen, als daß ich nicht den Wunſch gehabt hätte, es jetzt einmal mit eignen Augen zu ſehen. Wegen der Erlaubnis zum Beſichtigen mußte der Schiffsarzt angegangen werden. Doch dazu gab es in den nächſten Tagen noch Zeit in Fülle. Vorerſt tat mir Schlaf ſehr not. Hundsmüde ſuchte ich die Kabine auf. Die alte Gewohnheit, bei offnem Fenſter zu ſchlafen, beſtimmte mich, die Luke am Fußende meines Bettes aufzuſchrauben. Nachdem ich ſo der Erſtickungsgefahr vorgebeugt hatte, ſchwang ich mich hinauf in die Schlafkiſte und verſuchte einzuſchlummern. Das ging nicht gleich. Der Dampfer rollte und ſtampfte nicht übel, und damit auch das Bett. Bald hob ſich der Oberkörper, bald ſenkte er ſich; jetzt flog der Schädel an die linke Bettwand, dann an die rechte. Die kurz vorher zwiſchen die Magenwände verſtauten Speiſen wurden dadurch gut vermiſcht, was der Verdauung nur förderlich ſein konnte. —



*Die Paſſagiere gehen an Bord.

Ein entſetzliches Froſtgefühl machte mich wach. Nach der Urſache der Kälte brauchte nicht lange geforſcht zu werden. Durch die geöffnete Luke war ſo viel Waſſer hereingeſpritzt, daß die Bettücher ausgerungen werden konnten. Vor Froſt klappernd, ſchwang ich mich auf den Boden, warf die Kleider über und eilte hinaus aufs Deck, um mich durch Bewegung zu erwärmen. Die

Kabinen waren sämtlich dunkel; auf dem klatschnassen Deck keine Seele zu sehen. Es mochte gegen drei Uhr morgens sein.

Einen fesselnden Anblick bot jetzt das Meer. Aus dem leichten Wellengekräusel war eine schäumende See geworden. Der Wasserschaum zischte gierig an den Schiffswänden empor. Das Heck fuhr hoch auf und nieder; die Schrauben sausten surrend aus dem Wasser und tauchten schnell wieder unter. Dunkle Nebelschwarten mit Mondlichtfeldern huschten hurtig über die Masten. In der Ferne blitzten grelle Lichter über das tanzende Wasser. Das Naturbild änderte fortwährend seine einzelnen Teile, ohne den Grundton zu verlieren. Ein rasch wechselndes, bezauberndes Schauspiel, woran sich das an ruhige Bilder gewöhnte Auge nicht sattsehen konnte.

Wie prächtig mußte das Bild erst sein, wenn es in das Gold der aufgehenden Sonne getaucht war. Ich beschloß, des Tages Anbruch auf Deck zu erwarten. Beim zweiten Rundgang merkte ich, daß noch ein Nachtwandler da war. Hinten am Steuerhaus saß eine in Decken gehüllte Gestalt. Auf einen Zuruf wurde ich gefragt, ob ich's unten auch nicht mehr aushalten könne. Meine Verneinung hieß den Unbekannten weiter forschen: „Sie sind wohl in der Kajüte? Da ist's schon zum Aushalten, aber im Zwischendeck sind zuviel Menschen zusammengepreßt. Einige haben schon die Seekrankheit. Und wieviel die Juden Knoblauch fressen! Wie das stinkt! Ich wollte auf der Rückfahrt auch wieder Kajüte nehmen, konnte aber keine bekommen. Jetzt will ja alles hinüber, daß sogar die Offizierskabinen mit Passagieren belegt sind."

„Sie sind also mit Juden zusammen?" forschte ich meinerseits.

„Nein, nein, die haben eine Abteilung für sich, schon wegen der Kost. Sie müssen wissen, die wollen auch auf der Reise koscheres Essen haben. Ich bin mit Deutschen zusammen. Der Steward gibt uns etwas besseres Essen, aber der Gestank! Ich bin halt die Gesellschaft nicht mehr gewöhnt."

Auf die Frage, ob er schon lange in Amerika sei, erzählte der Unsichtbare eine lange Geschichte von seiner Auswanderuug, von seinen Freuden und Leiden im Dollarland. Wenn ich einen Beruf habe und in einer Union (Gewerkschaft) sei, werde ich drüben viel Geld verdienen, mindestens 24 Dollar die Woche. Der deutsche Arbeiter könne in Amerika in einem Monat so viel ersparen wie im alten Land in einem Jahr, nur müsse er keine drinks (Getränke) nehmen und nicht den Sport und Spleen der Yankees mitmachen. Vor allem solle ich mich drüben nicht mit den Weibern einlassen. Die schwätzten bloß von ihren Rechten, von Pflichten aber wollten

ſie nichts wiſſen und vom Haushalt verſtünden ſie nichts. Wenn man mit ihnen in Streit komme, liefen ſie zum Dſchödſch (Judge = Richter), der gäbe ihnen allemal recht. Hätte ich mir erſt einmal eine Amerikanerin auf den Hals geladen, komme ich auf keinen grünen Zweig mehr. Alſo würde ich ſicher auf einen grünen Zweig kommen, beruhigte ich den um mich beſorgten Landsmann.

Inzwiſchen war die Sonne aufgegangen. Das Waſſer ſpritzte immer ſtärker über Bord, ſo daß unſre Kleider ganz durchnäßt waren. Der Vermummte verſchwand in einer Treppenöffnung. Ein angenehmer Duft kam von der Küche her. Die Kaffeebrauer waren ſchon an der Arbeit. Als ich mich meiner Kabine näherte, tönte mir ein eigenartiges Gemurmel entgegen. Durch den Vorhangſpalt gewahrte ich einen Mann und eine Frau am Boden knieend den Roſenkranz beten. So ſündigten dieſe Chriſtenmenſchen wider Gottes Gebote, indem ſie den Nachbarn die Nachtruhe ſtörten, als ob ſie nicht den ganzen Tag Zeit hätten, ihre Rechnung mit dem Herrgott zu begleichen.

Bei meinem Eintritt erhoben ſich die beiden Leute verlegen. Der Mann entſchuldigte ſich in „böhmiſchem“ Deutſch. Er ſei vorhin in das Zimmer ſeiner Frau gegangen, um mit ihr das Morgengebet zu verrichten. Kaum ſeien ſie niedergekniet, hätten ſchon die „ſchlechte Maderl“ mit Schuhen und Äpfeln nach ihnen geworfen. Vor einer ſolchen Gottloſigkeit ſeien ſie hierher geflüchtet.

Eine nähere Betrachtung meines jammernden Zimmerkollegen ließ die Handlungsweiſe der „ſchlechte Maderl“ begreiflich erſcheinen. Kein ſich ſelbſt achtendes Mädchen hätte die Geſellſchaft eines ſolchen Geſellen geduldet. Er war der wandernde Beweis der großen Fleiſchnot in Weſteuropa. Ganz im Gegenſatz zu ſeiner Ehehälfte, die, wenn auch nur vorübergehend, wohlbeleibt war. Die beiden andern Kabinenbewohner erhoben ſich, was den galiziſchen Paſtor veranlaßte, ſeinen abgeſchabten Gehrock überzuwerfen und mit ſeinem Weibe davonzufleuchen. —

Die Reiſegeſellſchaft gewöhnte ſich ſchnell an die Schiffsordnung. Am zweiten Tag fand ſie ſich vollzählig und pünktlich zu den Mahlzeiten ein. Auch die Zwiſchenmahlzeiten morgens um 10 und nachmittags um 4 Uhr fanden äußerſt guten Abſatz. An Bereitwilligkeit, die allgemeine Regel zu befolgen, ließ es nur die Tafelrunde im Rauchzimmer fehlen. Wenn um 11 Uhr Feierabend geboten wurde, machte ſicherlich noch jedes ihrer Mitglieder einen triftigen Grund gegen den Aufbruch geltend. Gewöhnlich war Mitternacht lange vorüber, ehe die Mahnung des Stewards, zu Bett zu gehen, beherzigt wurde. Der unwiderſtehliche Drang nach Über-

stundenarbeit hatte sicherlich nicht geistreiche Unterhaltung als Ursache. Nach Geist oder feinem Witz suchte man hier vergeblich. Wer hätte diese Gottesgaben besitzen sollen? Der männliche Teil der 2. Kajüte bestand aus Chikagoer Budikern schweren Schlages, Schreibergesellen, Handwerkern sowie einigen Rentnern; oder aus Amerikanern und Nichtamerikanern. Die einen wohnten schon seit Jahren in den Vereinigten Staaten, hatten drüben, was sie nicht müde wurden zu betonen, ihr Glück gemacht und kehrten jetzt von einem Besuch der alten Heimat zurück; die andern gingen zum ersten Mal nach Amerika, um dort ihr Glück erst zu machen. Die einen, die alten Grünhörner, waren uneigennützig genug, den andern, den jungen Grünhörnern, zu erzählen, wie im Dollarland Geld zu verdienen sei. Solche Belehrung fand immer willige Schüler. Obendrein wurden noch aufregende Erzählungen aus dem wilden Westen, alles eigene Erlebnisse natürlich, zum besten gegeben, die zwar fast unglaublich klangen, aber niemand anzuzweifeln wagte. Wozu auch? Ob wahr oder nicht, jedenfalls belebten sie die Stimmung der Tafelrunde und ließen das Brüllen der Windsbraut überhören: über die See fegte ein schwerer Sturm!

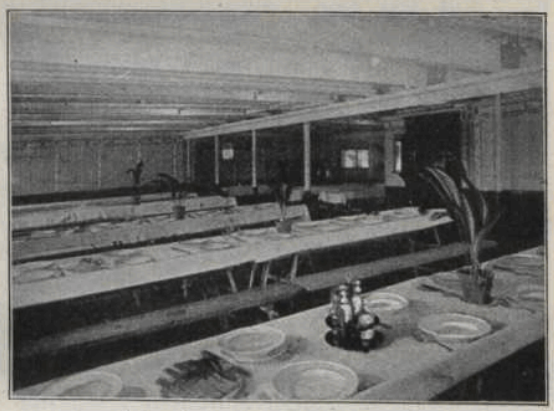
*

Die ersten beiden Fahrtage glich das Hauptdeck einer Kirmes. Die orientalischen Landsmannschaften hatten sich gefunden. Ihre Jungfern, im buntesten Sonntagsstaat und langen Schaftstiefeln, stolzierten Arm in Arm auf dem Deck herum, von den begehrenden Blicken der Jungmannschaft begleitet. Die Töne einiger Ziehorgeln lockerten die Tanzbeine. Bald war ein regelrechter transleithanischer Bauerntanz im Gang. Wer ungarischen Tschardas oder eine Art wallachischen Cakewalk lernen wollte, konnte erprobte Lehrer um ein Wort unentgeltlich haben. Während die Burschen ihre Schönen im Kreise schwangen, wuschen die Mütter Windeln und die Ehemänner schälten Kartoffeln für den Küchensteward. Solchem Dienst sind kleine Vergünstigungen immer sicher.

Doch mit dem Vergnügen am Bord hatte es bald ein Ende. Am dritten Reisetage brodelte die See wie ein Hexenkessel; die Speisekammern der meisten Reisenden nicht minder. Das Wandern im Freien erschwerten die schlingernden Bewegungen des Schiffes sowie der Wind und die Wasserschwaden, die über das Deck fegten. Luken und Treppenöffnungen mußten sämtlich geschlossen gehalten werden; die Zwischendeckler durften ihre dumpfen Räume nicht verlassen. Jede Kabine hatte Seekranke. Auffällig selten wurden kleine Kinder von dem Übel heimgesucht. Während sich die Alten

jammernd auf der Lagerſtatt wälzten, ſpielte die junge Brut ſtillvergnügt am Boden. Bei den einen ſtellte ſich das Magenſpeien urplötzlich, bei den andern allmählich ein. Inmitten der harmloſeſten Unterhaltung fühlten Reiſende ihren Magen ungebärdig werden. Mit einem Satz ſprangen ſie vom Stuhl auf, hin ans Geländer und übergaben dem Meer widerwillig das, was der Magen nun einmal nicht mehr haben wollte. Die Frauen taten desgleichen. Hier bekamen ſie einen Begriff von der Garſtigkeit der Leiden jener Männer, die, zumeiſt Montags, auf dem Lande ſeekrank ſind.

Bei einem meiner Zimmerkollegen trat das Magenſpeien mit einer alle Regeln der Schicklichkeit mißachtenden Plötzlichkeit auf. Er mußte ſchon nachts ſo etwas wie eine beginnende Unordnung in ſeinem Mittelſchiff gefühlt haben, denn er beſtellte ſich zum Frühſtück ausnahmsweiſe Eierſpeiſe. Nachdem er ſie gegeſſen, überlegte er, wie es ſchien, ob er ſeinem Magen noch eine weitere Belaſtungsprobe zumuten dürfe. Seine ſtillen Betrachtungen wurden jählings durch ein gurgelndes: Huupp! unterbrochen, und wäre er ein wenig geſchickter geweſen — er hätte den Eierkuchen wieder vollſtändig zurück auf den Teller gebracht. So aber flog der beſte Teil hart am Tiſchrand hinunter. Ich war froh, daß diesmal ſtatt meiner ein behäbiger Brooklyner Bürger neben ihm ſaß. Seine lichte Hoſe erhielt fettige Punkte. Darob ſchimpfte er elend über die Freigebigkeit des „gottverdammten Dutch“. Das neue weiße Beinkleid habe ich nie wieder an ihm geſehen.



*Speiſeſaal der dritten Klaſſe.

Als die Seekrankheit den Höhepunkt erreicht hatte, ging ich die beiden Ärzte um einen Beſuch des Zwiſchendecks an. Jetzt war Gelegenheit, ſich zu überzeugen, welchen Grad die Qual der Zwiſchendeckler erreichen konnte. Meinem Verlangen ſtand nichts im Wege. Aus dem einen Beſuch ſind es dann viele geworden. Zuweilen habe ich mich ſtundenlang mit meinen Landsleuten dort unten unterhalten.

Nach meinen täglichen Beobachtungen läßt die Behandlung der Zwischendeckler viel zu wünschen übrig. Schon die Impfung oder die Art und Weise, wie sie vorgenommen wird, müssen viele als eine entwürdigende Plackerei empfinden. Auf dem Schiff haben sie sich einer Ordnung zu unterwerfen, die nach Kasernenhof riecht. Die tägliche Musterung und barschen Anreden würde sich der letzte Fabrikarbeiter entschieden verbitten. Zuweilen wurden sie wie unmündige Kinder, mitunter wie geduldete Übel behandelt. Dafür wird Sankt Bürokratius Gründe anzuführen wissen. Man kann sie alle abtun mit dem Hinweis, daß es in der Kajüte ja auch ohne Belästigung der Reisenden ganz gut geht Daß die Leute, die 50 Mark weniger für die Überfahrt zahlen können oder wollen, geringere Ordnungsliebe und Selbstzucht haben als die andern, wird wohl niemand behaupten wollen. Dann ist die Kost im Zwischendeck, verglichen mit der der 2. Kajüte, viel minderwertiger als es der Fahrpreisunterschied rechtfertigt. Es sind eben auch hier wieder die Armen und Ärmsten, woraus der meiste Gewinn gepreßt wird. Dem Arbeiter ist nur zu raten, 50 Mark mehr für die Amerikafahrt aufzuwenden, wenn sie für ihn eine Erholung sein soll.

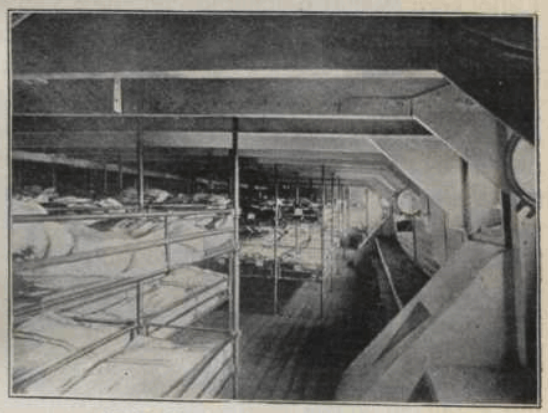
Beim Hinabstieg ins Zwischendeck schlug uns ein atembeklemmender Dunst entgegen. Immerhin war er für den, der die Luft deutscher Fabrikkantinen geatmet hat, zu ertragen; aber der dem Abteil der jüdischen Passagiere entsteigende Gestank hätte den stärksten Mann davongetrieben. Im zweiten Stockwerk der Pritschengestelle wälzte sich eine Anzahl mit allen Kleidern und Stiefeln angetane Frauen. Allem Anschein nach litten sie schwer unter der Seekrankheit. Von Zeit zu Zeit schoben sie den Kopf mit einem Ruck über den Pritschenrand, um das auf den Boden zu lassen, was dorthin wollte. In der Abteilung der Deutschen sah es schon besser aus. Entweder kämpften sie erfolgreicher gegen das Magenspeien an oder sie blieben davon mehr verschont. Sie saßen bei Kartenspiel, Gesang und Musik beisammen. Zwar klagten auch sie, wenn nun auch nicht über das Essen, wohl aber über den Gestank sowie über die Gesellschaft, womit sie die Luft zu teilen hatten.

*

Die Fröhlichkeit der Kajütenbewohner wurde durch die Seekrankheit sehr herabgedrückt. Der wetterfeste Rest der Tafelrunde des Rauchzimmers beriet lang und breit, wie die Langweile behoben werden könne. Das Ergebnis der übernächtlichen Beratungen war der Entschluß, einen Ball zu veranstalten. Junge Damen waren übergenug vorhanden; daß sie beim Tanz nicht versagen würden,

ließ ihre erprobte Arbeitswilligkeit beim Süßholzraſpeln erraten. Der Kapitän wurde in aller Form von dem Plan unterrichtet. Der launige Seebär fragte, wo wir denn die Muſik hätten: wenn es mit Pfeiferei getan ſei, wolle er gerne ein Dutzend Matroſen zum Tanz aufpfeifen laſſen.

Unglaublich, an die Muſik hatte keiner von uns gedacht. Der Plan wäre ſicherlich unausgeführt geblieben, hätte nicht ein politiſcher Kopf rechtzeitig daran erinnert, daß jede große Bewegung vom unteren Volk ausgehen müſſe, ſolle ſie leben und gedeihen. Mit dem Ausſprechen dieſer Binſenwahrheit war auch der Weg gewieſen. Wir ſtiegen hinab ins Zwiſchendeck, die Unterſtützung des unteren Volkes zu ſuchen. Dort trugen wir einem Mann, den die Inſchrift an der Mütze als Dolmetſch bezeichnete, unſer Anliegen vor. Er ſelber kenne zwar keine Muſikanten, immerhin wolle er ſofort mit den „Fidibuſſen“ Rat in dieſer wichtigen Angelegenheit halten. Nach einer geraumen Weile kam er mit fünf artig grüſſenden Gentlemen zu uns aufs Deck geſtolpert. Sie ſeien ſelbſtverſtändlich zum Aufſpielen bereit, nur müßten ſie erſt ihre Inſtrumente aus dem Gepäckraum holen und eine gemeinſame Probe abhalten, damit ihr Muſikantenruf nicht Schaden leide.



*Schlafſaal der Zwiſchendeckler.

Der Schiffshauptmann erfuhr ſofort, daß die Tanzmuſik gefunden ſei und um 8 Uhr antrete. Na, er wolle unſer Unternehmen nicht ſtören, aber er halte ſich doch verpflichtet, darauf aufmerkſam zu machen, welcher Schaden dem Lloyd daraus erwachſe. Der Rede Sinn war ſehr dunkel, ſo daß wir ihn bitten mußten, ſich zu erklären. Er tat wie gewünſcht: Solange die Seekrankheit herrſche, werde wenig gegeſſen, was einen ziemlichen Vorteil für die Schiffsunternehmung bedeute. Wenn aber Tanzmuſik auf Deck ertöne, ſei bombenſicher, daß die Seekranken, beſonders die Buben und Mädchen, vom Bett aufs Deck ſtrebten, um zuzuhören. Dabei bleibe es aber leider nicht. Bald fühlten ſie ſich ſtark genug, ein Tänzchen zu wagen, wobei ſie ihr Magenſpeien vergäßen. Sie ſchwenkten dann immer toller,

durch die Bewegung der Beine und des Herzens bekämen sie mächtigen Hunger, äßen dann die Speisekarte zweimal durch — zum Schaden des Lloyd.

Die Erklärungen des Schiffshauptmannes entbehrten nicht der Wahrscheinlichkeit, und gerade deshalb beharrten wir, die wir kapitalistenfeindlich gesinnt, auf unsrem Plan.

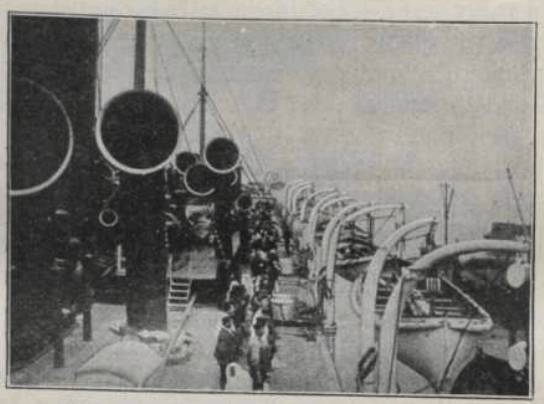
Der Kapitän ließ den Platz neben den Offizierskabinen — das Schiff hatte bloß 2. Kajüte und Zwischendeck — mit Segeltuch abdecken, an den Wänden die Farben vieler Nationen anheften sowie den Raum mit Dutzenden von Glühbirnen erleuchten.

Das Tanzfest war nun bereitet, aber die Musikanten wollten nicht kommen. Gerade als die Geschichte losgehen sollte, meldete der Zwischendeckssteward, es könne nicht gespielt werden, da das Cello vom Wasser beschädigt sei, dem Geiger eine Saite fehle und an der Klarinette zwei Klappen nicht arbeiteten, der andre Geiger sich aber nicht getraue, die Ziehharmonika allein zu begleiten. Die Tanzveranstalter kamen bald überein, daß durch solche Nebensächlichkeiten die Bewegung nicht aufgehalten werden dürfe. Den ängstlichen Musikanten wurde durch den Boten gesagt, daß sie auf alle Fälle und unverzüglich kommen müßten, ob mit ganzen oder halben Instrumenten, sei vollständig nebensächlich. Die Wirkung dieser Weisung ließ sich bald sehen.

Nach einer Viertelstunde entstiegen der Tiefe des Zwischendecks fünf sorgfältig geschniegelte Gestalten mit verdächtigen Bündeln unter den Armen. Sie schoben die Schuld ihrer Unpünktlichkeit dem Schiffszimmermann zu: der habe für die Gangbarmachung der Flöte zu lange gebraucht. Sie müßten nur schnell noch eine Probe abhalten, damit auch alles klappe. Und es klappte vorzüglich. Nach dem fünften, sechsten oder siebenten Takt schon fanden sich Cello, Geig' und Klarinette zu einer Melodei, bloß die Ziehharmonika hinkte immer ein wenig hinterher. Eine Lust war's zuzuhören; selbst des Meer schien sich zu beruhigen. Zwar schlingerte das Schiff manchmal noch scheußlich, so daß die tanzenden Paare an die Wände prallten, allein sie meinten, die See sei jetzt doch bedeutend freundlicher.

Die Vorausage des Kapitäns erfüllte sich richtig. Die Fiedelei hatte noch keine Viertelstunde gedauert, kamen auch schon Jungfrauen, die eine Stunde vorher den Strich unter ihr junges Dasein machen zu müssen geglaubt hatten, in Pantoffeln aufs Deck, natürlich bloß um zu sehen, was eigentlich los war. Und hier, wo alles los war, wurden sie auch ihr Magenspeien los. Einige waren eitel genug, wieder umzukehren, um hochzeitliches Kleid anzulegen; die andern

aber konnten nicht einsehen, warum das Tänzchen nicht auch in Unterrock und Pantoffeln gelingen sollte. Zur elften Nachtstunde jauchzte und tanzte noch alles Volk. Nur einige alte Weiber in Hose und Schürze hatten sich beizeiten in die Kabinen zurückgezogen. Sie wollten nicht unter diesem Volk von heutzutage weilen, daß verderbt genug sei, über dem Süßholzraspeln die Seekrankheit zu vergessen. Die Verderbtheit war auch wirklich schlimm. Denn nach dem Tanz fand sich die Gesellschaft noch im Speisesaal zusammen und manches deutsche Burschenlied schallte über das wildbewegte Meer. An das Magenspeien wurde die folgenden Tage nur noch wenig gedacht, um so mehr aber ans Essen. Diese Wandlung hatte ein kleines Tänzchen bewirkt. Drei Tage später fand noch eins statt.



*Mannschaftsübung auf dem Bootsdeck.

# Der Plan für die Weltreise.

Wie der Schulunterricht, so muß auch das Reisen planmäßig betrieben werden, soll sein Nutzen nicht in umgekehrtem Verhältnis zu den Kosten an Zeit und Mitteln stehen. Leider wird diese Selbstverständlichkeit von der Arbeiterjugend noch nicht genug beherzigt. Sie zieht ohne festes Ziel in die Welt, „walzt" planlos landauf landab, und erst sehr spät sieht sie ein, wie unsinnig diese Reiserei ist. Wieviel Kenntnisse hätte sie sammeln, wieviel Erfahrungen mitbringen können, hätte sie diesen Anschauungsunterricht im großen mit mehr Verständnis genossen.

Darüber war ich einig mit mir: die Fahrt um die Erde durfte nur nach einem in allen Teilen gut ausgearbeiteten Plan vorgenommen werden. Dadurch war es möglich, der Vergeudung von Zeit und Geld vorzubeugen. Die Plötzlichkeit des Antritts der Reise hatte aber keine Muße gelassen, den Plan zu entwerfen. Das Versäumte mußte nachgeholt werden, ehe ich fremde Erde betrat.

Vom ersten Tage meiner Anwesenheit auf der Fidelia ward jede freie Stunde der Ausarbeitung des Planes gewidmet. Sie stellte sich schwieriger heraus als ich angenommen hatte. Die Hoffnung, auf dem Schiff welterfahrene Leute zu treffen, erfüllte sich nicht. Die höhere Bildung war überhaupt nicht vertreten. Die Masse der Kajütenpassagiere bildeten schlichte Menschen, deren Geist sich bislang nur mit der Auffindung eines Brotplatzes beschäftigt hatte, wo sich das Leben leidlich leben ließ. Auch von den Amerikanern war, obwohl einige das Meer verschiedene Male gekreuzt hatten, nichts zu lernen. Sie kannten die Zustände des Ortes, wo sie der Zufall hingeworfen hatte, wußten schließlich auch, wo dort ein gutes Glas Bier, wohlfeile Mahlzeit sowie ein luftiger Tingeltangel zu finden waren, aber weiter nichts. Von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen ihres Landes konnten sie nicht viel mehr berichten als der Durchschnittseuropäer. Daß im Dollarland ein Arbeiter neben seinem Tagwerk noch Land und Leute erforschen wolle, konnten sie nicht recht glauben. Nur ein Grünhorn könne seine Zeit für eine Sache opfern, die nichts einbringe. Sie gaben mir den Rat, mich um einen Posten bei der Neujorker Polizei zu bewerben; meine Körpergröße werde als gute Empfehlung dienen.

Da verdiene ich vier Dollar den Tag, und könne noch einen Haufen Geld nebenbei „machen".

Wider Erwarten wußten auch die ozeankundigen Seeleute wenig von den Verhältnissen fremder Länder und Völker. Ihre Wissenschaft ging über ein paar Dutzend mehr oder weniger gute Geschichtchen nicht hinaus. Eigentlich läßt das nicht Wunder nehmen. In der Regel erlaubt ihnen die Zeit zwischen Ankunft und Abfahrt des Schiffes nicht mehr als einen Besuch der Hafenstadt. Was sie in diesen, von Eingewanderten gefüllten und gemodelten Plätzen sehen, mag eigenartig sein, kann aber nicht als Ausdruck des Lebens und der Einrichtungen des fremden Volkes gelten. Um diese kennen zu lernen, ist ein längerer Aufenthalt im Innern des Landes nötig, wo sich der Einfluß der Einwanderung weniger geltend macht. Das aber ist Durchschnittsseeleuten nicht möglich. Was sie mir über Amerika erzählten, stellte sich später als unrichtig heraus. Im Verlauf der Reise bin ich immer wieder inne geworden, daß der Seemann ein wenig zuverlässiger Berichterstatter ist.

Da die Menschen versagten, griff ich zu den Büchern. An den Reisehandbüchern hat der bürgerliche Reisende ohne Zweifel eine gute Stütze, für den Arbeiter aber ist ihr Nutzen gering. Sie beschreiben eine Welt, woran der Proletarier wenig Teil haben kann. Die darin vor Hotelnamen angebrachten Sternchen sind für den einen eine Einladung, für den andern ein Warnungszeichen; der Reiche buchstabiert sie: preiswürdig, der Arme aber: unbezahlbar. Die Reisewege des Wohlhabenden sind nicht die des Proletariers. Jener bewegt sich auf den luftigen Höhen der Gesellschaft, dieser in ihren düsteren Niederungen; jener verlangt Bequemlichkeit, dieser Billigkeit vor allem. Für den Reichen ist das Reisen eine Gelegenheit der Abwechslung, der angenehmen Kurzweil, des süßen Nichtstuns; für den Mann mit dem schlanken Beutel dagegen ist sie die Zeit der größeren Entbehrung, der unsicheren Zukunft.

Diesen Gegensätzen kann kein Reisehandbuch gerecht werden. Solange ein Arbeiter-Bädeker nicht geschrieben ist, muß sich der Proletarier ohne gedruckten Führer seinen Weg durch fremde Länder bahnen.

Die Schiffsgesellschaften verteilen unentgeltlich Auskunftsbücher, worin ziemlich zuverlässige Beschreibungen und die Fahrpreise zu finden sind. Auf dem Schiff lagen solche Schriften genug herum. Je mehr ich mich in sie vertiefte, desto leichter deuchte mich mein Unternehmen. Wäre mir diese Erkenntnis früher geworden, die alte Dame Europa hätte mich, bei Gott, die Erdumsegelung zehn Jahre eher antreten sehen.

Die Frucht des mehrtätgigen Studiums war folgender Entwurf:

Reiseweg: Neujork—St. Franzisko—Honolulu—Tokio—Schanghai—Singapore—Port Said (Jerusalem)—Genua—Stuttgart.
Reisezeit: drei Jahre.
Reisekosten: mindestens 8500 Mark.

Zum Erforschen der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Länder schienen mir drei Jahre als das allermindeste. Die Kosten des Lebensunterhaltes der 1095 Reisetage setzte ich mit 6500 oder sechs Mark den Tag an. Dieser Betrag deuchte mich reichlich. Durch Hinzuzählung des Fahrgeldes von etwa 2000 Mark kamen die gesamten Kosten der Weltreise auf 8500 Mark. Eine solche Summe hätte sogar ein Arbeiter-Dilettant in 36 Monaten zusammenbringen können; dazu war weder außergewöhnliche Klugheit noch die Arbeitskraft eines Mammuts notwendig. Gesetzt den Fall, ein ungünstiger Stern hätte mir nie mehr als durchschnittlich 2.50 Dollar (= 10 Mark) verdienen lassen, so wären dennoch in 900 Arbeitstagen 9000 Mark zusammen zu bringen gewesen. Wahrscheinlich aber würde ich drei, wenn nicht gar vier Dollar den Tag verdienen.

Menschen, deren Sinn aufs Kleinliche gerichtet ist, würden in dieser Rechnung manchen Fehler entdeckt haben. Sie hätten eingeworfen, Krankheit, Arbeitslosigkeit und andere Erdübel seien nicht berücksichtigt. Gewiß, für den Alltag sind diese Einwände nicht unberechtigt; aber hier handelte sich's eben nicht um etwas Alltägliches, wofür günstige Durchschnittsverhältnisse und nicht ungünstige Zufälligkeiten vorausgesetzt werden mußten, sollte das Unternehmen nicht von allem Anfang an scheitern. Nur Hoffnungsseligkeit verbunden mit festem Selbstvertrauen konnten es vollbringen. Mit der Aufzählung etwa möglicher Unannehmlichkeiten ist eine derartige Sache schon halb verloren. Warum mir übrigens gerade bei dieser Gelegenheit Übel zustoßen sollten, war nicht recht einzusehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich Glück haben, vielleicht mehr als ich verdiente.

Der Weg war festgelegt, die Geldfrage geklärt, nun bedurfte es bloß noch eines Leitfadens für die körperliche und geistige Reisetätigkeit. Planmäßigkeit heißt nichts anderes als zu wissen, was zunächst tun, wenn eine Arbeit getan ist. Es galt die ganze Reise in Abschnitte zerlegen, dann jedem Weg- oder Zeitabschnitt seine besondere Aufgabe zuweisen. Und erst immer nachdem diese erfüllt worden war, durfte der Bündel wieder geschnürt, mit dem nächsten Abschnitt und seiner Aufgabe begonnen werden. Neujork wurde für die allgemeine Umschau und die Erlernung der englischen

Sprache beſtimmt, Washington für das Studium der amerikaniſchen Regierungsmaſchine, Pittsburg zur Betrachtung der Stahlinduſtrie uſw. Durch eine ſolche Einteilung war dem Studium wie der Fabrikarbeit ein nahes, ſtets leicht erkennbares Ziel geſetzt.

Ob ſich der Plan bewähren werde, konnte nur ſeine Durchführung dartun. Ich brannte darauf, ſeine Güte zu probieren. Leider konnte damit nicht ſofort begonnen werden, da die Fidelia immer noch ein paar Tage bis Neujork zu ſchwimmen hatte.

* Landungshalle des Lloyd.

## Die neue Welt zeigt sich.

Am Morgen des zehnten Reisetages ließ die Beobachtung der Schiffsordnung viel zu wünschen übrig. Das Glockenzeichen zum Essen ertönte umsonst. Nur vereinzelt und unpünktlich kamen die Gäste zum Frühstück. Die Yankees erschienen frisch rasiert im Sonntagsgewand im Speisesaal, gingen jedoch gleich wieder hinaus zu den andern, auf die Steuerbordseite. Dort drängte sich das ganze Schiffsvolk. Es wurde lebhaft über die Bedeutung der Schattenriffe gestritten, die mit dem Morgengrauen am Himmel aufgetaucht waren. Waren es bloß Wolken oder hatte man es mit Land zu tun?

Zwar weit konnte die Küste nicht mehr sein. Schon am vorhergehenden Abend hatten sich Mövenschwärme gezeigt; der anbrechende Tag ließ in weiter Ferne Dampfer und Segler sehen. Die Schiffsoffiziere ließen durchblicken, wenn alles gut ginge, könnten die Kajütenpassagiere schon gegen Mittag von Bord; die Ausschiffung der Zwischendeckler werde allerdings erst nachmittags oder gar erst am anderen Morgen zu bewerkstelligen sein.

Fünfzehnhundert Augenpaare waren westwärts gerichtet: jedes versuchte die neblige Ungewißheit zu durchbohren; jedes wollte als erstes Land entdecken. Plötzlich ertönte von irgendwo: Land! Land! Gleich drauf hallte das Wort oben und unten, hinten und vorne wieder, aus allen Kehlen dröhnte: Amerika! Amerika!

Die Menschen unten auf dem Hauptdeck schrien wie besessen; einige fielen sich vor Freude in die Arme; über manches Gesicht rollte eine Träne. Die vielsprachigen Schreie vereinigten sich zu einem Freudengeheul. Alle Hände winkten unablässig hinüber zum Ufer: der neuen Welt zum Gruß!

Die Qual des Zwischendecks hatte nun endlich ein Ende: In der Nähe winkte das Goldland Amerika, das Land der Hoffnung. —

Amerika! Eine Schar hoffender Menschenkinder jubelt dir entgegen! Dir, dem Kanaan der Armen und Unterdrückten. Bei ihnen hat dein Name seine bezaubernde Kraft noch nicht eingebüßt. Dein Ruhm (oder die Überredungskunst eines Werbers) bringt sie an deine Küste. In den langen Tagen der Fron haben sie deinen

Namen inbrünstig geflüstert; Träume von dir haben ihren Schlaf versüßt; der Gedanke an dich gab ihrem Streben ein neues, ein schönes Ziel. Sie bauen auf dich, daß du ihnen gebest, was die Heimat versagte: Freiheit und Brot! Jetzt jauchzen sie dir entgegen in der Erwartung, daß du nun erfüllest, was dein Name ihnen versprochen. Wirst du ihre Erwartung erfüllen? oder wirst du sie um die Hoffnung ihres Lebens betrügen? Wenn dieses der Fall sein sollte, dann wärest du wert, daß dich das Weltmeer verschlinge. —

Die Augen blieben unausgesetzt auf die Küste gerichtet. Mit kindlicher Bewunderung wurde die Landschaft gemustert, jeder auftauchende Gegenstand besprochen. Wie ich mir die amerikanische Landschaft vorgestellt hatte, konnte ich nicht gleich sagen. Immerhin hatte ich etwas Außergewöhnliches, Großartiges erwartet. Statt dessen fand ich ein Gelände von ganz gemeiner Alltäglichkeit. Längs des Ufers lief eine Straße, von Bäumen eingesäumt wie jede andere auch; die Felder gemahnten mich an Flandern, die Häuser an Deutschland.

Die Fidelia fuhr vorsichtig in einer von Pfählen abgesteckten Straße. Allmählich tauchte auch auf der Backbordseite Land auf. Dieses entsprach nun schon mehr meiner Vorstellung von Amerika. In sanften Wellenlinien laufende Hügelketten mit Ziergärten und weißen Häusern wurden sichtbar.

Die beiden Landseiten näherten sich. Der Dampfer bewegte sich sacht, oder stand er überhaupt still? Die Ferngläser der Kommandobrücke richteten sich auf einen kleinen Dampfer, der stracks auf uns zu steuerte, als ob er ein Loch in unsere Bordwand rennen wollte. Der Kapitän schrie durch ein Sprachrohr auf die Ankommenden ein. Eine Strickleiter flog über Bord. Unten suchten sechs Hände das schlenkernde Ende zu erhaschen. Einige Minuten später kam ein Mann an der baumelnden Leiter über den Reling gekrochen. Er hatte es sehr eilig. Spornstreichs kletterte er auf die Kommandobrücke: der Lotse.

Langsam schob sich die Fidelia in die Narrows, in den eigentlichen Hafeneingang. Die beiden Festungen — Fort Hamilton und Fort Tompkins —, die wie zwei Wachtposten den Hafen beschützen, wurden sichtbar. Wir waren mit dem Austausch unserer Ansichten über die Einnehmbarkeit dieser Befestigungen noch nicht zu Ende, als das Schiff schon wieder stoppte. Zwei Boote näherten sich in großem Bogen. Vornehm gekleidete Herren standen auf dem schwankenden Deck und suchten sich durch Schreie und Gebärden mit der Kommandobrücke zu verständigen. Nach einigem Mühen gelang es, die beiden Boote an unsre Schiffsflanke festzumachen.

Bald kamen mehre Herren über den Reling gekrochen. Zollbeamte und Ärzte! raunten uns die Stewards zu.

Auf einem der Boote blieb ein glattrasierter Gentleman zurück. Er musterte die Gäste mit scharfem Blick. Da er der erste Bürger des großen Freistaates war, der sich uns ruhig zum Beschauen stellte, waren natürlich alle Augen auf ihn gerichtet. Einige Passagiere glaubten sich durch freundliche Zurufe bei dem mit kalter Gleichgültigkeit dreinschauenden Mitbürger von morgen einschmeicheln zu sollen. Mit einer verächtlichen Handbewegung wies er jede Annäherung ab. Der Lümmel war gemein genug, uns in nicht mißverständlicher Weise zu bedeuten, wir möchten wieder dahin zurückkehren, woher wir kamen. Und das mußte denen geschehen, die einige Stunden vorher dem Land mit aller Begeisterung, deren sie fähig waren, entgegengejauchzt hatten. Allgemeine Entrüstung über diese Nichtswürdigkeit.

Ein Ruf brachte uns in den Speisesaal. Dort saß einer der angekommenen Zollbeamten hinter einem Haufen Papiere. Er fragte einen nach dem andern, ob er etwas Zollpflichtiges im Koffer habe. Auf die verneinende Antwort schob er ein Papier zum Unterschreiben hin. Allem Anschein nach sollte durch die Unterschrift die mündliche Angabe noch ausdrücklich bestätigt werden. Nachdem so die Zollerklärung erledigt, verlangte der Arzt die zukünftigen Hausgenossen des Onkel Sam zu besichtigen. Für die amerikanischen Bürger genügte die Vorweisung ihres Bürgerpapieres. Er interessierte sich für unsere Körperbeschaffenheit im allgemeinen und für unsere Augen im besonderen. Jeden einzelnen musterte er von oben bis unten, zog ihm dann die Augenlider sperrweit auseinander, und wenn es auch hier nichts zu beanstanden gab, wies er den Mann an einen dritten Beamten, der zwei kleine Karten verabreichte: die Eintrittskarten für die neue Welt.

So glimpflich kommen die Zwischendeckpassagiere nicht davon. Ihnen winkt eine viel gründlichere Untersuchung auf der Einwandererinsel Ellis Island.

Inzwischen war die Fidelia schon weit in den Hafen vorgedrungen. Vor uns lag wie eingebleit ein riesiger schwarzer Kasten, der aus irgend einem Grunde nicht an seine Anlegestelle konnte. In der vorhergehenden Nacht hatte er uns überholt. Nun mußte er erfahren, daß seine Hetze umsonst gewesen war. Die Zahl der Schiffe mehrte sich derart, daß wir nur noch einen Wald von Masten erblickten. Prächtige mehrstockige, mit Menschen und Fuhrwerken beladene Fährboote kreuzten den Hafen in einem fort. Ihre Dampfpfeifen verursachten einen Höllenlärm. Von der Backbordseite

erscholl lautes Geschrei. Die Passagiere begrüßten die Freiheitsgöttin. Die metallene Dame muß sich längst an solche Auftritte gewöhnt haben. Mit ruhig lächelnder Miene, die mit einer Fackel bewehrte Hand hoch emporhaltend, stand sie vor uns als das Wahrzeichen des die Welt erleuchtenden Amerika. Wieviel Millionen hoffnungsvoll jubelnde Menschen hat sie nicht schon kommen, und wieviel Millionen enttäuschter nicht schon davonfleuchen sehen?

Amerika erleuchtet die Welt! Mag sein, aber bitte, mit was?

Links tauchte Hoboken mit seinen weit ins Fahrwasser geschobenen Landungsdämmen auf; rechts Neujork. Ein verräuchertes Häusergewirr, woraus in unregelmäßigen Abständen graue schlanke Steinkisten, Wolkenkratzer, emporschiessen. Der Stadtteil, der von Bord zu sehen war, kam mir bekannt vor. Auf vielen Abbildungen hatte ich ihn schon gesehen. Das Urbild deuchte mich weniger schön, weniger einladend. Übrigens, viel war von der Viermillionenstadt nicht zu sehen. Die hohen Häuser an der Wasserkante hemmten den Blick. Ob die Stadt innen schöner oder häßlicher war, als wie sie sich zeigte, würde ich bald herausfinden, denn lange konnte die Fahrt ja nicht mehr dauern.

Die Freiheitsgöttin.

Zwei kleine Dampfer drehten unser Schiff. Unter Stoßen und Schreien schob es sich langsam zwischen zwei Landungsstege, an deren Giebeln in riesiger Schrift: North German Lloyd, zu lesen ist. Auf der Rampenspitze des einen Landungsgebäudes preßte sich

eine zahlreiche Menschenmenge, die uns mit Schreien und Tücherschwenken geziemend begrüßte. Vom Schiff aus wurden die Grüße mit gleicher Lebhaftigkeit erwidert. Freundliche Worte flogen herüber. Daß mir keines galt und daß niemand erschienen war, mich abzuholen, stand fest. Die paar Bekannte, die ich in Neujork hatte, wußten hoffentlich nichts von meiner Ankunft. Ich wollte so unbemerkt wie möglich meinen Einzug in die neue Welt machen, wollte von Anfang an meinen Weg allein wählen und mich den Landsleuten erst dann bemerkbar machen, wenn ich festen Fuß gefaßt hatte. So hoffte ich, ihnen den Schrecken über die Ankunft eines neuen Grünhorns und mir das Anhören unmaßgeblicher Ratschläge zu ersparen. Die Laufplanke ward gelegt und damit eine feste Verbindung mit dem amerikanischen Erdteil hergestellt. Ein Troß Männer rannte wie besessen auf uns zu. Ich hatte jetzt keine Lust, mich in irgend eine Unterhaltung einzulassen, sondern ging mit meinem Köfferchen hinüber. Am Ende des Laufbrettes verlangte ein Mann die beiden Karten, die uns eine Stunde vorher die Beamten eingehändigt hatten. Sein Wunsch wurde erfüllt. Aber damit war die Bahn noch nicht frei. Einige Burschen umringten mich, in einem fort schreiend: Keebel! Keebel! dabei Bleistifte schreibbereit auf Kabeltelegrammbogen haltend. So sehr eilte bei mir die Benachrichtigung nicht. Meine Bekannten daheim im Vaterland würden die Kunde von meiner Abreise und von meiner Ankunft am Vordertor des Onkel Sam auch mittels einer Postkarte noch früh genug erhalten. Ich eilte durch eine ungeheuer geräumige Halle dem Ausgang zu. Das stolze Gefühl, als der erste der Passagiere amerikanischen Erdboden zu betreten, trieb mich vorwärts. Leider stellte sich dem Ziel meines Ehrgeizes ein Hindernis in den Weg. Am Ausgang hielt mich ein Kerl an. Alle Überredungskunst half nichts, ich mußte wieder zurück: erst müsse mein Gepäck untersucht werden.

An den Wänden der Ankunftshalle sind alle Buchstaben des Alphabets zu lesen. Unter einigen hatten sich schon Menschen und Gepäckstücke gehäuft. Ich pflanzte mich breitspurig vor dem Buchstaben K auf, damit die Zollbeamten sehen konnten, daß hier Geschäft blühe. Aber keiner ließ sich blicken. Ladearbeiter, Stewards und Matrosen schleppten Kisten und Kasten herein. Das Leben der Halle glich dem eines Jahrmarktes. Alles wirtschaftete, hetzte; besonders die Passagiere zeigten sich unbegreiflich stark aufgeregt. Während der Reise hatten wir uns wiederholt heilig versprochen, die Bekanntschaft weiter zu pflegen, fleißig Nachrichten auszutauschen, in der neuen Welt treue Freundschaft zu halten. Und

jetzt, nachdem sie kaum den Fuß aufs Land gesetzt hatten, schienen sie schon ihr Versprechen vergessen zu haben. Wortlos, ohne aufzublicken, rannten sie, ihre Verlegenheit schlecht verbergend, an mir vorüber, als ob sie mich niemals gesehen hätten. Ganz unbegreiflich deuchte mich dieses Gehaben. Und dennoch, der plötzliche Wandel war schließlich zu verstehen.

Mit dem Verlassen des Schiffes waren die Bande der Landsmannschaft, der Kitt, den die Muttersprache bildet, verschwunden. Die Zeit der Muße, der ungestörten Pflege der Gefühle, war vorbei. Die Forderungen des Alltagslebens heischten alle Aufmerksamkeit: der Kampf ums Dasein begann wieder. Das Tun und Denken der Passagiere, allesamt Kleinbürger oder Proletarier, wurde jetzt, nach den kurzen Tagen des Versorgtseins, in verstärktem Maße von den Sorgen ums tägliche Brot beansprucht. Der Taglöhner des Weltgetriebes muß eben erst den Magen befriedigen, ehe er den Neigungen des Herzens folgen kann.

Das Warten auf die Zollabfertigung fing an langweilig zu werden. Ich fragte einen auf mich zukommenden Steward, wo denn die Zollbeamten eigentlich seien. Statt zu antworten forschte er, wem ich das Trinkgeld übergeben habe? Der sanfte Wink nach meinem Geldbeutel wurde verstanden. Einige Markstücke brachten den Fechtbruder von dannen. Von der feinen Tugend Verschwiegenheit mußte der seefahrende Jüngling wenig haben. Anstatt das Trinkgeld als Schweigegeld zu betrachten, plärrte er meine Freigebigkeit aus. Die Wirkung ließ sich gleich sehen. Sechs seiner Kollegen schoben sich verlegen vor mich hin und stellten Fragen von gleicher Durchsichtigkeit. Schließlich kam auch noch der Obersteward gemessenen Schrittes heran — um sich zu erkundigen, ob ich mit der Bedienung nicht zufrieden gewesen sei. Mit einem Fünfmarkstück schloß ich ihm Fragklappe und Hand.

Das Lauern auf die Zolluntersuchung hatte mich 26 Mark gekostet. An diesem Verlust war bloß der dämliche Kerl am Ausgang schuld. Hätte er mich ziehen lassen, das Geld wäre mir nicht abgeknöpft worden. Der letzte Tag hatte ohnedies den Inhalt meines Beutels stark vermindert. Gerade als die Begeisterung über das Auftauchen des Goldlandes Amerika am höchsten war, wurden die Rechnungen für Getränke usw. verteilt. Die Begleichung kostete mich beinahe 50 Mark. Wie konnte man nur in ein paar Tagen dermaßen in die Kreide kommen! Durch diese Ausgabe war meine Barschaft auf 200 Reichsmark zusammengeschmolzen. Sicherlich nicht sehr viel, na, schließlich aber doch noch mehr als genug, in der neuen Welt Fuß zu fassen.

Auf der andern Seite der Halle behandelten zwei Kerle mit Brecheisen und Hammer die bunt bemalte Lade einer böhmischen Maid. Ihre Amtsmützen deuteten auf eine Verbindung mit dem Zollgeschäft hin. Ich stellte mich ihnen mit meinem Köfferchen vor. Sie schütteten den Inhalt auf den Boden, ich las die Brocken wieder zusammen, sie händigten mir einen Zettel ein: die Zolluntersuchung war erledigt. Der vermaledeite Bursche an der Pforte grinste hämisch: jetzt sei ich allright (sprich: ohlrait = in Ordnung). Bei dem Schalter zur Linken ließ ich das Gepäck zurück und eilte hinaus.

Auf der Straße empfing mich schreiendes, knarrendes Leben. Der Fahrdamm mit Fuhrwerken vollständig bedeckt. Tiere, Menschen und Wagen ordneten sich, wie auf höheren Befehl, in eine Linie und schoben sich in innigem Einklang vorwärts. Weiter unten bog der geräuschvolle Zug links ab. Den Ruf der Heilsarmee: Folgt der Menge! beherzigend, trabte ich nebenher. Es ging unter einem Holzschuppen durch auf ein Fährboot. Die Fuhrwerke reihten sich unten eng neben- und hintereinander, die Fußgänger stiegen die Treppe hinauf oder gingen in einen Seitenraum, der mit Polstersesseln ausgestattet war. Hier ließ ich mich nieder und wartete mit einem Dollarzettel in der Hand auf den Fahrgeldeinnehmer. Das auffällig gehaltene Papiergeld hatte eine Wirkung, die ich nicht ahnen konnte. Drei Negerjungen stürzten mit Wichskasten und Fußschemel herzu. Einer lag sofort auf den Knien, krempelte meine Hose auf, setzte meinen Fuß auf den Schemel und begann mein Schuhzeug einzuschmieren. Ich winkte wiederholt ab, aber ohne Erfolg. Der schwarze Bengel grinste nur verständnislos. Daß er sich durch das Herausziehen des Dollarscheines bestellt halten konnte, bedachte ich in diesem Augenblick nicht. Sein Geschäft verstand er sicherlich. In wenigen Minuten hatte er mit Bürste und Poliertuch meinem Schuhzeug das Aussehen nagelneuer Lackschuhe gegeben. Nachdem er sein

* Ankunftshalle.

glänzendes Werk mit einem selbstzufriedenen Lächeln gestreift hatte, erhob er sich schnell, nahm mir den Dollarzettel aus der Hand, gab 90 Cents zurück und zog wortlos von dannen.

Das Boot setzte sich in Bewegung, wir erreichten das andere Ufer, aber noch niemand war gekommen, mir Fahrgeld abzuverlangen. Die kommenden Fahrgäste lösten sich vor Betreten des Schiffes eine Karte. Demnach hätte ich auf der andern Seite die 5 Cents (= 20 Pfg.) entrichten müssen. Nun hätte ich gewiß, um die Gesellschaft nicht zu schädigen, noch nachträglich eine Karte lösen können. Allein eine solche Gewissenhaftigkeit wäre im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ja doch bloß als das Zeichen einer weit fortgeschrittenen Geistesschwäche gedeutet worden. Diese Unannehmlichkeit war durch stilles Weggehen leicht zu verhüten. So betrat ich mit nicht ganz reinem Gewissen das Pflaster Neujorks.

Ein furchtbares Getöse umfing mich. Die Menschen schienen es alle sehr eilig zu haben. Hastig fleuchten sie an mir vorüber. Das Brausen des Straßenverkehrs und das höllische Geraffel der Hochbahn kamen mir vor, wie die dröhnenden Klänge eines alle Sinne verwirrenden Einzugsmarsches. Ich deuchte mich in eine schrecklich lärmende Riesenfabrik versetzt. Hier mußte es viel Außergewöhnliches zu sehen geben. Wohlgemut und abenteuerlustig schritt ich wacker fürbaß, der Linie folgend, die ich auf meinem Stadtplan gezogen hatte. Sie zeigte auf die Südostseite, auf Großjerusalem. Hier hausen siebenhunderttausend Kinder Israels. Bei ihnen wollte ich mich zuerst niederlassen.

ZWEITER TEIL

# ZWISCHEN DEM ATLANTISCHEN UND DEM STILLEN WELTMEER.

## Neujork.

Daß Neujork eine ſchöne Stadt ſei, wird niemand behaupten wollen, ſelbſt der Yankee nicht. Der erſte Anblick, den man von ihr beim Austritt aus dem Fährboot bekommt, iſt alles andere, bloß nicht angenehm. Vor einem ſteht ein verräuchertes Häufergeſtrüpp mit kahler Außenfläche. Die Neujorker Straßen ſind gewiß noch nicht die ſchlechteſten in Amerika. Was aber will das viel beſagen? Der Fahrdamm iſt roh gepflaſtert und ſchrecklich zerfahren, der Boden des Fußſteiges oft geborſten und ſtückweiſe eingeſunken. Die Verkommenheit der Straße läßt erraten, daß ſich ihrer eine beſſernde Hand nur jubiläumsſelten erbarmt. Der Verkehr wird nicht ſelten durch aufgeſpeichertes Gerümpel gehemmt. Der Zugang zu den Hauskellern geſchieht, wenn auch nicht überall, von der Straßenſeite. Die Treppeneingänge ſtoßen weit in den Fußſteig hinein. Die Bodenöffnungen ſind allerdings mit Falltüren überdeckt, aber ſie ſind durch langen Gebrauch verbogen, liegen nicht glatt auf, ſind oft bis weit in die Nacht hinein ſperrweit geöffnet, ohne eine Schutzwehr zu haben. Der Eingeborene iſt von Jugend auf an dieſe Fallöcher gewöhnt. Mit ſicherem Gefühl weicht er ihnen aus. Trotz alledem gibt es Unfälle in Maſſe. Der Amerikaner ſcheint jedoch Hinfälle und Abſtürze als auch die Verſchandelung der öffentlichen Verkehrswege durch Falltüren nicht krumm zu nehmen; andernfalls hätte er ſchon längſt darauf dringen müſſen, daß dieſe Menſchenfallen von Geſetzes wegen verboten werden.

Aber halten wir uns nicht länger bei dieſer Schluderei auf; ſtreben wir in das Innere der Stadt, dem Broadway, der größten Geſchäfts-

ſtraße zu. Das Straßenbild wird zwar allmählich anders, beſſer, bleibt aber immer amerikaniſch. Anstelle der dreiſtöckigen Backſteinkiſten treten fünf- bis achtſtöckige Bauten. Die vielen Schilder geben zu erkennen, daß ſich darin Geſchäfte befinden. Zwiſchen hindurch ſtoßen Wolkenkratzer zum Himmel empor. Der Mammut des Hochbaues beherrſcht ſeine Umgebung durch freche Größe; neben ihm werden gewöhnliche Häuſer zu winzigen Schachteln. Baukünſtleriſche Schönheit ſucht man am Wolkenkratzer vergeblich. Darum war es übrigens ſeinem Erbauer auch gar nicht zu tun, nur zweckdienlich ſollte er ſein. Und das iſt er jedenfalls.

Auf der Südſpitze Manhattans, der Inſel, worauf das alte Neujork liegt, bewegt ſich der Verkehr nicht bloß in wagrechter, ſondern auch in ſenkrechter Richtung. Dem Neujorker genügten geradeaus und ſeitwärts laufende Straßen nicht: er baute ſich auch noch lotrechte. Er nennt die Längsſtraßen Avenues, die Querſtraßen Streets, die Lotſtraßen Aufzugſchächte. Gewöhnlich wachſen die Städte in die Breite und Länge, Manhattan wächſt nur noch in die Höhe. Die Einwohnerzahl Manhattans ſteigt fortgeſetzt, das Bedürfnis nach Geſchäftsräumen und Wohnungen wird immer dringender. Der Vermehrung des Baugrundes aber ſetzt das Waſſer eine ſcharfe Grenze. So bleibt keine andere Möglichkeit, als in die Luft zu bauen, zwanzig, dreißig, bald vierzig Stockwerke übereinander. Wie die wagrechten, ſo haben natürlich auch die Lotſtraßen ganz neuzeitliche Beförderungsmittel. Den gewöhnlichen Bahnen gegenüber haben ſie den Vorteil, daß ſie unentgeltlich und nicht an einen feſten Fahrplan gebunden ſind, vorderhand wenigſtens noch. Sie zerfallen in Bummelzüge, die in jedem Stock halten, und in Fernzüge, die mehre Geſchoſſe überſpringen. Leider hat die Lotſtraßenbahn noch den Nachteil, daß ſie unten nicht gleich in wagrechter Richtung weiterfährt. Vorläufig müſſen alſo die Fahrgäſte noch auf der unteren Halteſtelle ausſteigen und zu Fuß ein wagrecht laufendes Gefährt aufſuchen.

Die Wolkenkratzer dienen bloß Geſchäftszwecken. In ihrem Innern verbringen Ärzte, Grundſtückverkäufer, Eheknotenſchürzer, Wahrſager, Rechtsanwälte, Fabrikanten ſowie eine vielgeſtaltige und zahlreiche Schar Papiertaglöhner ihre Arbeitsſtunden. Einige Minuten nach Geſchäftsſchluß leert ſich die tauſendköpfige Menſchenmaſſe in die Straße. Sobald ſie das Pflaſter unter den Füßen fühlen, bekommen viele der Wolkenkratzerinſaſſen das Lauffieber. Wie beſeſſen ſtürmen ſie nach den Halteſtellen der Straßenbahn. In dieſe pferchen ſie ſich bis zur Lebensgefährlichkeit zuſammen, als wenn es die letzte Heimkehrgelegenheit wäre. Für die Haſt hatte der

Fremdling ranzigen Spott, aber nicht lange. Bald rennt er ebenſo verrückt mit. Warum? mag der Himmel wiſſen.

Für die Beförderung in wagrechter Richtung ſteht den Neujorkern Untergrund-, Hoch- und Straßenbahn zur Verfügung. Die erſte (und die zweite) haben meinen vollen Beifall gefunden. Eine Fahrgelegenheit von gleicher Überſichtlichkeit und Schnelligkeit iſt ſchwerlich ein zweites Mal zu finden: Es beſteht nur eine Wagenklaſſe, Einheitspreis ſowie Nah- und Schnelldienſt. Durch ihre Benutzung wird man ſich eigentlich erſt ſo richtig der Umſtändlichkeit der Berliner Untergrundbahn bewußt.

In Deutſchlands Hauptſtadt hat der Gaſt der Untergrundbahn erſt mit ſich einig zu werden über das Endziel der Fahrt, damit er weiß, für welche Strecke er zu zahlen hat; dann kauft er ſich eine Karte, um deretwillen er von einem Beamten beläſtigt wird; hat dieſer nichts auszuſetzen, kann er am Zug entlang nach der gewählten Wagenklaſſe ſuchen; beim Ausgang ſieht er ſich nicht ſelten von den Ankömmlingen gehemmt. Auf der Neujorker (Hoch- und) Untergrundbahn wirft man beim Eintritt in den Bahnſteig die Karte oder den Nickel (Fünfcentſtück) in einen Trichter, braucht nicht die Klaſſe zu ſuchen, weil bloß eine beſteht, kann ſo weit fahren als einem beliebt und unbehindert davoneilen, weil die ankommenden Gäſte auf der andern Seite eintreten. Hätte die Berliner Untergrundbahn den Maſſenanſturm der Neujorker, ſie bräche in einer Woche zuſammen.

Über die Straßenbahn ſchimpft in Neujork alle Welt: die Anteilſcheinbeſitzer, die Benutzer und die Angeſtellten. Die Angeſtellten, weil ſie zu ſchlecht bezahlt werden, die Benutzer, weil die Wagen überfüllt, ſchmutzig und zu langſam ſind, die Beſitzer, weil manche Gäſte vergäßen, das Fahrgeld abzuladen und die Schaffner nicht immer daran dächten, daß ſie für jeden eingenommenen Nickel die Leine zu ziehen haben. Die Gedächtnisſchwäche der Schaffner führt jahraus jahrein zu vielen Entlaſſungen. Auf das pünktliche Ziehen der Leine wird nun einmal großer Wert gelegt. Sie iſt nämlich mit einer Zähluhr verbunden. Für jeden Nickel ſoll der Schaffner einen Zug tun, damit die Bahngeſellſchaft weiß, wieviel Geld ſie zu fordern hat. Nach alledem iſt die große Wichtigkeit des Leineziehens einleuchtend; aber gerade darin ſollen, nach der Angabe der Geſellſchaft, auch die ſonſt gedächtnisſtarken Angeſtellten zuweilen recht vergeßlich ſein.

Die Erbauer der Stadt ſtrebten offenſichtlich nicht nach Schönheit, ſondern bloß nach Zweckdienlichkeit. Ihre Straßen ſind, abgeſehen von denen des alten Stadtteils, ſchnurgerade, ſchneiden ſich

in gleich großen Abſtänden rechtwinklig, bilden regelmäßige Vierecke, Blocks genannt. Durch dieſe Anordnung hat der Stadtplan das Ausſehen eines länglichen Schachbretts erhalten. In der Längsrichtung der Inſel laufen die Avenues, in der Breitrichtung die Streets. Die Avenues ſind die großen Verkehrsadern der Weltſtadt. In allen läuft die Straßenbahn, in einer Anzahl die Hochbahn und auch die Untergrundbahn. Avenues zählt man dreizehn, Streets zwei- bis dreihundert. Anſtatt ſchwer zu merkender Namen haben die Straßen Zahlen. Die Benummerung der Avenues geht von Oſten nach Weſten, die der Streets von Süden nach Norden.

Die Vorteile dieſer Anordnung kommen dem fremdſprachigen Einwanderer ſehr zu ſtatten. Sie erſpart ihm die unangenehme Durchfragerei; er kann ſich ſelbſt leicht zurechtfinden. An jeder Straßenecke iſt es ihm möglich zu leſen, wo er ſich befindet oder wieviel Häuſergevierte er noch bis zu ſeinem Heim hat. Jedenfalls eine ſehr vernünftige Anlage; aber eintönig, ermüdend iſt ſie auch.

Das Wandern zwiſchen den langen, ſtracken Häuſerreihen fängt bald an, recht langweilig zu werden. Hier findet man heraus, daß die Bauart der alten deutſchen Städte eigentlich gar nicht ſo verdammenswert iſt. Das in der amerikaniſchen Eintönigkeit ermüdete Auge ſehnt ſich nach europäiſchen Gaſſen mit ihren Krummlinien und Giebelhäuſern. Überhaupt entdeckt man in der neuen Welt Vorzüge an ſeiner alten Heimat, die man früher nicht ſehen wollte oder konnte. Man lernt eben ſein eigenes Land erſt kennen und ſchätzen, wenn man fremde Länder betrachtet.

Daß Neujork eintönig, kahl und abſtoßend iſt, geben ſchließlich auch die Eingeborenen zu. Aber es ſei unbeſtreitbar die reichſte, die mächtigſte Stadt der ganzen Welt: „The Empire City“, bald werde ſie auch die volksreichſte ſein, denn bis zur Einwohnerzahl Londons fehle ihr nicht mehr viel. Dieſe Hoffnungsſeligkeit hat die Tatſachen für ſich.

*

Vor einem Jahrhundert lebten auf dem Gebiet des größeren Neujork nicht ganz 80000 Menſchen, im Jahre 1850 waren es ihrer ſchon 696000, und ſechs Jahrzehnte ſpäter gar 4766000 geworden. Allmonatlich werden es ihrer 17000, im Jahre 200000 mehr. In der Rieſenſtadt ſterben jeden Tag 100 Perſonen; alle vier Minuten wird ein Kind geboren; alle ſieben Minuten holt ſich der Tod ein Opfer; alle zehn Minuten wird ein Ehebund geſchloſſen. Ihre Arbeiterſchaft zählt 700000 Köpfe; die 26000 Fabriken erzeugen jährlich Waren im Werte von 48 Milliarden Mark. Das iſt ein Zehntel der

Geſamterzeugniſſe der Vereinigten Staaten. Die Stadt gibt für die Beleuchtung im Jahre 239 Millionen Mark aus, ihre Privathäuſer 659 400 Mark den Tag. Die ſtädtiſche Schuldenlaſt beträgt 4355 Millionen Mark, iſt demnach faſt ſo groß wie die deutſche Reichsſchuld. Die amerikaniſche Hoffnungsſeligkeit gibt Neujork im Jahre 1920 6 Millionen und im Jahre 1950 19 Millionen Einwohner. Wenn dieſe Rechnung nicht falſch iſt, dann wird die „Empire City“ ihren ſtolzen Namen in einer Hinſicht mehr mit Berechtigung tragen.

Das eigentliche Neujork liegt auf der Inſel Manhattan. Auf der Südſpitze der ſchmalen Landzunge bauten im Jahre 1624 holländiſche Anſiedler die erſten Blockhütten. Der Ort wurde Neuamſterdam getauft. Die Holländer kauften den Indianern die Inſel für 60 Gulden ab. Die Anſiedler trieben Pelzhandel und Landwirtſchaft. Aus den anfänglich ſehr guten Beziehungen zu den Rothäuten wurde bald blutige Feindſchaft. Die friedliebenden, treuherzigen Indianer ſahen ihre Gaſtfreundſchaft mit Heimtücke, Betrug und Grauſamkeit vergolten. Für die vielen Miſſetaten ſagten die Eingeborenen den Bibel und Geſangbuch handhabenden Bleichgeſichtern grimmige Fehde an. Dieſe ſchützten ſich gegen Überfälle durch eine Pfahlwand, die auf dem Gebiet der heutigen Wallſtreet geſtanden haben ſoll. Die junge Anſiedelung ſtand unter einem holländiſchen Stadthalter. Im Jahre 1664 wurde ſie von engliſchen Truppen beſetzt. England konnte den Raub bis 1783 behalten. In dieſem Jahre ſiegte die Revolutionsarmee des einige Zeit vorher gegründeten amerikaniſchen Freiſtaates. Über Neuamſterdam, das unter der engliſchen Herrſchaft den Namen Neujork erhalten hatte, leuchtete ein günſtiger Stern. Immer zahlreicher werdende Scharen Europamüder zogen zu und machten es zu einem blühenden Handelsort. Bis zum Beginn des Unabhängigkeitskrieges war ſeine Einwohnerſchaft auf 22 000 Köpfe angewachſen. Es war zur drittgrößten Stadt Amerikas geworden. Nur Boſton und Philadelphia zählten mehr Einwohner. So günſtig damals auch die Zukunft der Stadt beurteilt werden mochte, die ganze Größe ihrer Entwicklung ahnte niemand.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren die ſtädtiſchen Feldmeſſer der Meinung, es ſei zwecklos, den Stadtplan bis über die 42. Straße hinaus auszulegen; nach menſchlicher Vorausſicht werde der unterhalb dieſer gelegene Platz für alle Zeiten volkommen ausreichen. Ein halbes Jahrhundert ſpäter gab es oberhalb der 42. Straße ſchon an die 200 Straßen mehr. Die Inſel Manhattan iſt für den Menſchenandrang ſchon lange zu klein geworden. Das Häuſermeer hat ſich nach und nach auf das Gebiet jenſeits der Flüſſe ausgedehnt, und das Ende ſeines Wachstums iſt nicht

abzusehen. Wo früher Zehntausende im Jahr im Neujorker Hafen landeten, landen jetzt Hunderttausende. Die Verschärfung der Einwanderungsgesetze hat die Menschenflut kaum beeinträchtigt. Italien, Österreich, Rußland und Irland senden auch weiterhin jahraus jahrein Hunderttausende. Die Fremdlinge bleiben zum guten Teil am Vordertor des Onkel Sam sitzen, suchen da Heim und Arbeit. Durch diese Anhäufung werden die Wohnungspreise in die Höhe und die Löhne in die Tiefe getrieben.

Welch riesiger internationaler Menschenhaufen Neujork ist, wird man erst ganz gewahr, wenn man es einige Tage durchschlendert. Die Yankees nennen es eine Vorstadt von Europa. So ganz unrecht haben sie damit nicht. In dem Stadtgebiet leben über anderthalb Millionen Seelen, die im Ausland geboren sind. Zu dieser Schar stellt Deutschland 322000, Irland 275000, Rußland 153000, Italien 145000. Von den anderthalb Millionen Kindern Israels, die die Union birgt, leben mehr als die Hälfte in Neujork. Hier findet jeder Ausländer ein Viertel, wo Sprache und Sitte seiner Väter weiter gepflegt werden. Über die Verbreitung der deutschen Sprache war ich erstaunt. Am ersten Tage klangen mir kaum andere als deutsche Mundarten, vom sächsischen Tenor bis zum schwäbischen Baß, ans Ohr. Um 2 Uhr war ich abgeladen worden, um 4 Uhr hatte ich ein Zimmer gemietet, zwei Stunden später ein Speisehaus auskundschaftet, um 9 Uhr saß ich in einer Wahlversammlung, um 11 Uhr in einer bayrischen Bierhalle, nach Mitternacht hatte mein Trommelfell in einem Wiener Kaffeehaus die schreckliche Fiedelei einer ungarischen Künstlerkapelle auszustehen: und überall hörte ich fast nur die liebe Muttersprache.

# Großjerusalem.

Am ersten Morgen meines Aufenthaltes in der neuen Welt stellte sich die neue Zimmerfrau als Württembergerin vor. Die Spätzle aus amerikanischem Mehl mußten ihr sehr zuträglich sein. Der Durchmesser des Mittelbaues ihres Körpers bezeugte das. Eigentlich kam sie, um sich nach der Echtheit meines Deutschtums zu erkundigen. Mich deuchte die Frage sehr nebensächlich. Nicht so ihr. Heutzutage kämen viele Mieter, die sich als Deutsche ausgäben; wenn man sie dann richtig betrachte, seien es „bloß" Polacken oder Ungarn oder gar nur Juden. Diese aber könne sie nicht „gleichen" (nicht gerne haben). Um ihre Zweifel an meiner Landsmannschaft zu zerstreuen, hatte ich ihr Rede zu stehen über Heimat, Geburtsort, Verwandtschaft, Ankunftszeit, Beruf, Reisezweck und Lebensschicksal. Erst als ich ihr alles getreulich gebeichtet hatte, verschwanden die krausen Falten von ihrem allzu runden Gesicht. Sie begann, meine Offenherzigkeit mit Gleichem zu vergelten. Sie habe sich schon lange nach einem richtigen Landsmann gesehnt. Jetzt habe sie doch jemand, der berichten könne, wie es drüben ginge. Sie selbst sei im Schwabenland geboren, in Soldatenhausen habe sie gedient, in Freudenstadt geheiratet, in .....

Eins stand fest, ich mußte mich nach einer anderen Wohnung umsehen. Das Zimmer war zwar so übel nicht. Es war nach proletarischen Begriffen gut ausgestattet und kostete nur $1\frac{1}{2}$ Dollar die Woche. Ein an Armeleutegeruch gewöhnter Mann konnte sich darin schon wohlfühlen. Allein diese Vorzüge durften mich nicht reizen. Ich war gekommen, Häuslichkeit und Sprache der Amerikaner kennen zu lernen, was bei der freundlichen Schwäbin kaum möglich war. So zog ich denn in die Nachbarschaft auf die Suche nach einer Wohnung. Fast an jedem Haus stand zu lesen: Room to let (Zimmer zu vermieten). Tagelang lief ich treppauf treppab, Dutzende von Zimmern besah ich, aber wählen tat ich keins. Nicht der Überfluß verursachte die Schwierigkeit der Wahl, sondern Schmutz und Gestank. Überall der gleiche durchdringende Geruch, den

eine innige Vermischung von Knoblauch und Menschenschweiß erzeugt. An Freundlichkeit ließen es die Vermieter gewiß nicht fehlen. Fast alle gaben sich als „Daitsche" aus. Sie wären froh, ihr Zimmer an einen von „unsre Lait" abzugeben. Die Vermieter gehörten zwar unleugbar zum Stamme Israels, waren aber ohne weiteres bereit, auf ihre deutsche Abstammung jeden Schwur zu leisten. Um die Zahl der Meineide nicht zu erhöhen, habe ich mich einer christlichen Leichtgläubigkeit beflissen.

Die Neujorker Südostseite, wo mich der Zufall hatte Wohnung mieten lassen, war noch vor kurzen Jahrzehnten ein echtes Stück deutscher Heimat. Hier war Kleindeutschland, das Ferdinand Kürnberger so meisterhaft geschildert hat. Ein kurzes Menschenalter hat verdrängt, vernichtet, was deutscher Geist und deutsche Muskelkraft in jahrzehntelangem zähem Kampfe geschaffen hatte. Nur noch spärliche Denkmäler zeugen von der einstigen Herrlichkeit, und ihre Zahl wird mit jedem Tag geringer.

Die Stätte deutscher Sitte erlag dem Ansturm der osteuropäischen Völkerstämme sowie der eigenen Gleichgültigkeit; sie hätte erhalten, oder immerhin ihr Untergang hinausgeschoben werden können, wäre die volle Kraft dafür eingesetzt worden. Leider waren bei der Landsmannschaft Verständnis und Liebe für das Werk der Väter nicht in der notwendigen Stärke vorhanden. Gewiß hat es an Widerstand gegen die äußeren wie inneren Feinde nicht gefehlt; aber es mangelte ihm Entschlossenheit, gemeinschaftliches Handeln und Ausdauer, ohnedem er von vornherein aussichtslos bleiben mußte. Die Bande des Deutschtums lockerten sich, ein Herd nach dem andern wurde abgebrochen und in die obere Stadt oder in die Vororte verlegt. Schließlich schickten sich auch die Beharrlichsten an, das Feld zu verlassen, wo nur Undank, aber ein Erfolg nicht mehr zu ernten war. Nur noch eine verschwindende Zahl deutscher Familien ist der Stätte treu geblieben, die ihre Väter gerodet haben.

Über Kleindeutschland rollte zuerst die slawische, dann die jüdische Menschenflut; heute ist es das ausgesprochene Viertel der Juden. Auf seinem Gebiet haust ein großer, wenn nicht der größte Teil der 905 000 Juden Neujorks. Aus Kleindeutschland — Großjerusalem! Dort, wo einst deutsche Namen standen, hängen heute hebräische Schriftzeichen; in den Straßen, wo früher das Lied deutscher Handwerksburschen erscholl, schreit heute der jüdische Höker.

Die Neigung, in Großjerusalem Wohnung zu nehmen, war mir bald ausgebleut worden. Nach den ersten Zimmerbesichtigungen stand schon bei mir fest, daß da meines Bleibens nicht sein konnte. Ich setzte zwar die Zimmersuche noch lange fort, um tiefere Ein-

blicke in die Familien- und Lebensverhältniſſe der Bevölkerung zu erhalten.

Meine Wanderungen führten mich zur Hauptſtätte des Bekleidungsgewerbes. Schwitzinduſtrie in der ſchlimmſten Form. Bittere Armut und klebrige Schmutzigkeit allenthalben. Den armen Teufeln, die bloß ſechs bis zehn Dollar die Woche verdienen, bleiben menſchenwürdige Wohnungen verſagt. Fünf, zehn, fünfzehn Menſchen preſſen ſich in einen einzigen Raum. In der mit Menſchenſchweiß und Küchendunſt geſchwängerten Klauſe leben oft zwei, drei Geſchlechter in Dreck und Speck. In dem einen Raum wird gekocht, gegeſſen, gearbeitet und geſchlafen, den andern, den Hallroom, wollen ſie noch an einen Aftermieter abgeben. In dieſem Geſtank, bei dieſen orientaliſchen Gewohnheiten, hält's kein amerikaniſcher oder weſteuropäiſcher Arbeiter freiwillig aus. Er fleucht davon, ſtadtaufwärts.

Für den jüdiſchen Höker iſt die Wohnung zugleich der Stapelplatz für ſeine Waren. Lumpen, Kleineiſenzeug, Kartoffelſäcke, Bücklingskiſten, Gurkenfäſſer, Zwiebeln uſw. liegen wild durcheinander. Der Naturgeruch der Ware vermiſcht mit Schweißdunſt erzeugt eine Luft, die annehmen läßt, man habe den Kopf über einem bis in die unterſten Laderäume eines Schiffes reichenden Luftſchlot. Der Zweck des Beſens und der Seife iſt hier noch nicht genügend bekannt. Der Reinlichkeitsſinn wird durch alte Gewohnheit, Nachläſſigkeit und Zeitmangel am Entwickeln gehindert. So ſchmutzig wie die Behauſungen ſind die Straßen.

So ziemlich alle Straßen Neujorks, wie die vieler anderer amerikaniſchen Städte laſſen Sauberkeit ſehr vermiſſen. Die ſchmutzigſten jedoch ſind die der (Neger- und) Judenviertel. Hier werden die öffentlichen Verkehrswege vielfach als Abladeplätze für häuslichen Abfall benutzt. Die amerikaniſche Bürgerfreiheit geſtattet, Kehricht, zerſchlagene Kiſten, verſchliſſene Matratzen und noch übelriechendere Dinge auf den Straßendamm zu werfen. Dieſe Zeichen amerikaniſcher Freiheit fand ich, ſo oft ich durch Großjeruſalem ſtreifte, in Maſſe auf den Straßen liegen.

Zuweilen nimmt ſich die Gaſſenjugend, arbeitseifrig wie ſie nun einmal iſt, des Unrates an. Was daran Brennbares iſt, trägt ſie zuſammen und ſteckt es in Brand. Solche Freudenfeuer ergötzen die Jugend nicht wenig. Die brennenden Klumpen werden auf Stöcke geſpießt und herumgetragen. Durch dieſe Müllverbrennung an Ort und Stelle wird die Straßenreinigung gefördert. Den zu Aſche verwandelten Abfall können Regen und Wind leichter fortſchaffen, ein Vorteil, dem allerdings auch ein Nachteil gegenüberſteht: durch

die Freudenfeuer der Gassenbuben können, wie die Erfahrung zeigt, Häuser in Brand gesteckt werden. Diese Gefahr wird manchen bestimmen, gegen das fröhliche Spiel der Jugend einzuschreiten. Allein nur ein europäisches Grünhorn wird das wirklich tun. Wer länger in dem freien Lande ist und einige Erfahrung bei dessen Jugend gesammelt hat, der wird schon im Interesse seiner Gesundheit untätiger Zuschauer bleiben. Im freien Amerika beherrscht die Jugend die Straßen und die Alten. Darüber ärgert sich der Fremde aus Europa, womit bloß seine rückständige Gesinnung dargetan ist. An ihm hat die „herrliche amerikanische Kultur" — „die beste der Welt" — ihr veredelndes Werk noch zu vollbringen. Er ist noch nicht imstande, den Geist der Unabhängigkeitserklärung zu erfassen, die die weisen „Väter der Republik" für die alten wie für die jungen Bürger verkündet haben. Eine in ihren Neigungen nicht beeinträchtigte Jugend vermag Großes zu vollbringen. Der Wahltag, und noch mehr das Nationalfest, beweisen es.

Wenn in Neujork der Wahltag zur Neige geht, lodern an allen Straßenecken mächtige Freudenfeuer zum Himmel empor. Sie gelten den Siegern und der siegenden Partei. Zwar weiß noch niemand, wer eigentlich gesiegt hat, da die Wahlergebnisse erst Stunden später bekannt werden; aber das ist eine Nebensächlichkeit, wobei sich der Zug ins Große der „amerikanischen Rasse" nicht aufhält. Eines weiß sie bestimmt: daß die Gemeinde-, Staats- und Bundesämter wiederum auf zwei oder vier Jahre vergeben sind (daß die alte oder eine neue Sippe Geschäftspolitiker die Möglichkeit zu Mißregierung und Selbstbereicherung erhalten hat). Diesen Glücklichen gelten die Freudenfeuer; über sie jubelt das vaterländisch gesinnte Volk.

Und großartig ist die Wahlsiegfeier. Die langen Reihen mächtiger Feuersäulen in den Straßen bilden ein prächtiges Schauspiel, das an Großartigkeit nicht wenig gewinnt, wenn die in der Nähe stehenden Häuser mit zu brennen anfangen. Zu noch größeren Taten bringt es die amerikanische Vaterlandsliebe am 4. Juli. Der Fremdling steht erschüttert still vor der Größe und der Art der vaterländischen Begeisterung. Er mag seine Erinnerungen durchblättern, er wird kein Volk finden, das in dieser Hinsicht an das amerikanische heranreicht. Die Nationalfeier wird mit geziemenden Reden, viel Whisky, Feuerwerk und Schießerei begangen. Auf allen Gassen krachen Frösche, Schwärmer und Schießeisen. Wie alles jauchzt, wenn die unter die Straßenbahn gelegten Sprengkörper bersten! Wie sich der patriotische Vater freut, wenn es seinem jüngsten Stammhalter gelingt, eine Rakete richtig abzubrennen! Freilich gibt es bei der

fo begangenen Nationalfeier Todesfälle und Verwundungen. Aber dadurch läßt fich der Amerikaner feine Begeifterung nicht vergällen. Das wäre ein trauriger Patriotismus, der nicht Opfer bringen wollte. Und der amerikanifche Patriotismus bringt am 4. Juli Opfer in großer Zahl: in den letzten zehn Jahren wurden bei der Feier des Nationalfeftes 1760 Perfonen getötet und 40117 verwundet.

Wolkenkratzer.

# Wohnung, Koft und Free-Lunch.

An der 42. Straße, zwifchen der 1. und 2. Avenue, ift, ganz regelwidrig, eine Gaffe eingebaut. Von ihr aus hat man einen Ausblick auf den Oftfluß und das andre Ufer. Das fchreckliche Geraffel der Hoch- und der Straßenbahn dröhnt nur fchwach zu ihr herüber. Diefe Vorzüge beftimmten mich, hier ein Zimmer zu wählen. Die Förmlichkeiten des Mietens beanfpruchten keine halbe Minute. Von der in Europa zu überftehenden Qual der Ausfragerei war nichts zu fpüren. Die Vermieterin zeigte auch nicht die geringfte Neugierde für Namen, Herkunft und Beruf des Fremdlings. Nur fofortige Vorausbezahlung lag ihr, wie übrigens allen ihrer amerikanifchen Berufskolleginnen, fehr am Herzen. So fchnell wie fie den Wochenbetrag einftrich, überreichte fie die Hausfchlüffel. Damit war ich Befitzer eines Parlors („guten Stube") geworden und konnte ihn gleich in Befchlag nehmen.

Der neue Hausherr ftammte aus Irland. Er hatte das Haus von einem Landlord (Haus- und Grundbefitzer), dem mehre hundert Häufer in der Nachbarfchaft gehören, gepachtet und vermietete es an Einzelperfonen weiter. Er arbeitete in einer Fabrik in Brooklyn für 12 Dollar die Woche; feine Frau „fixte" daheim die Zimmer. Daß fie noch nicht die Eigenfchaften der amerikanifchen Lady hatte, merkte ich am erften Tage: fie erbot fich, meine Wäfche für 25 Cent die Woche zu reinigen. Mich deuchte das etwas viel. Allein fpäter haben mich die Rechnungen der Wäfchereien eines befferen belehrt. Niemals habe ich in Amerika wieder eine Zimmerfrau getroffen, die mir die Wäfche gereinigt hätte. Die eingeborenen Ladies beforgen kaum ihre eigene, gefchweige die eines Fremdlings.

In der Zimmervermietung fuchen neben ausgemufterten Arbeitern alle die ihr Heil, die gerne reich werden wollen, aber nicht recht wiffen wie. Sie kaufen oder mieten von dem Vertreter einer Gefellfchaft ein Haus, „fixen" es innen und befonders außen echt amerikanifch auf und preifen es dann als „nett möbliert" an. Ift es ftändig befetzt, dann mag es gelingen, den fehr hohen Zins zu entrichten, ja nach einigen Jahren ein Sümmchen zu erfparen.

Bringt aber das Glück nicht genug Mieter, so werden die schönen Hoffnungen unschön oder jählings vernichtet. Der Hausbesitzer läßt, wenn er nicht pünktlich befriedigt wird, seinen Housekeeper kurzerhand auf die Straße setzen, ohne die Anzahlung zurückzugeben.

Rücksicht und Mitleid gedeihen im Dollarland in verteufelt dünnen Halmen. So rücksichtslos wie die Hausbesitzer mit dem Hausmieter, ist dieser mit dem Aftermieter. Die Miete ist pünktlich eine Woche im voraus zu bezahlen. Wer in diesem Punkte einer gewissen Gemütlichkeit huldigt, wird bald merken, daß die Yankees kein Verständis dafür haben. Der Anblick seiner vor der Haustür liegenden Habseligkeiten kann ihn zum Fluchen, aber nicht wieder in den Besitz des Zimmers bringen. Freilich bleibt es dem Mieter unbenommen, Böses mit Bösem zu vergelten. Auch er kann Abschied ohne Worte nehmen und seinem Hausherrn die Freude der Überraschung zuteil werden lassen. Das geschieht auch sehr oft, würde noch öfter geschehen, wäre der Umzug nicht mit Scherereien, Zeitversäumnis und Kosten verbunden.

Damit sich der freiwillige oder unfreiwillige Umzug so leicht wie möglich bewerkstelligen läßt, belastet der amerikanische Arbeiter sein Dasein mit möglichst geringem Gepäck. Von den Leuten, die ich im Hause und in der Nachbarschaft sah, hatte kaum einer mehr als zwei Anzüge, einen für die Arbeit und einen für den Sonntag. Gar manche hatten auch mit einem Kleid ihre Bedürfnisse befriedigt. Was vom Anzug gilt auch von Wäsche, Schuhen usw. Die Stücke werden so lange getragen, bis sie die körperlichen Vorzüge noch einigermaßen bedecken, dann dem Feuertod überantwortet. Der Ausbesserung der Kleidung kann der Amerikaner keinen Geschmack abgewinnen, und seine Frau noch viel weniger.

Wie der ledige, so schafft auch der verheiratete Mann nicht mehr Hausrat an, als unumgänglich notwendig ist. Der Möbelstand vieler eingeborenen Familien läßt eine Verminderung kaum noch zu. Ein kleiner Wagen genügt, alles fortzuschaffen. Seiner Beweglichkeit sowie der Muße seiner Frau halber, legt er sich Beschränkung auf. Als kluger Mann rechnet er ganz richtig: Weniger Kleidung und Kleinkram, heißt weniger Möbel; weniger Möbel gestatten eine kleinere, billigere Wohnung; kleinere Wohnung bedeutet für die Frau weniger Hausarbeit, mehr Muße; leichtes Gepäck heißt leichteren Umzug, größere Beweglichkeit, mehr Freiheit. Jedenfalls gibt es in Amerika bedeutend weniger Arbeiter als in Europa, die so töricht sind, sich erst mehr Möbel anzuschaffen als unbedingt nötig sind, dann sich eine große Wohnung zu nehmen, Zeit und Kraft der Frau beim Reinigen zu vergeuden und schließlich

den beften Teil der Wohnung an einen fremden Menfchen weiter zu vermieten. Mich deucht die Denkweife des amerikanifchen Arbeiters recht vernünftig und der Nachahmung wert. Gewiß kommt dem amerikanifchen Arbeiter die viel beffere Einrichtung der Häufer fehr zu ftatten. Jedes Haus, das ich befichtigte, hatte Gasbeleuchtung, jedes Haus, nein jedes Stockwerk, hatte Badezimmer mit Wafcheinrichtung fowie warmes und kaltes Waffer. Das Waffer wird auf ebenfo einfache wie billige Weife im Herd des Hausmieters geheizt und von da in alle Stockwerke geleitet. Allerdings fand ich oft die Badeeinrichtung in unbrauchbarem Zuftand. Viele der aus Oftеuropa kommenden Mieter brauchen die Badewanne als Wafchtrog für Kinderwindeln und Bettzeug. Immerhin, die Badegelegenheit ift vorhanden und es liegt nur an den Menfchen, fie zu benutzen. Dann fand ich allenthalben, im Weften noch mehr als im Often Amerikas, Kleiderfchränke, Wäfchekaften, felbft gediegene Prunkfchränke in die Wände eingebaut. Diefe Einrichtung erleichtert dem amerikanifchen Arbeiter die Verminderung feines Hausrats.

Auf meinen erften Streifzügen im Land der Wolkenkratzer war ich erftaunt über die Kleinheit der Häufer. Nicht daß es in Neujork keine großen Häufer gäbe. Allein ihre Zahl ift doch fehr gering neben der Maffe der bloß bis zu drei Stockwerken zählenden Gebäude. Die Mietskaferne ift in Neujork als Tenementhaus vertreten. Es darf jedoch nicht der Berliner, Pariſer oder Wiener Mietskaferne gleichgeftellt werden, denn es beherbergt kaum mehr als fünfzehn Familien und ift gewöhnlich bequemer eingerichtet und luftiger. Das Tenementhaus hat es bis jetzt nur in Neujork, Chikago, Philadelphia und noch ein paar anderen Großftädten zu einer zahlenmäßigen Bedeutung gebracht. Der größte Teil der amerikanifchen Bevölkerung wohnt in Ein-, Zwei- oder Dreifamilienhäufern. Die Behaufungen fcheinen alle über einen Leiften gefchlagen zu fein. Form, Ausfehen und Größe — etwa 15 m tief und 6 m breit — weifen nur geringe Unterfchiede auf. Jedes Stockwerk hat vier Räume, zwei Parlors („gute Stuben"), einen Hallroom, weil über der Eingangshalle gelegen, fowie das Badezimmer. Die Fußböden fämtlicher Stuben find bis an die Wände mit Teppichen benagelt. Diefe Art Bodenbelag wird von den Ladies ungeheuer vorteilhaft gehalten, weil er ihnen das Abwafchen erfpare. Ganz richtig. Die Reinigung heifcht wenig Zeit und Mühe. Alle paar Tage, vielleicht an jedem Sonnabend, mindeftens aber einmal im Monat, wird der Teppich mit einer Kehrmafchine leicht überfahren. Es macht Spaß zu fehen, wie hoch das kleine Mafchinchen den Staub zwirbeln kann. Glücklicherweife bleibt er nicht lange in der

Luft, sondern setzt sich bald wieder, wird vom Teppich aufgesaugt und vorzüglich erhalten.

In Amerika gilt Neujork als die Stadt der teuersten Wohnungen. Der ständige Menschenzustrom im Verein mit der Bodenpreissteigerung haben die Mieten himmelwärts getrieben. Der Wohnpreis eines möblierten Parlors ist selten weniger als 3 Dollar, der des Hallrooms $1^1/_2$ bis 2 Dollar. In dieser Summe sind Gas und Bad, selten aber Heizung eingerechnet.

*

Von dem ersten Besuch eines amerikanischen Speisehauses nahm ich, da ich vom Lande der Knausrigkeit im großen und der Sparsamkeit im kleinen und kleinsten kam, recht angenehme Eindrücke mit und sie sind auf dem langen Wege bis St. Franzisko nicht verwischt worden. Auf allen Tischen, selbst der billigsten Häuser, fand ich Brot, Zucker sowie ähnliche Zutaten freigebig aufgestellt. Davon konnte jeder so viel nehmen wie er mochte. Die Filzigkeit der, sagen wir, Stuttgarter Spätzleverschleißer ist den amerikanischen Wirten glücklicherweise fremd. Nun wird man erwidern, die amerikanischen Kostgeber können leicht freigebig sein, da sie höhere Preise haben. Das ist keineswegs der Fall, wie gleich gezeigt werden wird.

In Neujork (und in andern amerikanischen Städten) befriedigt der weitaus größte Teil der Arbeiterschaft seine Nahrungsbedürfnisse im Lunchrooms (Speisehäusern). Das gilt für den ledigen Arbeiter durchgehends, für den verheirateten mindestens mittags. Diese werden dazu durch die Kürze der Mittagspause oder durch die große Entfernung zwischen Heim und Werkstatt veranlaßt. Der Familienvater verzehrt neben seinem Morgenkaffee auch seine Hauptmahlzeit, das Supper, in seinem Heim. Geht die Frau aber mit zur Arbeit, dann speist die zweiköpfige Familie auch im Lunchroom.

Die Lunchrooms zerfallen in mehre Klassen, die durch den Preis gebildet werden. Die Centzahlen 10, 15, 20 oder 25 am Aushängeschild sind maßgebend. Die Zehncenthäuser haben die schlecht bezahlten Arbeiter zu ihren Gästen; in den mit höheren Preisen verkehren Handwerker und Angestellte.

Die Neujorker Speisehäuser gleichen in der Essenszeit wahrhaftigen Bienenstöcken. In Paris wurde bloß bei Hungerszeiten, bei der unentgeltlichen Verteilung von Brot „Queue“ gebildet, in den als gut bekannten Lunchrooms Neujorks geschieht es fast bei jeder Mahlzeit. Durch den Andrang der Gäste ist jeder „moralisch“ gezwungen, sein Essen zu verschlingen und schleunigst davonzulaufen.

Diefe Haft paßt übrigens zu den fonftigen Lebensgewohnheiten des Amerikaners. Wie in der Werkftatt und auf der Straße, fo auch beim Effen ftetige Haft. Die Infchrift an der Freiheitsgöttin im Neujorker Hafen: „Amerika erleuchtet die Welt", follte weggemeißelt werden und an deren Statt das Wort aus 1. Mofes 4, 12 gefetzt werden: „Unftät und flüchtig follft du fein auf Erden." Das wäre paßlicher für das Dollarland.

Die Morgenmahlzeit der Durchfchnittsarbeiter befteht aus Kaffee mit Mehl- oder Eierfpeife. Das koftet etwa 10 Cent. Das Dinner (Mittageffen) beanfprucht 15 Cent, das Supper (Abendbrot) ebenfoviel.

In den Zehncenthäufern befteht die Mahlzeit aus Suppe und Fleifch mit Gemüfe. Für 15 Cent erhält man Suppe, Fleifch, zwei Gemüfe, eine Taffe Kaffee, Brot und Zucker nach Belieben, Butter, mehre Zutaten, dann den berühmten, gewöhnlich in drei Arten vorrätig gehaltenen Pudding. Diefes Nationalfutter ift in der Regel ein dicker Reis oder fonftiger Kleifter, mit nicht wenig Zucker beftreut. Steigen nun die Preife für die Mahlzeit, fo fteigt entweder die Zahl der Platten oder es gibt reichlichere Gänge. Koftet die Mahlzeit 25 Cent, dann gibt es zuweilen auch ein Glas Bier, was bei der billigeren nicht der Fall ift. Den Schluß der Mahlzeit für 25 Cent bilden Kaffee, Fruchteis und ähnliches. Nachdem fich der Amerikaner mit heißem Kaffee erwärmt hat, kühlt er fich gleich mit einer nicht knapp bemeffenen Menge Speifeeis wieder ab. Alles fehr zweckmäßig, befonders für den Magen.

Die Speifekarten der Fünfzehncentftuben weifen ziemliche Mannigfaltigkeit auf. Unter einem Dutzend Fleifch- und Eierfpeifen kann man wählen. Als Getränke gibt es Kaffee, Tee oder Milch. Bei einer Zehncentmahlzeit ift man indeffen an ein oder zwei Gerichte gebunden, aber die üblichen Zutaten fehlen auch hier nicht. Das Effen ift, mit dem europäifcher Arbeiterwirtfchaften verglichen, reichlich und fchmackhaft. Der Arbeiter kann fich für 15 Cent fatt effen. Die Lehrfätze der Ernährungswiffenfchaft find mir nur in nebelhaften Umriffen bekannt. Ich weiß nicht, welche Bedeutung oder Rückwirkung auf die geiftige und fonftige Entwicklung, auf die Gefühlswelt des Menfchen die einer andauernd reichlichen, nahrhaften Koft beimißt. Aber das weiß ich — ich habe es in Amerika jeden Tag felbft erfahren —, daß einem nach einer, wenn auch verhältnismäßig kurzen Zeit anhaltenden guten Ernährung, andre, behaglichere Gefühle durchziehen, Gefühle, die nichts gemein haben mit jenen, die eine Kreuzung von Kartoffeln und fchwarzem Kaffee erzeugt.

Mit den eben genannten drei Mahlzeiten hat es für den amerikaniſchen Arbeiter ſein Bewenden. Frühſtück- und Veſperpauſen kennt er nicht. Höchſtens läßt er ſich dort, wo es geſtattet iſt, von dem Boy (Lehrjungen) einen Trunk Bier in der Pinte holen. Um dieſes Ungetüm von einem Biermaß zu leeren, leiht mitunter die halbe Werkſtatt zuvorkommend Hilfe. Das Bierholen iſt allerdings nicht in vielen Werkſtätten, hauptſächlich nur in kleineren erlaubt.

Die Getränke, ich meine das Bier, ſind in Amerika nur ſcheinbar teurer als in Deutſchland. Allerdings muß man für ein Glas Stoff an der Bar (Schenktiſch) 5 Cent (20 Pfennig) opfern. Dieſer Preis gilt auch, ob das Maß die Größe eines Schnapsglaſes, einer Münchner „Halben“ oder einer Berliner „Blonden“ hat. Immer ſind 5 Cent zu zahlen. Wenn der Wunſch nach der Größe des Glaſes dem Schenkkellner nicht mitgeteilt wird, ſo verabreicht er natürlich das kleinſte Töpfchen. Die Verſchiedenheit des Schenkmaßes ſcheint verurſacht durch die hier herrſchende ſcheußliche Sitte der Rundenzahlerei. Durch die Kleinheit des Glaſes iſt für den weniger widerſtandsfähigen Magen ein Ausweg gefunden, leider aber nicht auch für den Geldbeutel.

In den Arbeiterwirtſchaften iſt das übliche Schenkmaß ein halbes Liter. Das koſtet 5 Cent. Aber man geht hier nicht bloß oder oft gar nicht wegen des Trunkes in den Saloon (ſprich: Säluhn=Kneipe), ſondern wegen dem Free-Lunch. Was iſt das? Eine überall zur Nachahmung zu empfehlende Einrichtung.

*

Die ganze Größe der Vorteilhaftigkeit des Lunch weiß eigentlich doch bloß der Arbeitsloſe, der mit wenig Geld aber viel Hunger geſegnete Einwanderer zu ermeſſen. Auch ich habe dieſe löbliche Einrichtung kennen und wertſchätzen gelernt, ſogar wiederholt mißbraucht. Meine Handwerksburſchennatur hat eine Sünde mehr zu verantworten. Die edle Gilde der Barkeepers (Kneipwirte) wird mir ſicherlich verzeihen, wenn ſie vernimmt, daß ich für ihren Free-Lunch (freies Frühſtück) auf den beiden Hälften des Erdballes die Trommel gerührt habe. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn nicht eine große Zahl Proletarier meiner warmen Empfehlung folgte.

Merkwürdigerweiſe hatte ich vor dem Betreten Amerikas nichts von dem Free-Lunch erfahren. Da ſich kein Yankee die Mühe genommen hatte, mich darauf aufmerkſam zu machen, mußte ich ihn eben ſelbſt entdecken. Das geſchah durch reinen Zufall.

Durch ftundenlanges Wandern müde geworden, betrat ich weit oben am Broadway (größte Gefchäftsftraße Neujorks) einen Saloon, um ein wenig zu raften. Daß diefer zu den beften feiner Art gehörte, lehrte ein kurzer Blick. Der Schenktifch war mit blinkendem Meffing befchlagen. Dahinter ftand der Bartender (Bierzapfer) in blendendes Weiß gekleidet. Wie der Apotheker die Arznei, fo bereitete er einen Trank. Von jedem Gliede einer Flafchenbatterie goß er Flüffigkeit tropfen- oder löffelweife in ein Glas. Allem Anfchein nach „mixte" er einen füßen Gifttrank, der unter dem Namen Cocktail viel begehrt wird. Nachdem er die offenbar viel Sorgfalt und noch mehr Kenntnis heifchende Arbeit vollendet hatte, zapfte er mir ein Glas Bier ab. Mit diefem hatte ich kaum an einem kleinen Tifche Platz genommen, als ich von einer gleichfalls weiß gewandeten Geftalt gefragt wurde: „Some hot lunch pleafed?" Selbftverftändlich war mir ein heißer Lunch angenehm. Er brachte fofort einen großen Teller ziemlich dicker Tomatenfuppe. Sie fchmeckte ausgezeichnet. Der geleerte Teller hieß den dienenden Geift fragen: „Want fome more?" Freilich wünfchte ich gerne noch mehr davon, aber ich hielt dafür, weder ja noch nein zu fagen. Der Mann hielt das für eine Bejahung. Bald darauf ftand ein zweiter Teller Tomatenfuppe vor mir. Gefpannt war ich, was das Effen koften würde. Ich machte mich auf 25 bis 50 Cent (1 bis 2 Mark) gefaßt.

Die andern Gäfte, dem Ausfehen nach wohlbeftallte Angeftellte oder Gefchäftsinhaber, fchienen mehr des Effens als des Trinkens wegen gekommen zu fein. Alle blieben an der Bar (Schenktifch) ftehen, nippten an ihren Gläfern, jagten unausgefetzt lange braune Speichelladungen in oder neben die blinkenden Spucktröge auf den Boden, vergaßen aber bei all diefer Kurzweil nicht, von Zeit zu Zeit einen Imbiß von der gegenüber dem Schenktifch ftehenden Tafel zu holen. Hierauf lagen in Tellern hochgefchichtet Wurft aller Art, Käfe, Sardinen, Heringe, Auftern, gekochte Bohnen, Kartoffelfalat, eingemachte Früchte, Zwieback, kleine Gurken, Sauerkraut und anderes mehr. Die meiften benützten für die Beförderung der Speifen vom Teller auf ihre Speifetafel die Finger, einige die in einer trüben Flüffigkeit fteckenden Gabeln. Auffällig war, daß fich kein Menfch um die fpeifenden Gäfte kümmerte. Niemand beobachtete, wie oft und welche Speifen fie nahmen. Daß einer dafür befonders bezahlt hätte, war auch nicht zu bemerken. Um das Rätfel zu ergründen, holte ich auch verfchiedene Male Speifen, beftellte noch ein Glas Bier, gab dann dem Schenkkellner einen Dollar, damit er davon den Betrag für die Tomatenfuppe, Wurft

und das Glas Bier abziehe. Er brachte 95 Cent zurück. Somit hatte er nur das Bier berechnet; das Eſſen koſtete alſo nichts.

Ich glaubte eine nagelneue Entdeckung gemacht zu haben. Abends berichtete ich ſie meinem Hauswirt. Das ſicher erwartete Erſtaunen blieb aus. Das ſei der Free-Lunch, den es in Neujork in allen Kneipen gebe. Ich ging gleich aus, um mich davon zu überzeugen. Es war tatſächlich ſo. Nur war der Lunch in meiner Nachbarſchaft nicht halb ſo reichhaltig und gut als in dem Saloon am oberen Broadway. Als Mann, der auf Güte ebenſoviel Wert legt wie auf Mannigfaltigkeit, bin ich oft zu der guten Quelle gewandert. Übrigens verlohnte ſich auch die Einkehr in die andern drei Wirtſchaften an der Straßenkreuzung. Sie lagen anſcheinend in einem bitteren Wettbewerb um die Kunden. Denn bei allen war der Lunch gut. Das Gerechtigkeitsgefühl beſtimmte mich, bei allen vier abwechslungsweiſe vorzuſprechen, wenn ich in die Gegend kam.

Free-Lunch gibt es in dieſer oder anderer Form faſt in ganz Amerika. Den beſten habe ich in Chikago getroffen. Dort ſtand fortwährend hinter der Speiſetafel der Lunchman, deſſen Aufgabe darin beſteht, den Gäſten Braten, Wurſt uſw. vom Stück abzuſchneiden ſowie die ſonſtigen heißen Freigerichte aufzutragen.

Freilich iſt der Lunch in den meiſten Wirtſchaften der Arbeiterviertel weniger gut. Immerhin, auch ſie ſtellen ihren Gäſten Speiſe unentgeltlich zur Verfügung. Gar mancher arme Teufel hat in wirtſchaftlichen Regentagen ſeine Magenbedürfniſſe an dieſem Freitiſch geſtillt. Wiederholt ſah ich Leute von der Speiſetafel Fleiſch und Brot nehmen und dann ſtillſchweigend hinausgehen. Niemals habe ich bemerkt, daß ſich jemand berufen gefühlt hätte, den Hungrigen das Eſſen zu verwehren. Gäbe es eine derartige Einrichtung in Deutſchland, die Polizei benützte ſie zum „Kundenfang".

*

In vielen amerikaniſchen Staaten und Orten iſt der Ausſchank berauſchender Getränke am Sonntag ſtreng unterſagt. Für die Übertreter dieſes Verbots nennt das Geſetz ſchwere Strafen. Vom Sonnabend nachts 12 Uhr bis Sonntag nachts 12 Uhr darf nur in Hotels und Speiſehäuſern gewirtſchaftet, aber auf keinen Fall Getränke (Bier) ohne Mahlzeit gereicht werden. Vor dieſer Vorſchrift braucht niemand zu erſchrecken. Die Freunde des Gerſtenſaftes bekommen, wenn auch nicht in allen Orten, am Sonntag wie am Wochentag die gewünſchte Menge. In dem „herrlichſten Freiſtaat

auf Gottes weiter Erde" werden Gefetze gemacht, damit fie umgangen werden können. Nur muß diefe Umgehung mit Dollarzetteln verkleiftert werden. Wer das nicht tun will oder nicht kann, wehe ihm, er bekommt die ganze Strenge des Gefetzes zu fühlen.

Die Freunde der Sonntagsruhe — wie übrigens auch die Feinde des Alkoholgenuffes, die des Tabakrauchens, die des Kegelfchiebens und andere Steckenpferdler — verlangen von der herrfchenden politifchen Partei, daß fie ihre Forderungen in ein Gefetz kleide. Will fie die Wahlftimmen diefer Leute nicht verlieren, fo erfüllt fie das Verlangen. Aber da es die Partei auch nicht mit ihren anders denkenden Anhängern verderben darf, fo kümmert fie fich wenig oder gar nicht um die Beobachtung des Gefetzes. Die einen freuen fich, daß fie endlich das gewünfchte Gefetz haben, und die andern freuen fich, daß es nicht durchgeführt wird. Beide Seiten glauben fich durch das Entgegenkommen der Partei zur Treue verpflichtet und gehen vereint für fie zur Wahl. Auf diefe Weife find in Amerika eine große Menge Gefetze zuftande gekommen. Würden fie einmal zufammengeftellt werden, man erhielte ein Gefetzbuch, das an Verrücktheit und Widerfinn feinesgleichen fucht.

Die Umgehung des Neujorker Sonntagsgefetzes entbehrt nicht der Drolligkeit. In den befferen Saloons bringt der Kellner zur fonntäglichen Zeit mit dem beftellten Glas Bier ein Fleifchbrot. Diefes ftellt die gefetzlich gebotene Mahlzeit für das verabreichte Getränk dar. Kein Kundiger wird es verzehren. Der Kellner braucht diefen ftummen Kundgeber der gefetzlichen Genügeleiftung noch öfter. In anderen Saloons wird die Sache anders gemacht. Der Schenkraum foll den Blicken offen ftehen, wohl damit die Biedermänner fich vergewiffern können, ob Bier verfchenkt wird. Dem wird nachgekommen. Knapp hinter den Fenftern wird Sonnabends Schlag 12 Uhr eine dichte Bretterwand gefetzt, dahinter verfammeln fich die Gäfte, durch die Nebentür hereingelaffen, in fröhlichem dulci jubilo. Dann fchmeckt das Bier viel beffer. Der etwas verkleinerte Raum ift gefteckt voll. Alles huldigt dem Gotte Gambrinus, auch die Hüter des Gefetzes, die Poliziften.

Als ich das erfte Mal einen Vertreter der öffentlichen Ordnung vor mir eintreten fah, getraute ich mich gar nicht Bier zu beftellen. Schließlich folgte ich dem löblichen Beifpiel des Poliziften und kaufte auch Stoff. Als ich fpäter dem Schenkkellner meine Verwunderung über diefen Zuftand der Dinge äußerte, erwiderte er, das fei in ganz Neujork fo; nur in Neujerfey müffe mehr Vorficht geübt, das heißt auf gut deutfch, den Gefetzwächtern etwas mehr für Hand und Magen gefpendet werden.

# Bei Onkel Sam in der Volksschule.

Die deutschen Zeitungen meldeten, die Abendkurse der Gemeindeschulen hätten wieder begonnen; wer englischen Unterricht nehmen wolle, der solle sich ohne Zeitverlust in der nächsten Public School (Volksschule) melden. Diesen Hinweis hielt ich auch für mich geltend. Der zehntägige Aufenthalt in Neujork hatte mir die Unerläßlichkeit der englischen Sprache eingebleut. Gewiß kann man sich dort auf der Straße und in der Werkstatt mit der deutschen Sprache durchhelfen; aber wer dem Unternehmer den gewichtigsten Vorwand für Lohndrückerei nehmen will, der muß die Landessprache einigermaßen beherrschen. Ihre Kenntnis bedeutet für den eingewanderten Arbeiter 3 bis 6 Dollar Lohn mehr die Woche. Je eher er sie lernt, desto besser. Die aufgewendete Mühe bringt hundertfältig Zinsen. Die Geldkosten sind gleich Null, da Onkel Sam dem Lernlustigen in der großmütigsten Weise entgegenkommt.

Der Zeitungsnachricht folgte ich auf der Stelle. Die nächste Public School war bald erforscht. Anstatt eines schwer zu behaltenden Namens trug sie kurz und bündig eine Zahl, No. 27. Im Lande der Gottesfurcht und bureaukratischen Krätze hatte ich genugsam erfahren müssen, daß ein Mann ohne Ausweispapiere als ein minderwertiges, wenn nicht gar als verdächtiges Wesen betrachtet wird. Um dieser Unannehmlichkeit vorzubeugen, steckte ich alles ein, was ich an amtlichen Wischen, und das war nicht wenig, auf Lager hatte, um der amerikanischen Schulbehörde als ordentlicher Bürger gegenübertreten zu können. Gegen Abend schlenderte ich zu dem mächtigen Backsteinkasten mit der 27 an der Vorderseite. Er glich allem anderen, bloß keiner Schule. Beim Eintritt wies mich eine Dienstmütze tragende Gestalt mit einer Armbewegung die Treppe hinauf. Der Kerl mußte mich mit einem Blick durchschaut haben. Oben, an einer offenen Tür, empfing mich ein junger Mann mit: „Good evening, Sir! come in.“ So stolperte ich denn hinein in die Klasse. Der neue Bekannte wies mir eine Bank an, brachte dann gleich Lesebuch, Schreibheft und Bleistift: und der englische Unterricht begann.

So einfach und wortlos hatte ich mir den Eintritt in Onkel Sams Schule nun nicht vorgestellt. Der deutsche Untertanenverstand hatte alle Ursache zu staunen. Der Fremdling wurde nicht gefragt, woher er komme, wes Kindes er sei, ob er sich ausweisen könne. Statt allem dessen wurde begonnen, ihn zu unterrichten. Ich sah als Pflichtvergessenheit das an, was eigentlich ganz vernünftig war und einem freien Staate nur zum Lobe gereichen kann. Bloß ganz beiläufig wurde ich nach meinem Namen gefragt, den ich der Verständlichkeit halber auf ein Stück Papier schrieb.

Nahezu alle Schulkameraden hatten das zwanzigste Lebensjahr überschritten. Dem Aussehen und der Sprache nach waren alle Arbeiter, deren Wiege irgendwo in Europa gestanden hatte. Die aus Transleithaniens wildschönen Gefilden stammenden gaben durch Schrift und Antworten zu erkennen, daß sie wenig Schulunterricht genossen hatten. Diesen Mangel versuchten sie durch Lerneifer zu beheben. Gleichzeitig mit der englischen Sprache mußte ihnen die Kunst des Schreibens gelehrt werden. Der Unterricht wurde immer durch Freiübungen unterbrochen. Das ungewohnt ruhige Sitzen und die Zimmerwärme erzeugten bei manchem der tagsüber körperlich schwer arbeitenden Schüler Neigung zum Einnicken. Durch die Körperbewegungen wurde die Müdigkeit verscheucht.

Die ganze Klasse war bald vom Bande der Kameradschaft umschlungen. Ihr bestes, allseitig verehrtes Glied war der Lehrer. Wer eine Bewerbung oder eine Eingabe an die Behörde zu schreiben hatte oder irgend eine Auskunft benötigte, der ging zu Mister Frink. Kein Schüler hat sich vergeblich an ihn gewandt. Oft habe ich gewünscht, es hätte in meiner thüringischen Dorfschule anstelle des kein gutes Wort findenden Prügelhelden ein Mensch gestanden von den erzieherischen Fähigkeiten und der Seelengröße meines Neujorker Lehrers. Wie hätte dieser das Dasein von uns Kleinbauernkindern verschönern und unsere Herzen und Köpfe bilden können!

Den landes- und sprachfremden Arbeitern ward die Public School zu einem Labsal. Hier fanden sie freundliche Gesichter, eine warme Stube, uneigennützigen Rat und nützlichen Unterricht. Immer wenn ich lange nach Beendigung der Schulzeit einen Schulkollegen traf, war der erste Unterhaltungsgegenstand die Public School oder der Lehrer.

Die Unterrichtsweise hätte nicht fördernder sein können. Sie ward der Vorbildung als auch den Lebensnotwendigkeiten der Arbeiter-Schüler vorzüglich angepaßt. Keine langatmigen Regeln, keine graue Theorie. Durch den Unterricht rauschte der dicke Strom frischen Lebens. Den Übungsstoff hatte der Alltag zu liefern.

Was der Arbeiter täglich, stündlich braucht, wie er Arbeit zu suchen, Lohn zu fordern, Speise und Trank zu bestellen, auf der Straße um Auskunft zu fragen hat, wurde vorerst gelehrt. Der Lehrer sprach nur englisch, und der internationalen Schulkameradschaft blieb für sich selbst kein anderes Verständigungsmittel als das Englische. Dieser Zwang förderte den Unterricht nicht wenig. Bald hatte jeder einen genügenden Wortschatz beisammen, den Kampf ums liebe Brot auf fremder Erde leichter bestehen zu können. Erst nachdem das für Werkstatt und Straße Allernotwendigste Gemeingut war, ging es zu den schwierigeren Teilen des Sprachgebietes. Aber auch dann rankte sich der Unterricht an den Ereignissen des häuslichen und öffentlichen Lebens empor. Mit der Landessprache lernten die Einwanderer zugleich die staatlichen Einrichtungen des Landes ihrer Wahl kennen. Das Notwendige wurde mit dem Nützlichen aufs innigste verbunden. Die Wahlbewegung lieferte leicht flüssigen Unterrichtsstoff in Fülle. Die Ziele und Kandidaten der Parteien einschließlich der sozialistischen standen wochenlang im Mittelpunkt des Unterrichts. Dann wurden die Verfassung und die Begebenheiten der amerikanischen Geschichte behandelt. Dabei kam es zu Vergleichen zwischen der alten und der neuen Welt. Daß sie allesamt zugunsten der letzten ausfielen, ist klar.

„Mister William," beginnt der Lehrer die Unterhaltung, „wer wird nächsten Dienstag gewählt?"

„Die Regierung, der Bürgermeister."

„Ganz richtig, es werden die Statthalter, die Bürgermeister, die Abgeordneten und die Richter gewählt. Aber wer wählt sie?"

„Das Volk."

„So ist es, das Volk, die freien Bürger wählen sie. Mister Stanislaus, wählen in Ihrem alten Lande auch die Bürger die Regierung?"

— — —?

„Ah, Sie wissen es nicht bestimmt; vielleicht kann Mister Jörgen für Sie antworten. Mister Jörgen?"

„Nein."

„Sie sagen, im alten Lande wählen die Bürger nicht die Regierung. Wissen Sie warum?"

„Das Alte-Land-Volk nicht frei."

„So, Sie meinen, das Volk im alten Lande habe noch nicht so viel Rechte wie das amerikanische. Kann in den Vereinigten Staaten jeder Bürger in die Regierung oder zum Bürgermeister gewählt werden?"

— — —?

„Mister Pierre, kann in Amerika ein armer Junge Präsident werden?“

———?

„Well, laßt uns sehen. Wer kennt den Mann dort auf dem Schrank? Mister Gottlieb, Sie kennen ihn?“

„O yes, Lincoln.“

„Ganz richtig, der Mann ist Abraham Lincoln. Können Sie für mich sagen, was er war?“

„Ein smarter Bursche.“

„Ganz gut gesagt, er war ein kluger Mann, ein großer Staatsmann, der beste amerikanische Präsident seit Washington. Aber was war er vorher?“

„'n armer Kerl.“

„So ist es, er war ein armer Knabe, aber war er Bäcker oder Farmer oder Zeitungsjunge?“

„War Holzspalter.“

„Gut gesagt, er war Holzspalter. Als Knabe half er seinem Vater bei der Feldarbeit, als er älter wurde, las er Recht, wurde Rechtsanwalt und dann Präsident der Vereinigten Staaten. Mister Baruch, kann in Ihrem alten Land ein armer Bauernjunge auch Rechtsanwalt werden?“

„Nein, nicht genug Dollar.“

„So, Sie wollen sagen, daß man drüben Geld haben muß, um Rechtsanwalt zu werden. In Amerika gibt es viele Rechtsanwälte, die früher arme Arbeiter waren. Mister Olaf, was war Präsident Lincolns größte Tat?“

„Er war für die Nigger.“

„Ganz recht, er befreite die Neger, er war der große Sklavenbefreier. Gibt es heute noch Sklaven in den Vereinigten Staaten, Mister Guiseppe?“

„Nein, jedermann ist frei.“

„Hat jedermann das Wahlrecht?“

„Nur die amerikanischen Bürger.“

„Sind die Ausländer auch Bürger, Mister Wojciech?“

„Müssen erst Papiere herausnehmen.“

„Ausgezeichnet, sie müssen erst die beiden Bürgerpapiere haben. Sie haben schon das erste Papier?“

„Nein, noch nicht lange in Amerika.“

„Well, den ersten Bürgerschein kann jedermann sofort haben. Mister Karl, wann können Sie das zweite bekommen?“

———?

„Wenn Sie fünf Jahre im Lande sind. Kostet es Geld?“

„Paar Dollar."

„Ganz recht, die beiden Papiere kosten zusammen bloß fünf Dollar. Was ist sonst noch nötig?"

„Englische Sprache."

„So ist es: Jeder Ausländer kann nach fünf Jahren Bürger werden, wenn er die englische Sprache kennt; der arme wie der reiche Bürger hat das Wahlrecht und kann zum Statthalter, Bürgermeister, Abgeordneten und Richter gewählt werden; in den Vereinigten Staaten sind alle Bürger gleich: Amerika ist ein freies Land." —

Ob Amerika ein so vorzügliches Land ist, wie der Lehrer meinte, konnten wir frisch Eingewanderte nicht entscheiden. Immerhin, unseren Heimatländern gegenüber mußte es gewichtige Vorteile bieten. Die bedingungslose Aufnahme in der Sprachlehre, dann der vollständig freie Volksschulunterricht für alle Kinder ließen uns das erraten. Und wie an allen Schulhäusern zu lesen war, standen den Arbeitern noch Lehrfächer für Algebra, fachtechnisches Zeichnen, Buchführung usw. offen. Die Stadt Neujork spendet jährlich für ihre 90 Abendschulen 3154000 Mk. Sie werden von 112000 Personen besucht, worunter sich über 30000 Eingewanderte befinden. Wie die „Empire City", so haben auch die andern Städte und Staaten zahlreiche Abendschulen eingerichtet. Abgesehen von einigen Orten, wo eine geringe Einschreibgebühr gefordert wird, sind sie überall unentgeltlich.

Mit den Abendschulen sind in Amerika die Bildungsgelegenheiten für den Arbeiter noch nicht erschöpft. Ihm stehen noch landauf landab wohlausgestattete Büchereien zu freier Benützung. Sie haben mir den Zweck meiner Reise um die Welt, das Studium vielgestaltiger Arbeiterfragen, eigentlich erst erreichen lassen. In ihren behaglich eingerichteten Räumen vermindern sich die ranzigen Gefühle, die der Kampf ums liebe Brot erzeugt. Ein Volksbildungsmittel von solcher Allgemeinheit und Wirkung, wie diese Volksbüchereien, hat kein anderes Land aufzuweisen.

Von der einzig dastehenden Kongreßbibliothek zu Washington braucht hier nicht gesprochen zu werden, da sie für die Arbeiterschaft wenig in Betracht kommt, wohl aber von den Tausenden Volkslesehallen. Ihre ganze Zahl ist aus den Berichten des Unterrichtsamtes nicht zu ersehen. Es erhielt bloß von 5640 Anstalten Auskunft. Davon hatten (1908) 2298 je über 5000 Bände, die andern 3342 zwischen 1000 und 5000. Ihre gesamte Bändezahl ist 62628541. Im gleichen Jahre stellten 1261 Lesehallen 5508620 Leihkarten aus, worauf weit über 75 Millionen Bände entnommen wurden. 645 verabreichten 17⅓ Million Bände an Kinder. Viele Lesehallen haben

besondere Kinderzimmer, wo eine entsprechend geschulte Beamtin den Kleinen hilft, ihrem Alter und Wunsch zusagenden Lesestoff zu finden. In Pittsburg habe ich mich stundenlang an dem Eifer der kleinen Bücherfreunde ergötzt. Ein herzerfrischenderes Bild läßt sich nicht denken.

Was diesen Bildungsgelegenheiten ihre große Bedeutung verleiht, ist weniger ihre Menge oder die Länge ihrer Bücherbretter, sondern eher der freisinnige Geist, der sie errichtet und verwaltet. Die große Weitherzigkeit, die die Türen für jedermann offen hält, wählt auch den Lesestoff. Die Druckschriften aller politischen, religiösen und sonstigen Richtungen werden angeschafft. Bei der Wahl fremdsprachiger Bücher wird Rücksicht auf die Zahl und Abstammung der Bevölkerung des Ortes genommen. An einigen Plätzen ist selbst eine reichhaltige hebräische Bücherssammlung vorhanden. Daß das sozialistische Schrifttum allenthalben und nicht selten sehr stark vertreten ist, braucht nach alledem nicht mehr besonders gesagt zu werden. In Pittsburg fand ich neben anderen sozialistischen Schriften die Neue Zeit. Die Beamten und Beamtinnen waren gerne bereit, mir alles herbeizuschaffen, was sie an sozialistischen Werken im Hause hatten. Damit vergleiche man die Engbrüstigkeit der öffentlichen Büchereien im Lande der Denker und Dichter. Entweder schaffen sie wenig oder gar keine sozialistischen Schriften an, oder sie geben sie nur nach vielem Wenn und Aber heraus.

Den ganzen Wert der Lesehallen Amerikas weiß doch eigentlich nur der wissensdurstige Arbeiter zu schätzen. Seine Geldmittel sind in der Regel gering, die Bücher verhältnismäßig teuer. In jenen Sammlungen findet er so ziemlich alles, wonach sein Wissensdurst gelüsten mag. Will er die Lesesäle nicht benutzen, kann er die Bücher mit heimnehmen. Dazu ist weder ein behördliches Ausweispapier, noch ein Unterpfand nötig. Die einmalige Unterschrift eines Bürgers oder Familienvaters genügt für die Ausstellung einer Leihkarte, womit der Inhaber so lange Bücher entleihen kann als er will. Ist ihm der Weg zur Ausgabestelle zu weit, gibt er seine Bestellung in einer der vielen Nebenstellen auf; tags darauf kann er sie mitnehmen. Die Bücherausgabe geschieht mit einer wohltuenden Schnelligkeit. Zum Beispiel: Eines Morgens um 8 Uhr kam ich in Pittsburg an, ein paar Stunden später hatte ich ein Zimmer gemietet, um 12 Uhr hatte ich mir mit dem Namenszug meines Hausherrn, eines armen Teufels von einem jüdischen Straßenhändler, schon Bücher aus einer naheliegenden Leihstelle geholt. Die Bücherabgabe war vollständig wortlos geschehen. Niemand hatte es der Mühe wert gehalten, mich auf meine Vertrauenswürdigkeit

hin auszuforſchen. Man traute meinem Geſicht. Dieſes Vertrauen ehrt beide Seiten, den Borger wie den Leiher. Wie wohl tut es dem fremden Proletarier, daß man ſeinem Wort ohne weiteres glaubt. Sein Mannesſtolz wird dadurch nicht wenig gekräftigt. Er wird ſich beſtreben, das in ihn geſetzte Vertrauen zu erhalten.

Eine derartige Vertrauensſeligkeit treibt dem Aktenmenſchen die Haare zu Berge. Er wird es einen Leichtſinn ſondergleichen nennen, jedem hergelaufenen Menſchen ein Buch ohne genügende Bürgſchaft zu leihen; er wird ausrufen: Gott, was müſſen in Amerika Bücher verloren gehen! Beim Teufel, der Aktenmenſch hat recht, es werden den Büchereien in den Vereinigten Staaten tatſächlich viele Schriften nicht mehr zurückgebracht — faſt ſo viel als den Bibliotheken, die von einer mißtrauiſchen Verwaltung, vielen Vorſichtsmaßregeln und noch mehr Vorſchriften betreut werden. Übrigens hat es auch in Amerika Büchereien gegeben, deren Verwaltung von europäiſcher Engbrüſtigkeit und Mißtrauen beſtimmt wurde. Man hat aber herausgefunden, daß das Sichten der Entleiher in ſichere und unſichere, die Überwachung, Einſchreibung und Durchforſchung der Leſer mehr koſtete als die Erſetzung der abhanden gekommenen Bücher.

# Auf der Suche nach Arbeit.

Das Straßenleben und die Lesehallen der Millionenstadt hatten mich ganz vergessen lassen, eine Stelle zu suchen. Mein Reiseplan erinnerte mich wieder daran. In Neujork mußte mindestens soviel Geld erspart werden, um die Fahrt bis Pittsburg und dort den Lebensunterhalt für die ersten paar Wochen bestreiten zu können. Die Barschaft war arg zusammengeschmolzen. Die Dollarzettel fliegen noch leichter davon als die Markstücke rollen. In dem Geldmangel konnte ich nun weniger einen Zwang zur Arbeitssuche sehen, wohl aber in der Notwendigkeit, mit den amerikanischen und eingewanderten Kameraden in der Werkstatt zusammen zu kommen. Es mußte also Kunst ausfindig gemacht werden.

Ohne daß ich sonderlich danach gestrebt hätte, kam ich wiederholt mit Landsleuten zusammen. Immer, wenn ich heimkehrend in meiner Stammkneipe einen Imbiß nahm, hatte der Schenkkellner „auch einen von drüben" vorzustellen. Glaubte er damit einen Dienst zu erweisen oder tat er es aus Geschäftsinteresse? Wie dem nun auch sei, der Landsmann war da und begann rücksichtslos zu erzählen. So ziemlich jeder hatte seine eigene Geschichte, und zuweilen eine nicht alltägliche obendrein. Schade, daß kein gelehrter Entdecker des proletarischen Amerika da war, er hätte hier Stoff für mehre Kapitel über das Arbeiterleben „hüben" und „drüben" gefunden. Hier konnte man hören, daß in Amerika mit dem erlernten Beruf vorerst nichts anzufangen sei; daß der Eingewanderte als Hausknecht, Stalljunge, Tellerwascher beginnen müsse; daß er sich einem Kirchenverein oder der „Partei" anschließen müsse, wolle er vorwärts kommen; daß in Amerika zehnmal strenger geschanzt werde als in Deutschland. Jeder der Landsleute schärfte mir ein, in Amerika ja niemand zu trauen, denn hier sei alles verkommen, „Grafter", Betrüger, Spitzbuben gebe es in Masse. Natürlich war jeder Landsmann gern bereit, mir, dem unerfahrenen Grünhorn, zu raten und zu helfen, damit mir teures Lehrgeld erspart bleibe. Mitunter bezeugten sie ihre Hilfs-

bereitschaft, indem sie Adressen aufschrieben, wo ich um eine Stelle als Taglöhner, Hausknecht oder Küchenjunge nachfragen könne.

Wenn in Amerika alles so verdorben und verlogen war, warum ich dann gerade den Landsleuten glauben und vertrauen sollte, war nicht recht einzusehen. Wohl weil der Zufall ihre Wiege innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle niedergesetzt hatte? Ihre Hilfsbereitschaft mochte ehrlichen Beweggründen entspringen, aber sie konnte mir wenig nützen. Helfen konnte ich mir nur allein. Mit unmaßgeblichen Ratschlägen war nichts zu machen. Was sie von Amerika berichteten, konnte ich auf seine Richtigkeit noch nicht prüfen, aber was sie von deutschen Verhältnissen erzählten, war sicherlich nicht wahr. Vor zehn oder zwanzig Jahren mochte es zutreffend gewesen sein, aber heute jedenfalls nicht mehr.

Zwar, die Landsleute, die das Grünhorn in väterlich herablassendem Tone zurechtwiesen, ließen sich schließlich noch ertragen. Auf meinen nächtlichen Wanderungen durch die Bowerie (= Straße) und benachbarten Gassen kam ich mit andern zusammen, deren Sittlichkeit und Ausdrucksweise von dem Kot der amerikanischen Großstadt verdammt dreckig geworden waren. Wenn ich den widerlichen Burschen auch immer gleich sagte: „Freund, du willst mir das und das sagen und mir bedeuten, daß ich ein Grünhorn sei! Ich weiß das, wie ich auch weiß, daß die ältesten Grünhörner vor mir unten am Hudson abgeladen wurden", so fruchtete es wenig. Sie antworteten mit Gemeinheiten und Spuckschüssen: Überhaupt solle ich froh sein, daß man mich ins Land gelassen habe und für Ratschläge danken, anstatt mich darüber lustig zu machen; ich müsse „drüben" etwas ganz Gefährliches ausgefressen haben, weil ich gerade jetzt gekommen sei, wo die ganze Stadt von Arbeitslosen wimmele. Übrigens sei es eine Schande, immer noch so viel Gesindel hereinzulassen. —

Es fiel mir auf, daß die meisten der bis dahin getroffenen Deutschamerikaner die Einwanderer für unerwünschte Bürger hielten. Sie kamen mir vor wie Münchhausen, der, als er zum Mond hinaufkletterte, das Seil abhieb, damit niemand nachsteigen könne. Zwar, die ärgsten Schreier gegen die Einwanderung waren diese Landsleute noch nicht; die sollte ich erst später unter dem Nachwuchs der Eingewanderten finden.

*

Nach den Zeitungen zu schließen, war der Geschäftsgang ein guter. Tag für Tag wurden „Hands", besonders „green Hands" (grüne, frisch eingewanderte Arbeiter) massenhaft verlangt. Meine Arbeitslust wuchs in dem Maße, als der Inhalt meines Geldbeutels abnahm. Mit der Einwechselung der letzten Fünfdollarnote wurde mein Arbeitseifer einfach unwiderstehlich; die süße Bummelei deuchte mich eine unerträgliche Qual. So nahm ich denn den ersten Anlauf.

Mein Hausherr hatte mir bedeutet, gleich einen Overall (Überhose) und Werkzeug mit auf die Arbeitssuche zu nehmen, damit ich gleich anfangen könne; man erspare dadurch das Geld für die Hin- und Rückfahrt. Der Vorschlag ließ sich hören. Ich tat, wie mir geraten.

An einem elend kalten Novembermorgen kaufte ich für 50 Cent einen Overall und ging damit rücksichtslos auf die Umschau. In meiner Frühstücksstube zog ich die Morgenblätter zu Rate. Solange ich noch nicht englisch konnte, war ich auf die deutschen Zeitungen angewiesen. Das Glück war mir hold. In der Staatszeitung wurden neben „Hands" (Hände) für Bohrmaschine, Drehbank und Schraubstock noch Bauschlosser, Monteure und Eisenarbeiter verlangt. Der Überfluß an Angeboten würde Verlegenheit bereitet haben, hätte ich mich nicht rechtzeitig besonnen, daß die Eisenarbeiter täglich 1 bis 2, wenn nicht gar 3 Dollar mehr erhalten als die andern Berufe der Metallindustrie. Wenigstens war mir so von Landsleuten berichtet worden. Diese Kenntnis hieß mich für die Mammoth Iron Works (Mammuteisenwerke) entscheiden.

Die Werke lagen hundert Häusergevierte weiter nordwärts. Um dorthin zu gehen, hätte ich 9500 Schritte machen müssen. Mit der Hochbahn wurde die Strecke in zehn Minuten für einen Nickel zurückgelegt. Die Fabrik schien nun nicht ganz das, was ihr Name erwarten ließ: eine schrecklich verräucherte Backsteinkiste, die früher einmal als menschliche Behausung gedient haben mochte. Drinnen, in einem Verschlag, saß ein Mann von gut dreißig Jahren, der der Boß (Fabrikant, Werkmeister) zu sein schien. Ihm trug ich mein Anliegen vor. Er erwiderte in deutsch: „Kommen Sie mit, Werkzeug haben Sie keins? Bringen Sie's morgen mit." Wir stiegen eine Treppe hinauf. Dort breitete er auf der Feilbank eine Zeichnung aus und belehrte mich, das stelle ein Gittertor vor; das Eisen dazu sei schon abgehauen, meine Helfer würden es gleich herbeischaffen. Er rief zwei junge Leute herbei, denen er sagte, sie hätten mir zu helfen. Damit verschwand er.

Nach alledem glaubte ich annehmen zu dürfen, daß ich eingestellt sei. Die Einstellung kam mir doch ein wenig sehr plötzlich

vor. Nach Beruf, letzten Arbeitsplatz und Fähigkeiten zu forschen, mußte der Boß vergessen haben. Aber das war schließlich seine Sache. Ich schlüpfte in den mitgebrachten Overall. Dieses amerikanische Arbeitskleid ist der europäischen Überzughose entschieden überlegen. Es ist bequemer, hat sechs Taschen, Achselbänder und Brustlatz, hüllt den ganzen Kerl ein, ist, wie sein Name: Overall besagt, überall. Warum werden nicht in der alten Welt solche zweckmäßigen Overalls angefertigt? Sie würden ihre altmodischen Vorfahren bald verdrängen.

Während die beiden Helfer die Eisenstäbe herbeischleppten, vertiefte ich mich in die Zeichnung. Dabei fiel mir auf, daß sich die Amerikaner, die sich nicht genug als die fortgeschrittensten Menschen der Welt brüsten können, noch immer mit dem Zollmaß abquälen. 12 Zoll = 1 Fuß, 3 Fuß = 1 Yard. Das Umrechnen der Zoll in Fuß und Yard macht sich im Erzählen leichter, als im Werkstattgebrauch. Im Anfang hat man etliche Schwierigkeiten damit. Wie einfach ist demgegenüber doch die Zehnteilung.

Als ich gerade versuchen wollte, ob ich noch in der edlen Schlosserkunst beflissen sei, sausten die beiden Helfer wie besessen die Treppe hinunter. Vom hinteren Ende der Feilbank kam ein älterer Kollege angerückt, der mir die erfreuliche Mitteilung machte, daß es Mittag sei. Er hatte mich in vieles einzuweihen: der Boß sei ein god-damned Dutchman (gottverdammter Deutscher), der schnell einen Haufen Geld machen wolle, ein „son of a bitch" (Hurenjunge) von einem Arbeitgeber, der nur Polacken und Juden einstelle, damit er wenig zu zahlen brauche. Ich hätte mit ihm den Lohn unbedingt ausmachen sollen. Wenn man in Amerika Arbeit suche, müsse die zweite Frage immer: how much? (wieviel?) sein. In Europa seien die Arbeiter dumm genug, mit der Arbeit zu beginnen, ohne den Lohn ausgemacht zu haben. In Amerika würde der Arbeiter auf der Stelle fortgejagt, wenn er den Boß nicht befriedige, und dann werde ihm ein Hundelohn gegeben. Die Polacken und Juden erhielten nur 1.50 bis 1.75 Dollar den Tag, die gelernten Leute 2 bis 2.50 Dollar; er habe den höchsten Lohn, 3.50 Dollar. Es müsse die neun Stunden schwer geschuftet werden, sonst gebe es vom Boß heillosen Krach, sowie den Laufpaß. Die Helfer wendeten nichts gegen den elenden Lohn und die grobe Behandlung ein, weil sie es daheim noch schlechter gehabt hätten.

„Ja, klärt denn die Union (sprich: Junihen = Gewerkschaft) die Leute nicht auf und fordert für sie einen angemessenen Lohn?" fragte ich etwas erstaunt.

„Zum Teufel mit der Union, die kümmert sich bloß um die paar Buden, wo ein Vertrag besteht. Die Mitglieder, die in den open shops (Werkstätten ohne Abkommen) arbeiten, müssen sehen, wie sie fertig werden. Ich war fünfzehn Jahre bei den Eisenarbeitern Mitglied. Das Geld wird immer bloß für die Leute in den paar closed shops (Werkstätten, wo nur organisierte Arbeiter eingestellt werden dürfen) gebraucht, die ohnehin schon einen guten Verdienst haben, für uns aber ist nie Geld da."

Erbaulich war der Bericht meines neuen Kollegen wahrlich nicht; allein zur Entmutigung war kein Anlaß. Während meines Aufenthalts in Neujork hatte ich soviel Widersprechendes gehört, daß ich zweifelmütig geworden war. Immerhin, die Verhältnisse in der Werkstatt fand ich wie geschildert. Der Krauter fluchte wie ein Tempelhüter, die Arbeiter schanzten wie die Kulis. Die ganze Bude erstickte in Schmutz und Schmiere. Schutzvorrichtungen, Trinkwasser, Waschgelegenheit waren nicht zu sehen. Der Treppenaufgang bildete den Rauchfang für die Schmiedefeuer im Erdgeschoß. Die ganze technische Einrichtung hatte ein vorsintflutliches Gepräge.

Ich begann einzusehen, daß ich einen Fehler begangen hatte. Wie konnte ich nur zu arbeiten anfangen, ohne Lohn ausgemacht zu haben! Wie konnte ich nur die verdammte Vertrauensseligkeit des deutschen Arbeiters mit nach Amerika schleppen?

Wie straffällig töricht doch die Arbeiter in Europa noch sind! Wenn ihnen ein Schuhverkäufer die Festsetzung des Preises der Schuhe überließe, sie würden den Mann geistig nicht mangelfrei halten; wenn sie aber ihre einzige Ware, ihre Arbeitskraft, verkaufen, stellen sie es dem Gutdünken des Käufers anheim, den Preis dafür zu bestimmen. Mit der deutschen Vertrauensduselei sollte es bei mir ein Ende haben. Wenn mir der Krauter jetzt bloß ein Trinkgeld als Lohn gab, mußte ich zufrieden sein. Glücklicherweise konnte der Schaden dieses Mal nicht groß werden, denn bis zum Zahltag waren nur drei Tage.

Was mein Kollege als möglich angedeutet hatte, war Tatsache geworden. Am Zahltag erhielt ich eine Lohntüte, deren Inhalt mich keineswegs befriedigte. Welcher Lohn mir zugestanden war, konnte nicht bestimmt gesagt werden, da die Tüte keinerlei Vermerk trug; sicher war bloß, daß er nicht viel höher als 2.25 Dollar (= 9.45 Mark) den Tag sein konnte. Eine Beschwerde beim Boß hielt ich zwecklos. Von einem Bleiben bei dem Kerl, der mein Vertrauen so schnöde mißbraucht hatte, konnte nicht die Rede sein. So wickelte ich denn meinen Overall zusammen und zog geräuschlos von dannen.

Auf dem Heimweg ärgerte ich mich, weniger über den geringen Lohn, sondern hauptsächlich über meine eigene Dummheit. Durch die bedingungslose Aufnahme der Arbeit hatte ich mich dem Krauter als Grünhorn zu erkennen gegeben und er hatte mich als solches entlohnt. Ein derartiger Reinfall sollte mir nicht wieder vorkommen.

*

So kurz auch meine Tätigkeit in der ersten Stelle war, ich hatte dort wertvolle Erfahrung gesammelt. Die Berichte über die hohen Löhne der Eisenarbeiter waren Schwindel. Ein Beweis, wie schlecht die deutschen Stammgäste der Budiker auf der Südostseite unterrichtet sind. In ein paar gut organisierten Werkstätten haben die Eisenarbeiter wohl einen guten Verdienst, aber dort kommt bloß der hinein, der zu ihrer Zunft gehört. Die Masse ist schlechter entlohnt, als die Arbeiter in den andern Zweigen der Metallindustrie. Die Werkstätten der Eisenbranche wollte ich fürderhin meiden. Von nun gedachte ich es im Maschinenbau zu versuchen. Jedoch ehe ich wieder eine Stelle annahm, wollte ich mich überzeugen, ob mein Schraubstockkollege recht habe: daß die Stellenangebote in den deutschen Zeitungen nur von Leuten herrührten, die nichts zahlen wollten und daß die deutschen Arbeitgeber die gemeinsten aller Ausbeuter in Amerika seien.

Am andern Morgen machte ich mich gleich auf den Weg, die Wahrheit zu erforschen. In der Staatszeitung wurde ein Möbelschlosser gesucht, sowie ein Maschinenschlosser, der zeichnen, schmieden und drehen könne. Die Bude, die den Möbelschlosser suchte, lag in Newark. Ich fuhr hinaus. Nach langem Suchen fand ich in einer wilden Landschaft ganz allein liegend das Haus. Der Boß war offensichtlich sehr erfreut, einen Landsmann zu sehen. Er fragte: „Haben Sie Werkzeug mit?"

„Nein, weder Amboß, noch Blechschere, noch Richtplatte."

„Nun, das ist auch nicht nötig, aber doch Feilen, Meißel, Hämmer. Na, vergessen Sie halt die Sachen morgen nicht. Kommen Sie rein, ich gebe Ihnen bis morgen, was Sie brauchen. Sie werden gut tun, sich gleich heute abend hier haußen eine Wohnung zu mieten."

„Sehr schön, was zahlen Sie?"

„Ah, zahlen? Kann ich noch nicht sagen; Sie müssen sich erst emporarbeiten. Sie wissen doch von drüben, daß erst gearbeitet werden muß, ehe Lohn gemacht wird."

„Ja, das weiß ich; Sie wiſſen doch hoffentlich auch, daß wir nicht drüben, ſondern hüben ſind. Was zahlen Sie?“

— — —?

„Good-bye!“ (Lebe wohl!)

„Good-bye!“

Auf dem Heimweg ging ich, dem anderen Arbeitergeſuch der Staatszeitung folgend, nach Hoboken, wo der Maſchinenſchloſſer verlangt wurde. Nach mehrſtündigen Irrwegen in dieſer ſtädtiſchen Wüſtenei fand ich endlich die Werkſtatt. Der Boß ſtand in der Bude. Ich fragte, ob der Platz ſchon beſetzt ſei? Nein, ob ich zeichnen, drehen und ſchmieden könne? Aber natürlich. Dann könne ich beginnen. Auf die Frage nach dem Lohn antwortete er ausweichend: Erſt müſſe er ſich überzeugt haben, ob ich ſeinen Erwartungen entſpreche. Was er denn einem Manne zahle, der ihn in jeder Hinſicht völlig zufrieden ſtelle? Na, ſo zwei Dollar den Tag.

Ich ließ den Tropf ſtehen. Nun verſtand ich, warum in der Zeitung ausdrücklich ein friſcher Einwanderer verlangt wurde.

Den Geſuchen in der Staatszeitung bin ich dann noch einige Tage nachgegangen. Die Behauptung meines Kollegen, daß die Staatszeitung von Ausbeutern gemeinſten Schlages gebraucht würde, fand ich oft beſtätigt. Auf dieſen Streifzügen traf ich elend ſchmutzige ſowie techniſch ſehr rückſtändige Betriebe. Über den elendeſten Buden hing gewöhnlich ein deutſcher Name. Dieſe Krauter halten ſich am Leben durch die geſteigerte Ausbeutung der Arbeitskraft. Einen deutſchen oder amerikaniſchen Arbeiter können oder wollen ſie nicht bezahlen; ſie holen ſich Polen, Juden, Slawen und dergleichen. So elend dieſe nun auch entlohnt werden, ſie haben doch noch viel mehr als in der alten Heimat. Die Lebensweiſe des amerikaniſchen Arbeiters wird erſt nach Jahren die ihrige. Erſt mit der Kenntnis der neuen Verhältniſſe und der Landesſprache ſteigen ihre Bedürfniſſe wie auch ihre Lohnforderung.

# Am Schraubstock.

Auf der wochenlangen Wanderung von Betrieb zu Betrieb hatte ich nicht nur tiefe Einblicke in die Neujorker Arbeitsverhältnisse getan, sondern auch meinen englischen Sprachschatz viel bereichert. Jetzt galt es wieder ernstlich Arbeit zu suchen. Dazu sollten nur noch englische Blätter benutzt werden. Eines Morgens las ich in der World:

> VERLANGT: MECHANIKER, erfahren im Zeichnen und Berechnen, besonders mit feinen Werkzeugen und kleinen Teilen vertraut. Gute Gelegenheit in entwicklungsfähigem Geschäft. Sich wenden an u. s. w.

Die Stelle war wie für mich bestimmt. Zwar pflegten um diese Morgenstunde derartige Plätze längst besetzt zu sein; immerhin — bei Gott ist kein Ding unmöglich. Ich setzte mich schleunigst auf die Untergrundbahn. Eine halbe Stunde später stand ich vor einem ziemlich ausgewachsenen Wolkenkratzer am oberen Broadway. Der Nummer nach lag das genannte Zimmer hoch oben. Den Eingang zum Aufzug verrammelte ein Neger; er verwies mich, frech fletschend, auf die Treppe. Das fehlte noch. Durch eine schnelle Armbewegung machte ich den schwarzen Schlingel geneigt, mich hinaufzufahren. Ein gutes Dutzend heruntergekommener Gestalten stand schon vor der Zimmertüre. Einer nach dem andern ging hinein und kam mit enttäuschtem Gesicht wieder heraus. Schließlich kam auch ich an die Reihe. Die Hälfte des Raumes füllten verrückt geformte, mit Leinwand überspannte Drahtgestelle. Am Fenster stand ein glatt geschabter Gentleman von schwer zu bestimmendem Alter.

„Ah, erfreut, Sie wieder zu sehen; Sie sind der Franzose, ganz richtig. Nichts mehr mit dem job down town (Arbeitsplatz in der unteren Stadt)?“ wurde ich von dem Glattrasierten erst in Englisch angeredet, dann in einem Französisch, das einem preußischen Leutnant alle Ehre gemacht hätte. Demnach hatte ich einen Doppelgänger, denn in meiner Erinnerung stand dieser greise Jüngling nicht verzeichnet.

„Werden Sie mit solchen Bänken arbeiten können?" forschte er weiter, dabei auf ein paar winzige Drehbänkchen deutend.

„Na selbstverständlich."

„Werden Sie solche Motoren dort machen können?"

„Wird alles gemacht."

Ich besann mich gar nicht, derartige, etwas komisch geformte Maschinen jemals gesehen, geschweige hergestellt zu haben; aber ich war in einer viel zu versöhnlichen Stimmung, dem freundlichen Boß die Laune durch verneinende Antworten zu verderben.

„Ich baue jetzt Luftschiffe," bekannte er, „haben Sie schon ein Luftschiff in der Nähe betrachtet?"

„Gewiß, bei Zeppelin am Bodensee."

„O, das trifft sich gut!"

Er meinte „unter Nähe" wohl in einer Entfernung von einigen Metern, ich verstand darunter von der schweizerischen Seite des Bodensees. Aber das waren bedeutungslose Mißverständnisse.

„Sie können anfangen," hörte ich dann.

„Gut, was zahlen Sie?"

„Wieviel verlangen Sie?"

„Dreieinhalben Dollar."

„Allright!"

„Allright!"

Der Overall war noch nicht ganz aufgewickelt, als er sagte: „Wir täten besser erst zu frühstücken, es ist gleich Mittag."

„Allright."

Er händigte mir den Zimmerschlüssel ein und ich trollte davon. So war ich jetzt Luftschiffbauer. Glück muß der Mensch haben!

Die erste Mittagsstunde traf mich im Schaukelstuhl meines neuen Boß. Die Unterhaltung lieferte ein Stoß Zeitungen, der auf dem Boden lag. Mister Henpeck schien seinen neuen Gehilfen vergessen zu haben. Endlich, um zweieinhalb Uhr, keuchte er herein:

„Wissen Sie, warum ich so spät komme?" begann er die Unterhaltung.

„Nein."

„Denken Sie sich, ein dummes Grünhorn ist in einen Straßenbahnwagen gelaufen. Eine Stunde hat's gedauert, bis sie ihn unter den Rädern hervor hatten. Hundert Wagen haben stoppen müssen. Was doch die Straßenbahngesellschaft durch so ein Grünhorn für einen Schaden hat, nicht wahr?"

„Hm."

„So, nun wollen wir an die Arbeit gehen. Zuerst wollen wir den Elektromotor setzen und die Transmission legen. Haben Sie so etwas schon gemacht?"

„Hundertmal."

„Well, nehmen Sie Maß. Wir gehen dann down town (untere Stadt), um zu kaufen, was wir brauchen."

Der Boß hat schnell meine Zufriedenheit erworben. Er, der Nichtfachmann, war vernünftig genug, mich bei der Einrichtung bloß mit unmaßgeblichen Ansichten zu unterstützen. Gewiß, er hatte auch seine Fehler. Den lieben langen Tag schwatzte er von seinen Erfindungen, von seinen großartigen Ideen im Luftschiffbau, die bald die ganze Welt erschüttern würden. Ich glaubte, für die dreieinhalb Dollar Taglohn nicht auch noch verpflichtet zu sein, mich über seine Prahlerei zu ärgern. —

Welch kunterbunte Gesellschaft sich doch in einem Wolkenkratzer zusammendrängt! Auf einem Stockwerk las ich von den Türschildern zweiundfünfzig verschiedene Geschäfte ab. Neben unserer Werkstatt war eine Tanzschule, auf der andern Seite des Lichthofes übte sich hinter offenem Fenster ein Theaterverein; zwei Stock höher hatte ein Boxklub seine Raufbude, vier Geschosse tiefer befand sich der Übungsplatz einer frommen Negersekte. Ich habe diese einigemale besucht. Viel war zwar nicht zu sehen und zu lernen. Der Saal war verdächtig dunkel. Gesungen und gepredigt wurde in einer Sprache, die ich nicht verstand. Nach dem Geplärre und den Gesichtsverzerrungen zu urteilen, mußte der Gottesdienst dieser Sektenmenschen sehr schmerzhaft sein. Am Ende der Andacht verschwanden einige von ihnen in der Türe nebenan, woran das Schild eines Wahrsagers hing. Der weibliche Teil der Gemeinde barg Mustergestalten der Negerrasse. Prächtig große, volle Menschen mit feurigen Augen, starken Wulstlippen, einer Haut, glänzend schwarz wie beste Fettglanzwichse. —

Die Transmission war gelegt, die Antriebmaschine gestellt, die vorhandenen Luftschiffmotoren längst gereinigt und betriebsfertig, ohne daß der Boß mit neuer Arbeit gekommen wäre. Ich fühlte, daß es mit meiner Tätigkeit als Luftschiffbauer bald zu Ende ging. Richtig, eines Abends kommt Mister Henpeck mit der Mitteilung, er müsse mich ablegen. Er wolle auf mehre Wochen nach dem Süden; die Neujorker Kälte drohe ihm gefährlich zu werden. Er sei mit mir zufrieden gewesen und wolle mir, wenn ich es verlange, ein gutes Zeugnis ausstellen. Ich dankte für seine Freundlichkeit. Wir schüttelten uns zum Abschied die Hände.

*

Zwei Tage später fand ich in Brooklyn als Monteur Arbeit. Lohn 2.75 Dollar. Nach drei Wochen machte ich wieder Schicht. Bei furchtbarer Kälte in einem offenen Neubau arbeiten, behagte mir nicht. Dann war der Weg zu weit. Wenn ich abends nach anderthalbstündiger Fahrt heimkam, war ich zu geistiger Arbeit nicht mehr fähig. Die Studien, die laut Reiseplan in Neujork gemacht werden sollten, verlangten meine ganze Mußezeit. Ich beschloß, erst einige Wochen die Lesehallen zu besuchen.

*

Auf der Suche nach einem gesundheitlich und technisch gut eingerichteten Betrieb war mir wiederholt eine große Fabrik für Druckereimaschinen in der unteren Stadt genannt worden. Als ich nach dreiwöchigem Aussetzen den Faden der Arbeitssuche wieder aufnahm, erhielt ich dort sofort Arbeit. Auf die Frage nach dem Verdienst nannte der Meister als Anfangslohn 2.70 Dollar den Tag, die Überstunden würden mit einem Zuschlag von 50 v. H. bezahlt; die tägliche Arbeitszeit war auch hier neun Stunden.

Die Fabrik ist ohne Zweifel auf der Höhe der Zeit, und das mit der technischen Einrichtung wie mit der Arbeiterüberwachung und der Ausbeutung der Arbeitskraft. Die Ausgabe der Arbeit sowie die Überwachung dieser wird von fachtechnisch gebildeten Leuten bis ins kleinste besorgt. Das wird sogar so ins kleinste ausgeführt, daß man zur Ansicht kommen kann, die Überwachung habe das Maß des Zweckdienlichen überschritten, sei hinübergeglitten in das Gebiet der Kleinigkeitskrämerei.

Beim Antritt erhält der Arbeiter Werkzeug: einen Kreuz- und einen Flachmeißel nebst zwei Vorfeilen. Dies stellt den Werkzeugbestand des am Schraubstock arbeitenden Machinist (Maschinenschlosser) dar. Daneben erhält er zehn Blechmarken, hier Checks genannt, wofür er sich beim Werkzeughalter das fehlende jeweilig eintauschen kann. Aber da zur gewöhnlichen Arbeitsverrichtung stets mehr als zehn Stück Werkzeug gebraucht werden, so tauscht er sich jede Minute das weniger notwendige Werkzeug gegen das mehr benötigte ein. Auf diese Weise entsteht eine fortwährende Wanderung zu und von der Werkzeugausgabestelle. Dadurch wird die gewollte Ersparnis vielmal wettgemacht durch den Verlust an Zeit, der durch den vielfachen Umtausch entsteht. Verschiedene Werkzeuge, und zwar die nötigsten, sind auch vom Werkzeughalter nicht zu haben. Hämmer, Körner, Reißnadeln, Meßwerkzeuge und dergleichen stellt der Fabrikant nicht, die muß sich der Arbeiter selbst anschaffen. Um nicht zu oft die Mühe des Auswechselns zu

haben, kauft der Arbeiter noch vieles mehr. Wenn ſo ein Neuling ſeinen Eintritt hält, iſt er mit ſchwerem Werkzeugfelleiſen belaſtet.

Wer ſich noch nicht auf die Höhe dieſes Werkzeugkaufs für die millionenſchwere Unternehmergeſellſchaft aufgeſchwungen hat, bekommt von ſeinen Kameraden Werkzeug geliehen. Die Borgerei darf natürlich nicht zu ſehr ausgedehnt werden. Denn wenn der allezeit herumſauſende Meiſter ſolch eine zeitvergeudende Miſſetat gewahrt, wird der Sünder zwiſchen die beiden Hörner des Dilemmas geſtellt: entweder ſofortige Anſchaffung von Werkzeug oder plötzliche Trennung.

Der amerikaniſche Arbeiter hilft ſeinem werkzeugarmen Kollegen anſtandslos aus. Es muß ſchon Mißbrauch mit ſeiner Güte getrieben werden, wenn er, mehr gutlaunig als abweiſend, über den Werkzeugpumper ſagt: That fellow makes ſplendid money with my tools. (Der Kollege macht ſchrecklich Geld mit meinem Werkzeug.)

Auch in dieſer neuzeitlich eingerichteten Fabrik fehlen alle Schutzvorrichtungen. Weder ſind Brillen an den Schmirgelſcheiben, noch Schutzbleche an den Zahnradgetrieben vorhanden. Die Arbeiter ſcheinen ſich dieſes Mangels gar nicht bewußt zu ſein. Von der Größe dieſes elenden Zuſtandes gibt die Unfallzählung traurigen Bericht. Es iſt erſtaunlich, wieviel Leute mit verſtümmelten Gliedern in den amerikaniſchen Fabriken herumlaufen. Und wohl dem, der nach einem Unfall wieder ſeinen Platz einnehmen kann. Gewöhnlich wird er geſchäftsmäßig kurz auf die Straße gefetzt.

Auffällig iſt die Abweſenheit der alten Arbeiter. In dieſer Werkſtatt war kaum einer über 40 Jahre alt. Beginnt dort einer als Lehrling, ſo kann er es in der Lehrzeit auf ſieben Dollar (= 29.40 Mk.) Wochenlohn bringen. Geht alles gut, ſo kommt er nach zwanzigjähriger Tätigkeit, alſo ſozuſagen am Schluß ſeiner Arbeiterlaufbahn, auf drei Dollar den Tag. Und wird ein Glückspilz zum Gangboß (Vorarbeiter) auserkoren, hat er täglich auch einen Vierteldollar mehr.

Gleich nach Antritt meiner Stelle in der Maſchinenfabrik wurde ich von dem Vertrauensmann einer Metallarbeitergewerkſchaft nach meiner Verbandskarte gefragt. Die Gelegenheit beim Schopf packend, forſchte ich nach der Anſicht ſeiner Organiſation zur Abſchaffung der Werkzeugſtellung durch die Arbeiter. Die Antwort lautete: „Kamerad, ſei ruhig, ſpar dein Geld, kaufe dir, wie ich, ein Haus, dann ſcheren dich dieſe Dinge nicht mehr.“ Um eine ſolche Antwort zu geben, brauchte man nun nicht gerade Vertrauensmann einer Gewerkſchaft zu ſein. Das Glück wurde darauf bei einem gewöhnlichen Gewerkſchaftsmann verſucht. Deſſen ranzige Antwort war: „Da hätte der Boß viel zu tun, wenn er jedem auch noch

Werkzeug kaufen wollte. Der hat mit der Arbeit den Kopf schon voll genug. Wir müssen froh sein, daß er uns Arbeit verschafft. Wenn euch das nicht bei uns gefällt, so bleibt doch drüben, wir wollen euch ja gar nicht. Wenn's euch nicht gefällt, warum kommt ihr denn alle herüber?"

Ja, ja: warum kommt ihr denn alle herüber? Die gleiche Frage hatte ich oft schon mir selbst gestellt, ohne eine befriedigende Antwort zu finden. Und die über das Land ihrer Wahl elend fluchenden deutschen Genossen in Neujork hatten mir auf die Frage: warum geht ihr denn nicht wieder hinüber? nichts Befriedigendes zu sagen gewußt. Gewiß, ihre wirtschaftliche Lage war, auch wenn man die stärkere Ausbeutung, die Schutzlosigkeit sowie die andern Nachteile vollauf in Rechnung stellte, immer noch besser als im Vaterland, jedoch nicht in dem Maße, jahraus jahrein Hunderttausende von Menschen nach Amerika zu ziehen und darin festzuhalten.

Hier stand ich vor einem Rätsel, wofür ich am Hudson vergeblich eine Lösung suchte.

# Mit den sozialistischen Arbeitern.

An der 84. Straße, zwischen der 2. und 3. Avenue, liegt ein lichter Steinbau, der sich durch Größe und baukünstlerische Schönheit angenehm von dem eintönigen Häusergestrüpp seiner Nachbarschaft abhebt: der Labor Temple. An seiner Vorderseite steht in Stein gehauen: Knowledge is Power (Wissen ist Macht).

Wenn sich der Abend herniedersenkt, wird das Leben in diesem Gebäude, in dem Heim der sozialistischen Arbeiter Neujorks, noch dichter und internationaler. Von allen Ecken der Viermillionenstadt kommen vierschrötige, wetterfeste Gestalten herbeigeströmt. Man sieht es ihnen auf den ersten Blick an: der Kampf ums Dasein hat sie alle geformt. Viele reden eine Sprache, die den Eingeborenen fremd ist. Ernste Pflicht bringt sie unter dem gastlichen Dach zusammen, damit es ihnen Schatten gebe im Schweiße ihrer sozialistischen Arbeit auf fremder, steiniger Erde. Hier tauschen sie heimatsheilige Erinnerungen aus, und hier, bei ihresgleichen, finden sie mutstärkendes Verständnis für ihre neuen Hoffnungen und Sorgen. Ist die Parteipflicht erfüllt, wird die Geselligkeit gepflegt wie daheim im Vaterland. Zuweilen wird das Stimmengewirr übertönt von den Klängen eines trutzigen Kampfliedes deutscher Sozialisten.

Es hat lange gedauert, bis die fortschrittlich gesinnte Arbeiterschaft der zweitgrößten Stadt der Welt zu dem Labor Temple kam. Die sozialistische Partei war schwach, in den Gewerkschaften war wenig Verständnis für ein eigenes Heim vorhanden. In dem Neujorker Gewerkschaftskartell gab es noch vor kurzem heiße Redegefechte, wenn beantragt wurde, die Sitzungen im Labor Temple abzuhalten. Der Antrag fiel oft und oft unter den Tisch. Die Gewerkschaften der Stadt zählen 357000 Mitglieder. Wieviel davon heute zur Unterhaltung des gemeinnützigen Werkes beitragen, ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt; man weiß nur, daß die Masse verdammt wenig Begeisterung dafür zeigt. Eine ganze Anzahl Gewerkschaften fürchten, Schaden an ihrer tradeunionistischen Seele zu nehmen, wenn sie ihre Versammlungen im Labor Temple abhalten. Zum Glück gibt es im Neujorker Tradeunionismus noch

Leute, die weiter blicken. Sie haben im Verein mit den sozialistischen Organisationen das Heim errichtet und darin ihr Zelt aufgeschlagen. Es stehen ihnen gut eingerichtete Schankstätten, Sitzungszimmer, ein Festsaal, eine reichhaltige Bücherei und eine internationale Zeitungssammlung zur Verfügung.

Neben ihrem Hauptsitz hat die sozialistische Arbeiterschaft Neujorks noch eine Einrichtung von gleicher, nein, von noch größerer Bedeutung: die Rand School, eine Arbeiterhochschule. Sie besteht nun an die sieben Jahre. Ihre geldwirtschaftliche Grundlage bildet eine Stiftung der Mrs. Rand. Für die Teilnahme an den Lehrgängen, die immer fünf Monate dauern, ist eine Gebühr von 252 Mark zu entrichten. Die Lehrtätigkeit beginnt im November und endigt anfangs April. Als Vorblild schwebt der Leitung die deutsche Parteischule vor. Doch sind ihre Mittel vorderhand noch zu schwach, dieses Ziel zu erreichen.

*

Die erste amerikanische Arbeiterversammlung besuchte ich einige Stunden nach meiner Landung. Unnötig zu sagen, daß ich sie mit geschwellter Brust betrat. Daß mich beim Verlassen noch die gleichen Gefühle beseelten, möchte ich wahrhaftig nicht behaupten.

Es war kurz vor der Wahl. So erwartete ich helle Begeisterung, zum mindesten eindrucksvollen Besuch. Statt dessen fand ich bleierne Kälte und kleinliche Erörterungen. Vor allem fiel mir auf, daß die Versammlung von einem Genossen geleitet wurde, der nur englisch verstand, obwohl fast alle Anwesenden Deutsche waren oder doch deutsch sprachen. Nur hie und da redete einer englisch, wohl dem Vorsitzenden zuliebe oder der Einfachheit halber. Die andern Äußerungen mußten wegen einer oder ein paar Personen übersetzt werden. So wurde die kostbare Zeit kurz vor dem Wahltag vertrödelt; die Geschäfte konnten nicht halb erledigt werden.

Und die Gründe dieses zeitraubenden Verfahrens? Die Bewegung müsse englisch werden, sagte mir ein Genosse auf dem Heimweg. Zwar fand auch er das Verfahren bedenklich, aber im Interesse der Sache sei es schwerlich anders zu machen.

Diese an Selbstverleugnung grenzende Opferwilligkeit in allen Ehren, aber sie schien mir doch viel zu weitgehend. Ihren fragwürdigen Vorteilen stehen sicherere Nachteile gegenüber; was sie der englischen Seite nützen mag, schadet sie bestimmt der deutschen. Das ist schließlich auch anerkannt worden. Neuerdings sind die einsprachigen Parteigruppen wieder zu Ehren gekommen und sie

haben sich dann noch innerhalb der allgemeinen amerikanischen Organisation zu einem Verband vereinigt, um die Werbearbeit unter den Landsleuten wirksamer betreiben zu können.

Die Hochzeit war bereitet, aber die englisch sprechenden Gäste wollten nicht kommen. Was die sozialistischen, zumeist landesfremden Arbeiter auch anstellen mochten, ihre eingeborenen Klassengenossen kamen nicht. Wie erreicht man sie? wurde zeitweis allenthalben erörtert.

Als eines der wirksamsten Mittel zur Gewinnung der Fernstehenden galten und gelten die Straßenversammlungen. Hierfür sind Genossen mit starken Lungen und „populärer" Sprechweise sehr nötig. Am Abend schleppen Genossen eine Kiste, großmütig „Plattform" geheißen, an die belebteste Häuserecke. Der redegewandteste unter ihnen schwingt sich hinauf und beginnt „vor leerem Hause" seinen Speech (sprich: spietsch = Rede). Natürlich muß er laut sprechen, damit die Vorbeigehenden hören, daß da was los ist, und er muß auch „populär" sein, damit die mühsam herbeigesprochenen Leute auch bleiben. Hat er geredet, fleucht er, wenn möglich, noch zu einer anderen Straßenecke, um auch dort mit einzugreifen. Einer seiner Freunde oder „ein Mann von der Straße" besteigt die Kiste und redet. Währenddessen waltet der Schriftenverkäufer seines Amtes.

Die Sache nimmt sich auf dem Papier viel schöner aus, als sie in den meisten Fällen ist.

Lange Jahre habe ich in der Straßenversammlung ein vorzügliches Mittel für die Verbreitung des sozialistischen Gedankens gesehen. Durch die persönliche Erfahrung in Amerika und England bin ich anderer Meinung geworden. Während der Wahlzeit habe ich in Amerika Dutzenden solcher Versammlungen beigewohnt, fast jedesmal bin ich mit eiskaltem Rücken davongeschlichen. Zuweilen hätte ich mit dem Evangelisten Mathäus meinen Gesinnungsgenossen auf der Kiste zurufen mögen: Eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen! Ganz unwillkürlich stieg in mir der Wunsch auf: Ach wenn doch die Polizei diese Versammlungen verböte! Im Interesse der Erhabenheit des sozialistischen Lichtgedankens!

Schon der Anfang der Versammlung erzeugt eine Gänsehaut. Der sozialistische Redner, ein paar Begleiter im Hintergrund, beginnt vor „leerem Hause", er spricht in die Luft. Die Fußgänger fleuchen vorbei. Er redet lauter. Die Gassenjugend wird aufmerksam. Eine Horde Rangen stürzt auf den Redner zu. Als freie Bürger des herrlichen Landes setzen sie ihren eigenen Wortstreit munter fort: Von was schwätzt der da oben? wie ulkig! rufen sie sich unter-

einander zu. Der Redner kümmert sich nicht darum. Noch lauter fährt er fort. Er übertönt fast den Straßenlärm. Allmählich sammeln sich Fußgänger um ihn, Eckensteher und viel Jugend. Einige wenden sich, nachdem sie einen Satz gehört haben, mit Fluch oder Spott auf den Lippen wieder ab. Sie handeln immer noch besser als die, die da bleiben, um mit dem Redner ein ulkiges Zwiegespräch zu führen. Er läßt sich nicht beirren, sondern spricht, wenn möglich, noch lauter weiter. Jetzt wird er auch von den Gästen in der Kneipe im Eckhaus gehört. Zechbrüder kommen herangeschwankt. Sie wollen sich womöglich gar unterhalten. Lust dazu haben sie in Überfluß vom Whiskyfaß abgezapft.

„He! Bill! Du sagst, in Amerika sei das Volk unterdrückt!" gurgelt es dem Genossen auf der „Plattform" entgegen, „wir sind in einem freien Land, verstehste?" Der Redner macht eine Bemerkung über die Unterbrechung. Damit kommt er schön an. Mit: „Was sagst du, du Schuft? Schließ' die Klappe! Geh' zur Hölle!" wird ihm geantwortet. Genossen ermahnen die Süffel zur Ruhe. Vergeblich. Das unflätige Geschimpfe geht nur noch stärker weiter, andere Zuschauer mischen sich drein, der Krach ist fertig; die Polizei greift ein, der halb und ganz erwachsene Janhagel heult vor Freude. Die Versammlung ist unterbrochen oder ganz zu Ende. Die Genossen gehen mit einer traurigen Erfahrung mehr heim in ihre kahle Klause.

Aber damit ist die Trübsal dieser sozialistischen Straßenarbeit noch nicht erschöpft. Die Qual des Redners erreicht ihren Höhepunkt mit dem Anmarsch der Heilsarmee. Wenn er ihre Klänge nur von weiter Ferne hört, wird's ihm schon garstig zumute. Dazu kommt dann noch herzbeklemmender Druck.

Man stelle sich die Lage und die Gefühle des sozialistischen Werbers vor: er predigt das Evangelium des Klassenkampfes, der Gerechtigkeit, der Freiheit, ihm gegenüber predigt einer seiner Klassengenossen das Evangelium der Demut, des Aberglaubens, der Almosenseligkeit, der Untertänigkeit. Er ereifert sich und wird lauter, sein Gegner desgleichen. In dem Wettkampf um das Gehör der Menge bleibt die Heilsarmee allemal Sieger. Kann ihr Redner den sozialistischen nicht übertönen, greift sie nach Pauke und Posaune. Gegen diese Macht ist nichts zu tun. Die Posaunen von Jericho warfen Stadtmauern um. Eine solche Stärke ist nun den Posaunen des Generals Booth nicht eigen, aber eine Straßenversammlung blasen sie auch auseinander, ja, beim Teufel.

*

Der Opfermut der deutschen Arbeiter in Amerika findet so leicht kein Beispiel. Was sie in langen, trostlosen Jahrzehnten für die Verbreitung des sozialistischen Gedankens geleistet haben, verdient höchste Bewunderung. Sie pflanzten das rote Banner auf der fremden Erde auf; sie trugen es lange Zeit fast allein voran und heute stehen sie noch als die treuesten Wächter bei ihm.

Der Sozialismus galt im Lande ihrer Wahl als fremdes Gewächs: er möge vielleicht für das geknechtete Europa Berechtigung haben und vorteilhaft sein, aber für Amerika sei er vollständig bedeutungslos, ja schädlich; hier hätten die „Väter der Republik" schon anno 1776 der Bürgschaften genug für die Freiheit und Wohlfahrt geschaffen. Die deutschen Sozialisten in Amerika — Frühgeborene, dessen sie sich, Gott sei Dank, nicht bewußt waren — ließen sich durch solches Gerede nicht beirren. Sie rodeten eifrig den fremden Boden, streuten fleißig den roten Samen, und manchmal keimte und gedieh er auch. Allein, das Korn war nicht tief genug gelegt; leichte Fröste genügten, die junge Saat zu knicken. Das Mißgeschick entmutigte die Säleute nicht; sie arbeiteten nur gründlicher weiter. Nachdem sie ihr eigenes Feld wohlbestellt, nachdem sie die deutsche Organisation ausgebaut und deutsche Blätter geschaffen hatten, versuchten sie für ihre englisch sprechenden Klassengenossen das Gleiche zu tun. Sie sammelten Groschen für die Gründung englischer Blätter, sie unterstützten sie in jeder Hinsicht, sie waren dabei, wenn es galt, Flugblätter auszutragen sowie sonstige Werbearbeit zu verrichten. Die vielen Opfer waren oft und oft umsonst gebracht. Die Wahlen zeigten keine Erfolge, die mühselig geschaffenen Organisationen brachen schneller zusammen als sie aufgerichtet worden waren; die Blätter starben durch die Gleichgültigkeit der eingeborenen Arbeiterschaft und die deutschen Proletarier zahlten dann noch die Begräbniskosten. So ging's in einem fort bis ins 20. Jahrhundert hinein.

Als ich nach Neujork kam, bestanden dort zwei sozialistische Zeitungen englischer Zunge: der Deleonsche Daily People und The Worker; der eine, ein Tagblatt, erschien sozusagen unter Ausschluß der Öffentlichkeit, der andere, ein vierseitiges Wochenblatt, lag gerade im Sterben. Ein solcher Zustand mußte traurig stimmen. Wie doch? Die Arbeiterschaft der größten Industriestadt der Welt hatte nicht genug Verständnis und Opfermut, ein oder zwei Blätter lebensfähig zu machen. Unter den 349831 Wählerstimmen der Millionenstadt waren bloß 19876 sozialistische. Wenn in den englischen Tradeunions die Rede vom Sozialismus war, so nur, um ihn zu verdammen oder lächerlich zu machen. Beschämend und betrübend zugleich.

Inzwischen haben sich die Dinge ein wenig zum bessern gewendet. The Worker hat in dem täglich erscheinenden Call einen würdigen Nachfolger erhalten. Die sozialistische Stimmenzahl ist um 15 vom Hundert gestiegen. Auch in den Neujorker Gewerkschaften, die (1911) 357000 Mitglieder zählen, werden die Leute geringer, auf die das Wort Sozialismus so wirkt, wie der rote Lappen auf den Stier.

Und dennoch, so gering auch die sozialistischen Erfolge im Lande der Trusts sind, man muß sich in Anbetracht der Schwierigkeiten immer noch wundern, daß es wenigstens so weit kommen konnte. Wenn sich heute allenthalben in dem weiten Lande sozialistische Gemeinden aufgetan haben, so haben die deutschen Arbeiter ihr ehrlich Teil daran. Sie haben für die Aufklärung ihrer eingeborenen Klassengenossen getan, was sie konnten. Daneben hatten sie für ihre eigenen Schöpfungen, für die deutsche Organisation und die Zeitung zu sorgen. Diese beanspruchten den besten Teil der Kraft. Hätten sie ihre Pflicht nicht ununterbrochen und vollständig erfüllt, die New Yorker Volkszeitung hätte nicht fünfunddreißig, zum Teil sehr stürmische Jahre überleben können.

Die New Yorker Volkszeitung ist ein prächtiges Denkmal der Gesinnungstreue und des Opfermutes deutscher sozialistischer Proletarier im Ausland. Erst eine spätere Zeit wird ganz zu würdigen verstehen, was sie für den Sozialismus, für die politische Ehrlichkeit und die deutsche Geisteskultur in Amerika geleistet hat. Ich halte sie für eines der besten sozialistischen Blätter. Wer sich über die Verhältnisse der beiden Welten unparteiisch unterrichten will, wer guten Unterhaltungsstoff liebt, wer ständig eingehenden Bericht über die Arbeiterbewegung aller Länder verlangt, der greife zu ihr.

Die sonstige deutsche Presse Neujorks, in deren Spalten einst das trutzige Wort rückgratfester, gesinnungsstarker Achtundvierziger erscholl, ist zur Pflegerin der Geschäftspolitik, der Anhündelei der Gekrönten, der Gesinnungslumperei geworden. Aus ihren Spalten dringt der faule Geruch der Tammany Hall, die näselnde Stimme der Wahrsagerin und des Pfaffen. Auf ein und derselben Seite schreibt sie für monarchische und republikanische Staatsform; heute dient sie dem Fortschritt, morgen dem Rückschritt, immer aber ihrem Geldvorteil. Höfischen Schweifwedeleien und ödem Spießbürgerklatsch widmet sie viel Raum. Wer sie eine Zeit lang liest, dem muß das Land der Dichter und Denker, das Land mit der größten Sozialdemokratie, nichts anderes scheinen, als ein luftiger Jagdgrund für Mucker, Pfaffen und Fürsten.

Für den Deutschen in Amerika ist es eine Wohltat, ein Blatt wie die Volkszeitung in die Hände zu bekommen. Sie hält seine Teilnahme für die Freiheitsbewegung in der Heimat wach, sie hält ihn in Verbindung mit den Schätzen der deutschen Kultur, sie zeigt ihm, wie stark das Freiheitslied zwischen Rhein und Weichsel erdröhnt. „Die New Yorker Volkszeitung ist das einzige ehrliche und unabhängige Blatt der Metropole am Hudson." (Witte: Aus einer deutschen Botschaft.)

Doch die deutschen Arbeiter in Neujork bedürfen solchen Lobes aus bürgerlichem Munde nicht. Sie wissen von selbst, was ihnen ihre Bannerträgerin wert ist. Wenn immer ein gefährlicher Sturm gegen die Volkszeitung tobte oder wenn wirtschaftliche Regentage sie gefährdeten, haben sie sie mit ihren Leibern und mit ihrem Gut gedeckt. Das werden sie auch weiterhin tun, tun müssen, um ihres hehren Zieles willen, im Interesse ihrer geschichtlichen Aufgabe in der neuen Welt.

*

Weiter oben wurde schon gesagt, in Amerika beherrsche die Jugend die Straße wie das Haus. Und nicht nur das: sie beherrscht auch Versammlungen und festliche Veranstaltungen. Zwar nicht immer, aber doch oft genug, um manchen Griesgram zornig zu machen.

Bei der Märzfeier im Neujorker Labor Temple wunderte ich mich über das starke Aufgebot der Jugend. Vom Säugling bis zum Backfisch war sie vertreten. Natürlich will sie sich betätigen — zu was wäre sie denn sonst gekommen — und sie betätigt sich.

Um nur ein Beispiel anzuführen: Während der Festrede hielt sie unter sich eine Sitzung neben der Bühne ab. Diese hatte gleich mehre Redner, die garstige Bemerkungen über that fellow up there (jenen Kerl da oben auf der Bühne) machten, weil sie wegen ihm das Spiel unterbrechen mußten. Als die Sänger sangen, machte die Jugend Laufübungen um den Sitzpark herum. Ein zwölfjähriger freier Bürger saufte mir, der ich an der Wand lehnte, auf die Gehwerkzeuge. Ich war unbescheiden genug zu erwarten, daß er sich entschuldige. Weit gefehlt: er machte mir Grobheiten, weil ich mich in seinen Weg fläze und so das Fangspiel hindere. In der Pause fragte ich ein paar Mädchen, warum sie denn nicht ihre Rollschuhe mitgebracht hätten, es sei doch um die Sitze herum prächtiger Platz zum Fahren. They wouldn't allow it! war die Antwort. So, die wollen's nicht erlauben! Welche gröbliche Mißachtung des Rechtes der Jugend!

Ich glaube, ich habe mich an jenem Abend auch geärgert, weniger über die Jungen, sondern eher über die Alten, weil sie ihre Brut nicht in Zucht haben. Sie mögen demgegenüber sagen, daß es mit der Kindererziehung in dem freien Lande seine eigene Bewandtnis habe. Und darin wird ihnen jeder recht geben, der die amerikanischen Sitten einigermaßen kennt.

*

Jeder Fortschrittsmann wird die starke Beteiligung der amerikanischen Weiblichkeit an den öffentlichen Angelegenheiten begrüßen. Sie kommt sehr zahlreich in die Parteiversammlungen. Dies ist allerdings bis zu einem hohen Grade der besseren häuslichen Erziehung des starken Geschlechts zu verdanken. Dieses ist durch Sitte und Gesetz allmählich dahin gebracht worden, von der Last, die das schwache Geschlecht drückt, so viel wie möglich selbst zu tragen. Wird einmal ein goldenes Horn für treuen Minnedienst ausgesetzt, der amerikanischen Männerwelt muß der Preis zuerkannt werden. Freilich läßt am Hudson, wo die Lebensart des „rückständigen" Europa noch allenthalben zu merken ist, die Ritterlichkeit der Männer noch manches zu wünschen übrig; viel prächtiger ist sie in den westlichen Staaten der Union gediehen.

Den Unterschied zwischen Osten und Westen merkte ich schon in Pittsburg. Wenn ich dort meine Werkstattkollegen besuchte, fand ich sie mit Zimmerreinigen, Ofenputzen, Stiefelwichsen, Einkäufen und Kinderwarten beschäftigt. Während der Hausvater seine vielgestaltige Pflicht erfüllte, habe ich mich mit seiner Ehedame oder seinen Töchtern im Parlor unterhalten. Samstags wurden Spaziergänge gemacht. Wenn der Mann das Kind nicht daheim warten wollte, durfte er es mitnehmen. Die geschlechtsbrüderliche Pflicht bestimmte mich, einen Teil der Last meines Kollegen zu übernehmen: Ich ging mit seiner Ehedame voraus, damit er, hinterdrein trabend, sich ganz dem Säugling widmen konnte. Zum Tanzvergnügen brachte er das Kindchen auch mit. Während er es auf den Knieen wiegte und ihm die ersten Worte der Unabhängigkeitserklärung vorlallte, lernte mir seine sicherlich schönere Hälfte den amerikanischen Walzer. Solche Freundschaftsdienste, wie ich sie hier zu leisten hatte, geben dem sinkenden Mute des Junggesellen neue Stärke.

Montags jammerten meine Kollegen mitunter, sie hätten wohl doch etwas zu unüberlegt geheiratet. Sie schwätzten sogar warnend von dem worse thing (schlechteste Sache), von der Heirat. Offenbar wollten sie sagen, daß auch die schönste Frau eine Last sei. Da

ich aus meiner ſonntäglichen Erfahrung heraus Urſache hatte, anders zu denken, verſuchte ich, ihnen die Grille auszureden: Jedenfalls hätten ſie awful nice (ſchrecklich liebenswürdige) Frauen, die noch dazu „ſmart“ ſeien, wie übrigens alle amerikaniſchen Ladies. Das ſei ja alles ganz recht, ihre Ehedamen glichen dem Sonnenſchein, aber manchmal liebe man auch den Schatten. Darauf wußte ich nichts zu erwidern.

Freilich, die eigentlichen Mutterpflichten müſſen die amerikaniſchen Frauen, trotz aller Bereitwilligkeit ihrer Ehemänner, auch noch ſelbſt erfüllen. Treten Vergnügungsſucht oder Parteiteilnahme in Widerſtreit mit der Mutterpflicht, ſo muß eben verſucht werden, beiden gleichzeitig nachzukommen. Eine ganze Anzahl Frauen nimmt ihre Säuglinge mit zu den Zuſammenkünften. So können die kleinen Bürger und Bürgerinnen ſchon im Wickelkiſſen an den Geſchäften des öffentlichen Lebens teilnehmen. Natürlich haben dieſe Keimbürger auch Anſichten, die ſie der Öffentlichkeit kund und zu wiſſen tun möchten; ſie wollen ſich an den Verhandlungen beteiligen. Und das tun ſie, bei Gott, und ohne ſich zum Wort zu melden. Spricht ein Redner etwas laut oder ertönt Beifall, erhebt einer, gewöhnlich mehre zuſammen, ihre Stimme zum Widerſpruch. Sie finden bei den Verſammelten immer Gehör. Die Großen unterbrechen die Verhandlungen, bis die kleinen Zwiſchenredner mit der Äußerung ihrer Gefühle zu Ende ſind: die Amerikaner wiſſen, was man im Zeitalter des Kindes dem Säugling ſchuldig iſt.

Die Verſchiedenheit zwiſchen Oſten und Weſten tritt auch bei dieſer Sache zutage. In Neujork, wo ſich dank des Einfluſſes Europas die Sitten noch nicht bis zur amerikaniſchen Reinheit entwickeln konnten, erregt die redneriſche Teilnahme eines Säuglings an den Verhandlungen nur beifällige Heiterkeit oder gar mißfälliges Gemurmel; im wilden Weſten dagegen, wo die amerikaniſche Kultur von fremden Einflüſſen weniger beeinträchtigt wird, iſt dem mitrechtenden Keimbürger Beachtung ſicher. Zum Beiſpiel: In einer Rieſenverſammlung, wo Debs, der ſozialiſtiſche Kandidat für die Präſidentſchaft, ſprach, fing mitten in der Anſprache ein Säugling jämmerlich zu reden an. Die ganze Verſammlung wendete den Blick nach der Stelle, wo die markerſchütternde Schreiſtimme erſcholl. Offenbar waren die Verſammelten erſtaunt über dieſen Mut, über dieſe Lungenkraft im Wickelkiſſen. Und Debs? Nun er ſetzte ſeine Rede ſo lange aus, bis ſich ſein kleiner Mitbürger wieder beruhigt hatte. Hinter mir quollen einem: Dumme Gans, mit Schreihals daheim bleiben, und ähnliche garſtige Bemerkungen aus der Mundhöhle. Damit gab der Menſch nur zu erkennen, daß er kein

Verständnis für die herrlichen Sitten des großen Freistaates habe. Er mußte aus dem zurückgebliebenen Europa kommen.

Haben die Yankees erst die Flegeljahre etliche Zeit hinter sich, dann werden sie ruhiger. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie sich in Versammlungen schweigsam verhielten. Behüte. Sehr oft brüllen sie wie Besessene, bloß viel länger. Sie gehen weniger in öffentliche Versammlungen, um sich zu bilden, sondern eher, um sich zu unterhalten oder einen berühmten „Spellbinder" (bezaubernden Redner) zu vernehmen. Die Veranstalter wissen das, und tragen dem Geschmack Rechnung. Der Saal wird mit bunten Lappen ausgeschlagen und Blechmusik angeheuert. Bis der „Clou" des Abends, der mächtige Redner kommt, dauert's gewöhnlich lange. Um die Zeit auszufüllen, erhebt sich von Zeit zu Zeit einer und hält eine der Stimmung des Augenblicks angepaßte oder nicht angepaßte Rede. Ein Tusch mit Horn, Pauke und Posaune ist die Belohnung. Die Pausen werden mit Abbrüllen von vaterländischen Liedern ausgefüllt. Schließlich erscheinen auch die bestellten Redner. Sie werden mit einem fürchterlichen Geheul begrüßt. Dann aber tritt sofort Ruhe ein.

Tiefe Gedanken und hohe Bildung brauchen die amerikanischen Versammlungsredner nicht, wohl aber packende Darstellungsweise, gesunden Witz sowie eine sehr starke Stimme. Mit diesen drei Gaben, besonders mit der letzten, sind Amerikas Redner reichlich versehen. Amerika hat prächtige Volksredner. Seine Neigungen und seine Zunge braucht der Redner nicht sonderlich im Zaume zu halten; er kann seine Gegner lächerlich machen, herunterreißen, ohne befürchten zu müssen, auf der Stelle widerlegt oder gehechelt zu werden. Gegenrede ist in den politischen Versammlungen der bürgerlichen Parteien nicht Sitte. Die Achtung vor der Redefreiheit oder der Gastfreundschaft bestimmt die Zuhörer, den Sprecher ruhig anzuhören. Fühlen sie sich enttäuscht oder entsprechen ihnen die vorgetragenen Ansichten nicht, dann machen sie es wie die Araber, sie packen ihr Zelt zusammen und fleuchen geräuschlos von dannen. An der Zahl der leeren Plätze kann der Redner die Wirkung seiner Ausführungen leicht ermessen. Verwirrende Zwischenrufe wie: Schluß! oder: Blech! oder: Schließ die Klappe! werden wenig, nein, gar nicht gemacht. Amerika ist ein Paradies für den Redner — und für den Geschäftspolitiker.

—ooc—

# Bundeshauptstadt und Bundesregierung.

Die Stunde des Abschieds von Neujork war gekommen. In einer prächtigen Juninacht kreuzte ich den Hudson, um von Neujersey aus mit der Baltimore- und Ohiobahn die zweite Teilstrecke meiner Weltreise anzutreten. Das nächste Ziel war, nach einem kurzen Aufenthalt in Baltimore, Washington, die Bundeshauptstadt.

Kurz vor dem Bürgerkrieg schrieb eine amerikanische Zeitschrift: „Washington ist das Elysium der Wunderlichkeiten, der Höllenrand der Abgeschmacktheiten, eine Verwirrung von albernen Unregelmäßigkeiten. Geplant war es auf einer Stufenleiter übersteigender Größe; es hat ein Denkmal, das nie fertig werden will, ein Kapitol, dem die Kuppel fehlt, eine wissenschaftliche Anstalt, die weiter nichts tut, als das Steigen und Fallen des Wärmemessers zu berichten."

Demnach muß Washington vor einem halben Jahrhundert traurig beschaffen gewesen sein, ebenso traurig wie die Union. Inzwischen hat sich vieles geändert. Mit dem beispiellosen Aufschwung der Republik hat die Hauptstadt Schritt gehalten. Für den amerikanischen Patrioten ist sie heute die „most beautiful city der Vereinigten Staaten, wenn nicht der ganzen Welt". So weit möchte ich nun nicht gehen, doch es ist viel Wahres daran.

Schon der erste Eindruck, den man beim Austritt aus dem Bahnhof bekommt, ist gewinnend, doppelt schön für den, der aus der Backsteinwüste kommt, die sich stolz „The Empire City" nennt. Vor dem Auge ziehen breite, glatte Baumstraßen mit prächtigen Steinbauten hin; zwischen den Häuserreihen tauchen wohlgepflegte Ziergärten auf; vornehm gekleidete Leute bevölkern die Straßen. Menschen und Stadt werden beschattet von einem mächtigen Bauwerk, dem Kapitol.

Ich blättere im Guide (Führer) und finde: Washington 311000 Einwohner, darunter 100000 Neger, die fortgeschrittensten der schwarzen Rasse; 265 Gartenanlagen mit weniger, 26 mit mehr als einem Acker Fläche; Sitz der Bundesregierung, des Parlaments, des Obersten Gerichtshofes, hat viele Lehranstalten, Museen und geschichtliche Denkmäler.

Freilich ist die Größe Washingtons außergewöhnlich günstigen Umständen zu verdanken. Hervorragende Kräfte gaben ihr Form und Gediegenheit; die Kosten ihres Aufbaues wurden zum guten Teil aus öffentlichen Mitteln bestritten; ihr Charakter als Regierungssitz gab ihr Übergewicht und große Anziehungskraft. Sie hat keine Industrie und infolgedessen auch keine Fabrikschlote, keine schweren Lastfuhrwerke, keine verräucherten Industrieviertel. Ihr hauptsächlichstes Gewerbe ist die Regiererei; ihre Massenerzeugnisse Verträge, Erlasse, Gesetze; ihre werktätige Bevölkerung Minister, Staatsmänner, Rechtsbeflissene, Abgeordnete, Militärs und viele Schreibergesellen. Die fünfzigtausend Beamten geben dem wirtschaftlichen sowie gesellschaftlichen Leben der Stadt das Gepräge.

Washington liegt in dem District of Columbia (D. C.), der im Jahre 1790 eigens für die Zwecke der Bundesregierung geschaffen wurde. Dieser kleinste Staat der Union ist eine bürgerrechtliche Absonderlichkeit. Seine Bürger haben keinerlei Wahlrecht, weder im Distrikt noch in der Gemeinde. Er wird von einer dreiköpfigen Vorsteherschaft verwaltet, die nur dem Kongreß verantwortlich ist.

Das Kapitol ist sicherlich eines der schönsten Parlamentsgebäude der Welt. Die Wirkung seiner baukünstlerischen Pracht wird noch mächtig gesteigert durch seine die Umgegend weithin beherrschende Lage. 64 Millionen Mark wurden verwendet, um der Volksvertretung des großen Freistaates ein würdiges Heim zu schaffen. In seinen Wandelhallen spürt man einen angenehmen demokratischen Luftzug. Mit dem Beginn des parlamentarischen Werkeltages nimmt der Besucherstrom zu. Reisende aus allen Ländern und amerikanische Bürger geben sich hier ein Stelldichein. Eine freundliche Hand öffnet allen die Tür, zeigt ihnen alles, was das Kapitol zu zeigen hat.

Vor dem Zusammentritt der Volksvertretung sind schon Stellenjäger, Bittsteller und Lobbyisten die schwere Menge eingetroffen. Die Lobbyisten, eine in anderen demokratischen Ländern glücklicherweise weniger zahlreiche Menschenforte, versuchen im Halbdunkel des Lobby (Wandelgang) solche Geschäfte zu erledigen, die helles Tageslicht nicht vertragen können. Sie trachten durch gute Worte und Silberlinge von den Gesetzgebern Vergünstigungen aller Art für sich selbst oder für die sie aushaltenden kapitalistischen Sippen zu erhalten. Ihre Bemühungen sind leider nur zu oft erfolgreich gewesen. Abgeordnete mit weitem Gewissen und noch weiteren Taschen haben sich noch immer gefunden. Die Geschichte der Bestechungen amerikanischer Volksvertreter ist so lang, daß sie eine ansehliche Zahl Bände füllt.

*

Das Kapitol ist der Sitz der Gesetzgebung der Vereinigten Staaten. Sie wird von zwei Körperschaften, von dem Senat und dem Abgeordnetenhaus gebildet, die gemeinhin Kongreß genannt werden. Der eine ist zusammengesetzt aus je zwei Senatoren der 48 Staaten, die von deren gesetzgebenden Körperschaften auf sechs Jahre gewählt werden; das andere bilden die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten. Der Senat stirbt nie; alle zwei Jahre hat ein Drittel seiner Mitglieder auszuscheiden. Das Leben des Abgeordnetenhauses ist am 4. März jedes zweiten Jahres zu Ende und muß vollständig neu gewählt werden. Nach jeder Volkszählung wird die Zahl der Abgeordneten frisch festgesetzt. Sie beträgt für den 63. Kongreß 435, auf etwa 212000 Einwohner einen. Die Zahl der Vertreter wird für jeden Staat nach Maßgabe seiner Bevölkerungszahl festgesetzt, der staatlichen Gesetzgebung aber bleibt es überlassen, die Wahlkreise einzuteilen. Diese Freiheit macht es den in der Gesetzgebung der Einzelstaaten herrschenden Parteien möglich, Wahlkreisgeometrie, in Amerika „Gerrymandering" genannt, zum Nachteil der Minderheitsparteien zu treiben.

Den Senat hat der Volksmund „Millionärsklub" getauft; nach George Washingtons Ausspruch ist er der Kessel, worin das heiße Gebräu des Abgeordnetenhauses gekühlt wird. Beides ist richtig. Konservative Anschauungen und kapitalistische Interessen finden in ihm eine kräftige Stütze. Jedenfalls ist er das mächtigste Glied der amerikanischen Gesetzgebung. Er hat gesetzgebende, rechtsausübende sowie vollziehende Macht. Die Beamtenernennungen des Präsidenten, die Verträge mit fremden Staaten, die Gesetzentwürfe des Abgeordnetenhauses bedürfen die Zustimmung des Senats, um rechtskräftig zu werden. Wird ein Beamter der Union „schwerer Verbrechen und Vergehen" bezichtigt, sitzt der Senat über ihn zu Gericht. Das Abgeordnetenhaus kann den Präsidenten wegen Amtsvergehen in Anklagezustand versetzen, der Senat aber ist die richtende Behörde.

Schon eine äußerliche Betrachtung der beiden gesetzgebenden Körperschaften läßt große Unterschiede erkennen. Das Abgeordnetenhaus ist bullerig, unstät, hitzig, der Senat gesetzt, konservativ, würdevoll. Das eine stellt sich gerne der Photographiermaschine, der andere hat es noch niemals getan. Die Abgeordneten singen während der Nachtsitzungen mitunter wie Gaudiburschen; würde einer unter den Senatoren einen Cantus steigen lassen, die sehr ehrenwerten Gentlemen fielen vor Entsetzen auf den Hinterbauch. Im Unterhaus ist es einem Mitglied oft unmöglich, das Wort auch nur für eine kurze Bemerkung zu erhalten. Die Sitte gestattet ihm, die Rede, die er

gerne gehalten haben möchte, im stenographischen Bericht drucken zu lassen, ja er kann sogar in die Rede, wovon er kein Wort geäußert hat, Einschaltungen machen wie: „Zustimmung," „anhaltender Beifall," „Bravo auf allen Seiten des Hauses." (Will ein Senator oder ein Abgeordneter seine Rede für irgend einen Zweck vervielfältigen lassen, so braucht er es nur der Staatsdruckerei mitzuteilen. Sie führt den Auftrag zum Selbstkostenpreis aus.)

Im Senat besteht eine Anzahl ungeschriebener Gesetze. Hohes Alter hat sie geheiligt, die Überlieferung hat sie unantastbar gemacht. Als erster Grundsatz gilt ungehemmte, gründliche Auseinandersetzung. Die Verhandlungen durch Schlußanträge zu beenden, ist nicht üblich. Jeder kann so oft und so lange sprechen, wie er will. Diese Freiheit bringt die Möglichkeit, mißliebige Anträge zu Tode zu reden. Der geeignetste Zeitpunkt hierzu kommt mit dem Lebensende des jeweiligen Abgeordnetenhauses, also alle zwei Jahre kurz vor dem 4. März. Um diese Zeit häufen sich die dringenden Geschäfte. Einigen lungenstarken Senatoren ist es gegeben, die paar Tage mit Reden auszufüllen. Allein diese Gelegenheit wird selten benutzt. Im Oberhaus ist die Neigung für Streitigkeiten gering. Er faßt in der Regel seine Beschlüsse einstimmig.

Fast so lange als Amerika politisch besteht, gibt es zwei Parteien, die demokratische und die republikanische. Diese Beiwörter, die für europäische Ohren einen guten Klang haben, scheinen in den Vereinigten Staaten nur gewählt zu sein, um den großen Lümmel Volk zu täuschen. Die sogenannten dritten Parteien, die neben den beiden großen hier und da entstanden sind, verschwanden — abgesehen von der sozialistischen — schneller als sie kamen. Jede der zwei alten Parteien hat das eine Hauptziel: Macht, Macht wollen sie, um mit Zarathustra zu sprechen, und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld. Beide werden bewegt von kapitalistischen Interessen. Die eine besitzt die Herrschaft, die andere erstrebt sie; ihr Wesensinhalt aber ist sich fast gleich.

Schriftstellerische Scherlock Holmes wissen zwar in den Wahlschriften der zwei Parteien grundsätzliche Unterschiede zu entdecken; aber nach Unterschieden in den Taten werden auch sie vergeblich suchen. Die Redner und Blätter der einen Partei berichten vor der Wahl viel über die Rückständigkeit und Volksfeindlichkeit der andern. Nach der Wahl finden sich Republikaner und Demokraten im Halbdunkel des Parlaments freundschaftlich zusammen zur Förderung ihres gleichartigen Zieles.

Von der Tätigkeit der Volksvertreter dringt selten etwas in die Öffentlichkeit. Die Zeitungen, die tagaus tagein lange Spalten

für das Räuspern und Spucken der „oberen Vierhundert“ und die Vereinsmeierei übrig haben, finden sich nicht bemüßigt, die Tätigkeit der Volksvertretung zu schildern. Einen Verhandlungsbericht, wie er in England oder Deutschland immer gegeben wird, habe ich trotz aller Mühe in keiner amerikanischen Zeitung gefunden.

Das darf nun aber nicht zu der Annahme führen, die amerikanischen Volksvertreter täten nichts. Behüte, sie arbeiten, daß einem angst und bange werden kann. Der Wähler mit Wünschen sind es sehr viele. Schon um deren Gunst zu behalten, muß der Abgeordnete, wenn auch nicht arbeitseifrig sein, so doch arbeitseifrig tun. In der zwischen zwei Unterhauswahlen liegenden Zeit werden im Parlament „nur“ an die 45000 Anträge und Gesetzesvorlagen eingebracht. In der zweiten Hälfte des Jahres 1907 wurden vom Kongreß 2277000 Pfund Druckfachen durch die Post versandt. Mit dem Einbringen der Anträge und Gesetzentwürfe ist die Arbeit für den Volksvertreter in fast allen Fällen beendet. Sie verschwinden im Papierkorb oder in den Aktenschränken der Ausschüsse.

Das Haus hat einen eigenen Priester, der bei Beginn einer jeden Sitzungszeit den Beistand des Allmächtigen und die Gnade der Allgütigen auf das Parlament herabfleht. Das ist auch sehr notwendig, denn im Kapitol sind und werden Handelsgeschäfte zwischen Abgeordneten und Lobbyisten abgeschlossen, die gegen alle zehn Gebote Gottes verstoßen.

Das amerikanische Abgeordnetenhaus ist die teuerste gesetzgebende Körperschaft der Welt. Seine jährlichen Kosten sind (ohne die Ausgaben für Druckfachen) über 24 Millionen Mark. Die (persönlichen) Ausgaben für die Mitglieder des Kongresses betragen 14½ Million Mark im Jahr. An Taggeldern erhält der Abgeordnete wie der Senator jährlich 31500 Mk. sowie eine Reiseentschädigung von 84 Pf. die Meile für die Hin- und Rückfahrt zwischen dem Wohnort und Washington, daneben noch eine jährliche Vergütung von 6300 Mk. — Senatoren mitunter dreimal mehr — für Schreibhilfe.

*

Von der Ostseite des Kapitols führt eine breite, schöne Straße, die Pennsylvania Avenue, direkt hinunter zum Weißen Haus, dem Sitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten. In dieses Gebäude dermaleinst einzuziehen ist der schönste Traum eines jeden amerikanischen Jungen; da hinein einen der ihrigen zu bringen, das heiße Streben einer jeden politischen Richtung.

Der Präsident wird alle vier Jahre durch Wahl erkoren. Auf dem Stimmzettel, der die Namen der Bewerber für das Abgeordneten-

haus, die Gemeindevertretung, Richterbank uſw. enthält, findet der Bürger auch die der Wahlmänner (Electors), denen die Erkürung des Präſidenten obliegt. Ihre Zahl iſt in jedem Staat gleich der ſeiner Senatoren und Abgeordneten im Bundesparlament. Sie kommen an einem Tag nach den allgemeinen Wahlen in ihrem Staat zuſammen, um ſich für eine Perſon als Präſident (und für eine als Vizepräſident) zu entſcheiden. Wer die überhälftige Mehrheit der Wahlmännerſtimmen des Staates auf ſich vereinigt, gilt als vom ganzen Staate erkoren. Das Ergebnis der Abſtimmungen wird dann dem Präſidenten des Senats zugeſandt, der in Anweſenheit des Kongreſſes die Stimmen bekannt gibt und die Perſon als Präſident (oder Vizepräſident) verkündet, wofür ſich die überhälftige Mehrheit der Staaten erklärt hat.

Es wird geſagt, der amerikaniſche Präſident habe mehr Machtbefugniſſe als ein verfaſſungsmäßiger Fürſt. Dagegen iſt nicht viel einzuwenden. Er iſt oberſter Befehlshaber der geſamten Streitkräfte, er ernennt mit Zuſtimmung des Senats die Botſchafter, Richter ſowie die höheren Bundesbeamten und ſchließt mit fremden Mächten Verträge ab. Was keinem gekrönten Staatsoberhaupt eines parlamentariſch regierten Landes geſtattet iſt, iſt ihm erlaubt: er ſetzt ſich ſein Miniſterium nach eigenem Gutdünken zuſammen. Seine Miniſter ſind nur ihm verantwortlich; keine Kammermehrheit kann ſie ſtürzen. (Gewiß iſt er gehalten, für die Miniſterernennungen die Zuſtimmung des Senats einzuholen; allein das iſt bloße Formſache: Er teilt ſie dem Senat mit und die Beſtätigung geht ihm poſtwendend zu.) Weder der Präſident noch ſeine Miniſter haben dem Parlament Rechenſchaft abzulegen, noch erſcheinen ſie vor der Volksvertretung (die Miniſter gegebenenfalls nur in den Ausſchüſſen), um ihre Pläne zu entwickeln oder zu verteidigen.

Die (moraliſche) Macht des Präſidenten iſt bedeutend größer als die eines andern Teiles der Staatsverwaltung: Er iſt aus der Abſtimmung des ganzen Volkes hervorgegangen; er iſt der Inbegriff des Volkswillens; ſeine Stimme iſt die Stimme des Volkes.

Den wirtſchaftlichen und politiſchen Gruppen kann es nicht gleichgültig ſein, wer im Weißen Haus amtet. Die Volksvertretung macht zwar die Geſetze, aber der Präſident führt ſie aus; ſie bewilligt in einem Jahr eine Milliarde Dollar, der Präſident aber beſtimmt die Einzelheiten der Aufbringung und Verwendung dieſer Rieſenſumme. Er kann als militäriſcher Oberbefehlshaber den Unternehmern in Streikfällen Truppen zur Verfügung ſtellen oder vorenthalten. Er iſt der gabenreiche Verteiler von Stellungen und Fettämtchen. Mit einem Federſtrich vermag er das berufliche

Dasein von Tausenden von Beamten auszulöschen. Da nach Marcys drohendem Wort auch in der Politik „dem Sieger die Beute" gehört, so haben die verschiedenen Gruppen Grund genug danach zu streben, daß ein ihnen freundlich gesinnter Mann ins Weiße Haus einzieht.

In der Staatsverwaltung der Vereinigten Staaten sind an die 400000 Leute beschäftigt. Der Jahreslohn der Beamten schwankt zwischen 315000 Mk., der Gehalt des Präsidenten, und 21 Mk., die dem Postmeister im Hinterwald für die Abstempelung der bei ihm einlaufenden Briefe gezahlt werden. Im Landesdurchschnitt ist der jährliche Gehaltssatz 3981 Mk.

Solange noch das Wort „dem Sieger die Beute" uneingeschränkt Geltung hatte, betrachtete es die zur Herrschaft kommende Partei als ihr selbstverständliches Recht, die bisherigen Beamten zu entlassen und an deren Stelle ihre Anhänger zu setzen. Der republikanische Präsident Harrison hat in einem Jahre an die 30000 Angestellte der Post auf die Straße gesetzt, bloß weil sie Demokraten waren. Die Stellungen galten (und gelten) als Belohnung für Parteidienste. Selbst in die „offizielle Familie" (Ministerium) wurde ein Philadelphiaer Schnittwarenhändler genommen, weil er der republikanischen Parteikasse größere Beiträge zugeführt hatte.

Seit der Schaffung des Zivildienstgesetzes (Civil Service Act 1883) ist eine Wandlung zum Bessern eingetreten. Zwar ernennt der Präsident auch jetzt noch Tausende von Beamten, wie Minister, deren Abteilungsvorsteher, Bundesrichter, Postmeister usw., die Masse aber darf erst, gemäß den Bestimmungen dieses Gesetzes, nach Ablegung einer Prüfung angestellt werden. Im Jahr 1911 wurden von den 391000 Bundesbeamten 10064 unmittelbar vom Präsidenten erkoren, 222000 stellten die Zivildienstausschüsse nach bestandener Prüfung und 60500 (Handarbeiter und dergl.) ohne Prüfung an. Fast 100000 Stellungen fallen nicht unter das Zivildienstgesetz. Der beste Teil dieser Stellungen bildet heute noch die Beute des herrschenden Politikantentums.

Nach alledem braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß ein tatkräftiger und kluger Mann als Präsident sehr viel Segen für Land und Volk stiften kann. Schade nur, daß, von zwei oder drei Ausnahmen abgesehen, immer bloß menschliche Durchschnittsware ins Weiße Haus kam. Beruft der Präsident, der immer am 4. März nach der Wahl sein Amt antritt, den Kongreß nicht zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, so hat er bis zum Herbst Zeit, sich einzuarbeiten und seine Botschaft an das Parlament vorzubereiten, worin er seine Politik entwickelt. Der Volksvertretung

ſteht es frei, ſich die Anſichten der Botſchaft zu eigen zu machen. Der Präſident hat keinen zwingenden Einfluß auf die geſetzgebenden Körperſchaften. Es hat an Reibungen zwiſchen beiden Teilen nicht gefehlt, im großen ganzen aber haben ſie einträchtig miteinander gelebt.

Beide Seiten werden, wenn nicht durch politiſche Klugheit, dann durch den nackten Parteivorteil beſtimmt, über ihren Streitigkeiten die Sonne nicht allzuoft untergehen zu laſſen.

Pennſylvania Avenue zu Waſhington
mit Kapitol im Hintergrund.

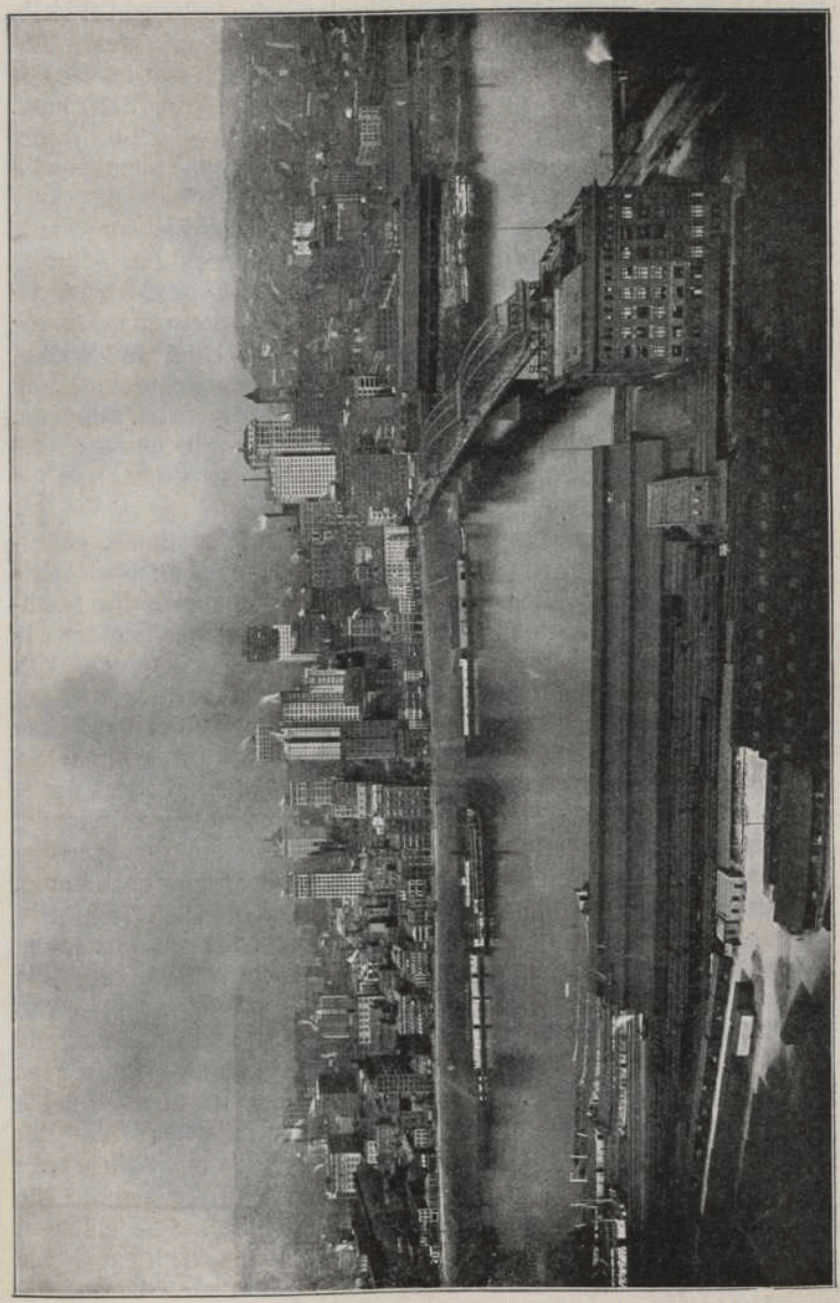
oo

# In Pittsburg auf der Zimmersuche.

Der Zug schlängelte in ein Gehege von verräucherten Backsteinkisten hinein. Pittsburg! schreit der Schaffner. Dieses Schuppengestrüpp war demnach der Bahnhof. Noch halb schlaftrunken tappte ich hinaus auf die Straße. Eine eigenartige, ganz ungewohnte Lufthülle umfing mich. Die Sonne mochte schon 2 oder 3 Stunden aufgegangen sein, aber hier wollte es nicht Tag werden. Hart über den Häusern lag ein dichter, bleischwerer Nebel. Es war, als ob der Himmel auf der Stadt läge. Ich hatte das Gefühl, ein Erdbeben oder ein Hagelsturm oder sonst ein Naturunheil müsse jeden Augenblick losbrechen. Es roch stark nach Rauch und Schwefel. Die Dämmerung verhinderte die Weitsicht. Umschau zu halten einfach unmöglich. Links war Wasser, hinter mir der Bahnhof, vor mir eine schräg abfallende, mit Steinhaufen und Karren besäte Fläche, rechts öffneten sich einige Gassen. In welcher Richtung sollte ich nun Wohnung suchen? Bange Frage. Jedoch: Wenn die Not am größten, ist usw.

Ein Polizist schlenderte auf dem holperigen Pflaster einher. Er fuchtelte mit dem Gummiknüppel gedankenlos in der Luft herum. Seine Speisekrote bewegte sich haftig. Einmal wurde die linke Backe, einmal die rechte einen Zoll dicker. Er hatte wohl das Kauen von Tabak in Stücklohn übernommen. Das Erzeugnis seiner Kinnladenarbeit, eine braune Brühe, gab er durch eine Zahnlücke hindurch unentgeltlich an die amerikanische Öffentlichkeit ab. Diese Freigebigkeit flößte mir Vertrauen ein. Ich wandte mich an ihn um Rat. Er war sehr freundlich: Da unten an der Bahnseite solle ich nicht mieten, dort wohnten nichts als „Nigger", „Dagos" und „Huns" (Neger, Italiener und Slawen). Ob das schlechte Kerle seien? Das möchte er nun nicht gerade sagen, aber sie seien verdammt schmutzig; ein Gentleman zöge weiter hinauf in die neueren Viertel. Er bezeichnete auf meinem Stadtplan einige Straßen, wo gut und billig zu wohnen sei.

Dem Rate folgend, stieg ich die Anhöhe hinan. Wohnungsmangel mußte Pittsburg nicht haben, denn fast an allen Häusern



Pittsburg vom Monongahelafluß gesehen.

stand zu lesen: Room to let. Zwei Stunden lief ich straßauf straßab, ohne in ein Haus zu treten. Die Gegend paßte mir nicht. Auf den Gassen bewegte sich viel afrikanisches Volk. Ich war ins Negerviertel geraten. Die Häuser waren schwarz wie ihre Bewohner. So nahm ich eine andere Richtung, bergaufwärts. Die Luft, mich hier einzumieten, war auch noch nicht groß. Aber einmal mußte ich schließlich doch mieten.

Das Laufen auf dem elenden Straßenpflaster war allgemach recht unangenehm geworden. An mir haftete noch der Schweiß und der Schmutz der nächtlichen Bahnfahrt. Unter der Nebeldecke wurde es heiß wie in einem Backofen. Die Unterwäsche klebte mir buchstäblich am Körper. Ich hatte Kleiderwechsel und Waschbecken so nötig wie der Fischer den Kahn. So trat ich denn in ein Haus, das durch seine frische Backsteinfarbe einladete. Ich klingelte. Schwere Tritte wurden vernehmbar. Im ersten Stock fingen die Dielen an zu schwanken. Eine gellende Stimme fragte, wer da sei. Na, ein Zimmermieter. — Allright!

Auf den obersten Treppenstufen wurde ein Paar dunkle Unterbeine sichtbar, dann so etwas wie ein Hemd, schließlich eine menschliche Gestalt mit kohlrabenschwarzem Gesicht. Eine entsetzlich dicke Negerin kam ächzend und schnaufend, langsam wie ein kleines Kind, die Stufen heruntergetippelt. Unter jedem Auftritt knarrten die Trittbretter. Heiliger Himmel, war die dick! der reine Fleischtrust! Schwere Schweißtropfen rollten über die feisten Wangen. Ihre Gewandung war von afrikanischer Einfachheit. So etwas wie ein Hemd oder Unterrock und ein Mieder. Beides konnte früher einmal weiß gewesen sein. Das Kleid war nicht nur „fußfrei", sondern auch „brustfrei". Schade daß kein Roeren da war, er wäre bei seiner Farbgenossin sicher auf seine Rechnung gekommen.

Mit der Herzenseinfalt eines Kindes begann die schwarze Zimmervermieterin von ihren Familienangelegenheiten zu erzählen. Bis jetzt habe sie immer nur an colored people (farbiges Volk, Neger) vermietet, aber sie sei überzeugt, selbst einem weißen Gentleman werde es bei ihr gefallen. Das Zimmer sei sehr rein, die Betten gut und koste bloß 8 Dollar den Monat. — Alles ganz annehmbar, nur muffelte es eigentümlich. Beim Erzählen versuchte die schwarze Hausfrau mehre Male sich mir zu nähern, um mir die Hand zu reichen. Ihr standhalten platterdings unmöglich. Mit ihr kam eine Dunstwolke, die einem schier den Atem nahm. Die Ursache dieses eigenartigen Geruchs konnte ich mir nicht erklären. Für ihre Freundlichkeit dankend, ging ich rückwärts hinaus: Sie solle bald Bescheid erhalten.

Von der Höhe winkte eine Reihe neuer Häuser. Von weitem sah ich schon die Aushängeschilder der Zimmervermieter. Vor mancher Tür lag eine Yiddische Zeitung, der Neujorker Vorwärts. Demnach hatten hier Kinder Israels ihr Heim aufgeschlagen. Im ersten Hauseingang saß ein junges Weib, einen Säugling stillend. Drinnen im Gang wälzte sich junge Brut splitternackt in Dreck und Feuchtigkeit. Nachdem ich der Frau mein Anliegen vorgetragen hatte, schrie sie in Yiddisch ins Haus hinein, ein „Roomer" (Mieter) sei da. Eine Frauenstimme im Hintergrund fragte, ob es ein Jude oder Christ sei. — Ein Christ! — Nein, nein, einen „Goi" wolle sie um keinen Preis haben, tönte es zurück, der sei nicht koscher.

So eine Schwefelbande! Also ich war ihr nicht reinlich genug. Diese prächtige Gelegenheit zum Ärgern durfte ich aber jetzt nicht benutzen, da ich Wichtigeres zu tun hatte. Auch im zweiten, dritten, vierten Haus wohnten Juden. Schreckliches Kindergeschrei und Gestank trieben mich weiter, in die Bedford Avenue.

Im ersten Haus, das ich hier betrat, wurde ich als „einer von unsere Lait" empfangen. Der junge Housekeeper machte einen guten Eindruck. Sein Parlor sei sauber, neu möbliert. Das stimmte. Ich legte 8 Dollar auf den Tisch. Die Sache war abgemacht. Ich erhielt sofort die Schlüssel. Der neue Hausherr beglückwünschte mich zu dem „faine Geschäft". Dann begann er in „Daitsch" zu erzählen: Früher habe er wie die andern Glaubensgenossen der Nachbarschaft in einer Zigarrenfabrik gearbeitet, abends die Schule besucht. Jetzt könne er englisch sprechen, ja sogar schreiben. Nun hätte es keinen Wert mehr, in der Fabrik zu bleiben. Er habe sich einen Wagen gemietet und fahre als „Kaufmann mit feinen Kleidern" hinaus auf die Dörfer. Seine Jungen müßten einmal Lawyers (Rechtsanwälte) werden, da könnten sie whole lots of money (ganze Haufen Geld) machen. Das freue mich ungemein, aber noch mehr würde ich mich freuen, wenn ich ein Bad nehmen könne. Well, er wolle mir's zeigen. Schön. Im Badezimmer muffelte es verdächtig. Die Wanne war bis zur Hälfte mit einer gelblichen Brühe gefüllt, woraus Kinderwäsche hervorlugte. Die Lust nach einem erfrischenden Bad war mir plötzlich vergangen. Ich wusch mich im Zimmer, so gut es eben gehen mochte. —

So, nun war ich wieder glücklich unter Dach. Jetzt hatte ich auch die schon in Neujork erwünschte Gelegenheit erhalten, die jüdischen Einwanderer in ihrem Heim zu beobachten. Lange sollte mir das aber nicht möglich sein. Mein jüdischer Hausherr hatte einige Gewohnheiten, worein ich mich nicht schicken konnte.

Morgens um ſechs Uhr holte er mein Bettzeug: er brauche es für die Kinder. Abends vergaß er oft, es wieder zu bringen. Manchmal fand ich, wenn ich hundsmüde heimkam, den Hausherrn mit Stammesgenoſſen in meinem Zimmer um alte Hoſen und Röcke feilſchend, die ſie bei einem Ramſch erſtanden hatten. Blieb ich ſtudienhalber daheim, ſo war zu wetten, daß er und einige ſeiner Geſchäftsfreunde mit am Tiſch Platz nahmen.

Am Sabbatabend kamen dann „unſere Lait“ aus der Nachbarſchaft herbei. Im Nebenzimmer wurden zur höheren Ehre Gottes Kerzen angeſteckt. Die glaubensſtarken Juden ſtöhnten und ſangen und ſchnatterten ſo ſchön, ſo laut, daß der Herrgott ſie einfach ſchleunigſt erhören mußte.

An dieſe kleinen Unannehmlichkeiten hätte man ſich ſchließlich noch gewöhnen können, aber nicht an die Unſauberkeit. Vor meiner Zimmertür wälzte ſich tagsüber eine gute Anzahl Schreihälſe in Schmutz und Näſſe. Die Rebekkas ſchienen Ehrenmitglieder der Internationalen Schweſternſchaft der Ungewaſchenen zu ſein. Im dürftigſten Unterzeug fläzten ſie den lieben langen Tag in Schaukelſtühlen vor der Haustür. Der Sprung vom Ghetto in die amerikaniſche Freiheit iſt für ſie zu groß geweſen. Dem Luftwechſel iſt ein Wechſel der Gewohnheiten nicht gefolgt. Kurz, die unkoſchere Nachbarſchaft und die unkoſcheren Frauen, dann die Straßen mit ihren unkoſcheren Läden, die ganz koſchere Ware feilhielten, trieben mich von dannen. Der Mut, bei Juden zu wohnen, war mir ausgegangen. Ich nahm ein Zimmer in einem beſſeren Viertel bei einer eingeborenen Familie.

# Die Eisenstadt.

Pittsburg liegt auf einer Landspitze zwischen den beiden Flüssen Monongahela und Allegheny, die sich hier zum Ohio vereinigen. Die Landzunge steigt nach ihrer Wurzel hin rasch zu einer Hochebene an. Die Stadt, die um das Jahr 1765 begonnen wurde und anfänglich nur ein kriegerischer Stützpunkt gegen die Engländer war, entwickelte sich dank der günstigen Wasserstraßen rasch zu einem blühenden Handelsplatz. Ihre heutige Größe aber verdankt sie den riesigen Naturschätzen ihrer Umgebung. Sie steht im Mittelpunkt des größten Industriegebietes der Welt; sie ist „The Iron City", die Eisenstadt, einzig in ihrer Art und Überlegenheit.

An den Flanken der Eisenstadt stehen die weltbekannten Werke des Stahltrusts; die Ufer der zwei Flüsse sind eingesäumt von Fabriken, Eisenhütten, Bergwerken, Glashütten und Kokereien. Darin werden die Rohstoffe verarbeitet, die ihnen die Flüsse aus den Tälern und von den Höhen der nächsten und weiteren Umgegend zuschiffen. Sie verschlucken jahraus jahrein Millionen Tonnen Kohle und Erz und speien Millionen Tonnen Stahl oder Eisenwaren aus.

Die Stadt wird auch „Smoky City", rauchige Stadt, genannt. Die Richtigkeit dieses Namens merkt man schon in meilenweiter Entfernung im Eisenbahnwagen. Die Aussprache des Stadtnamens allein treibt einem den geschluckten Ruß im Halse empor. Tag und Nacht liegt über der Gegend eine dicke Rauchwolke, die den Ausblick vollständig verhindert. Bädeker rät in seinem teuren Buche über Nordamerika, man solle die umliegenden Höhen besteigen, um die Stadt und die industriellen Anlagen überblicken zu können. Wenn dem Ratgeber dies möglich gewesen ist, muß er besonderes Glück gehabt haben. Denn dort befindet man sich wie vor Sonnenaufgang über einem Nebelmeer in den schweizerischen Alpen, nur mit viel geringerer Augenweide. Der Qualm ist eben undurchdringbar.

Abgesehen von Washington, starrten alle bis dahin gesehenen amerikanischen Städte in Dreck und Staub. In Pittsburg steht

es mit der Reinlichkeit nun zwar nicht ganz ſo ſchlimm als in Neujork, dafür iſt es in ſeiner Bebauung noch mehr das Urbild einer amerikaniſchen Stadt, bei deren Anblick ſich allenthalben die Jagd nach dem Dollar offenbart. Neben neuzeitlichen Geſchäftshäuſern und überneuzeitlichen Wolkenkratzern elende, zerfallene, halb oder ganz verlaſſene Bretterbuden. Alles mit einer dicken Schicht Rauchfarbe überzogen. Natürlich gibt es auch in dieſer Stadt einen Rauchüberwacher, das iſt ein Beamter, der auf Beſeitigung der ſchwerſten Mißſtände zu dringen hat. Aber einen Beamten, der gegen eine Millionengeſellſchaft, wie es der Stahltruſt iſt, wegen Einhaltung der geſetzlichen Vorſchriften über die öffentliche Geſundheit vorgehen würde, gibt es in dem freien Lande nicht. So etwas wäre ganz unamerikaniſch.

Die Berechtigung der Bezeichnung „Iron City“ beweiſt Pittsburgs Eiſenerzeugung. In Pennſylvanien, das heißt in der Hauptſache in dem kleinen Kreis um Pittsburg, wurden 1911 9½ Millionen Tonnen Roheiſen und faſt ebenſoviel Walzeiſen und Stahl erzeugt, ohne das Kleineiſen. Das iſt von der geſamten Eiſenerzeugung Amerikas die Hälfte, von der Deutſchlands über zwei Drittel. Dazu kommt die Kohlenförderung. Südöſtlich von der Stadt liegen 200 Geviertmeilen Kohlenlager mit Flözen von 7 bis 9 Fuß Dicke. Sie ſind dem Abbau ſo günſtig, daß die Tonne Kohle für 3.40 Mk. geliefert wurde. Öſtlich von der „Smoky City“ liegen die Gaskohlenfelder mit Adern von 5 bis 6 Fuß Mächtigkeit. Im Jahre 1911 lieferte Pennſylvanien 90½ Millionen Tonnen Kokskohle und 144 Millionen Tonnen Gaskohle. Das iſt die Hälfte der Kohlenförderung Amerikas.

Nicht ganz ſo wichtig wie Eiſen und Kohlen, aber immerhin wichtig genug für die Induſtrie, ſind die andern Naturgaben, das Erdöl und das Naturgas. Die Ölfelder liegen nördlich von Pittsburg. 1911 wurden 20 Millionen Hektoliter gewonnen, die einen Wert von 235 Millionen Mark darſtellen.

Der Mittelpunkt der Gasfelder iſt Murraysville, im Nordoſten der Eiſenſtadt. Das Naturgas zeigte ſich ſchon vor vielen Jahrzehnten durch Luftſäulen an, die durch die Gewäſſer emporſtiegen. Seine Bedeutung konnte erſt ſpäter erfaßt werden. Im Jahre 1870 wurde bei dem genannten Dorfe bis auf 900 Fuß nach Öl gebohrt, jedoch ohne Erfolg; ſieben Jahre ſpäter wurde das Glück von neuem verſucht. Als der Bohrer eine Tiefe von 1320 Fuß erreicht hatte, ſchleuderte ein gewaltiger Sprengſchlag Bohrer und Turm in die Höhe: das im Mutterſchoß der Erde gefangene Gas hatte einen Ausweg gefunden. Fünf lange Jahre ſauſte das Gas in die

Pittsburg, die „rauchige Stadt", bei Nacht.

Luft, ehe sich Kapitalisten sicher genug fühlten, daß die 200000 Dollar für Rohrleitung nicht verluftbringend sein könnten. Jetzt liegen der Leitungen gar viele in der Erde, teilweise im Bett der Flüsse.

Das Naturgas brennt ziemlich geruchlos. Es findet in der Industrie mannigfaltige Verwendung; in den Wohnungen wird es für Beleuchtung und Heizung nachgerade überall gebraucht. Hier ist ein Kohlenort, vor dessen Haustüren selten Kohlenwagen zu sehen sind.

Das verrußte Stückchen Erde, das sich pennsylvanisches Industriegebiet nennt, ist die Wiegenstadt einer großen Zahl Dollarmillionäre. Dort haben die Rockefellers, die Carnegies, die Baers, die Fricks ihre Riesenvermögen „gemacht". Die Aneignung der Naturschätze ermöglichten ihnen willige, bestechliche Gesetzgeber, und ergebene Richter halfen den Raub sichern. Dann sandte und sendet Europa starke Scharen arbeitswilliger Menschen, die dankbar sind, wenn sie an der Vergrößerung des Vermögens der Industriekönige teilnehmen dürfen.

# Vom neuen Babel.

Das Pittsburger Induſtrieviertel iſt für den Ethnologen wie auch für den Sprachforſcher ein vortreffliches Gebiet. Hier können über zwei Dutzend Sprachen ſowie die Lebensgewohnheiten von noch mehr Völkern oder Stämmen ſtudiert werden.

In dieſem neuen Babel nimmt man mit Verwunderung wahr, wie groß die Zahl der Menſchenſtämme iſt, die Mutter Erde trägt, und wieviel davon dem Schoße der alten Dame Europa entſproſſen. Unter den 533000 Einwohnern Pittsburgs ſind 140000 Ausländer, die aus 21 fremden Ländern ſtammen. Die in der Umgebung liegenden Eiſen- und Kohlenſtädte bergen noch höhere Teile Ausländer. Pennſylvaniens Eiſeninduſtrie beſchäftigt 54483 in Amerika, und 53679 im Ausland geborene Arbeiter; unter ſeiner Bergarbeiterſchaft ſind 198510 Eingewanderte, denen 103919 Amerikaner gegenüberſtehen.

Wie die Zugvögel der Luft, ſo beſetzen auch die Zugvögel der Erde, die Auswanderer, gewiſſe Länderſtriche. Beim Durchwandern der Werke oder Orte, die ſich an den Ufern des Monongahela und des Allegheny hinziehen, hört man ſtreckenweiſe nicht viel andres als die Mundarten des europäiſchen Orients. In den großen Pittsburger Röhrenwerken trifft man viel Eſthen und Letten, flußaufwärts, in Braddock, ſtarke Haufen Wallachen, Griechen und Polen. In Homſteads Umgebung ballen ſich die Ungarn und ihre engeren „Schwagerlandsleute“ zuſammen. Dieſe Ungarn haben wenig gemein mit jenen proletariſchen Magyaren, die man in Neujork in den Spielbuden der zweiten Avenue findet, die, wie die Vögel, nicht ſäen, aber doch ernten, ohne zu arbeiten anſcheinend ein behagliches Leben führen. Die Ungarn in den Stahlwerken ſind rechte Proletarier, die daheim auf einer abgelegenen Pußta von Kindesbeinen an ſchwer geſchuftet, klaglos gehungert haben und auch im Goldland Amerika ihr Brot mit ſchwerem Schweiße bezahlen müſſen.

Einen leiſen Schreck flößen einem der Nationalitätenreichtum und die Sprachverſchiedenheit der Doppelmonarchie doch erſt ein,

wenn sie im engen Raume einer Werkstatt beisammen sind. Stehen da fünf Mann bei einem Job (Arbeit) vereint. Jeder schwört mit heiliger Gebärde, ein Austrian (Österreicher) zu sein, aber keiner kann sich dem andern mit einem Wort verständlich machen. Leider sind sie nicht so glücklich, wie die Jünger Jesu am Pfingstfest, von denen es heißt, sie redeten in vielerlei Zungen und verstanden sich dennoch. Wenn da der Vormann, ein Amerikaner, einen Befehl in englisch gibt, und ihm jeder der fünf nach eigener Auffassung und übergroßer Willigkeit schnell nachzukommen versucht, gibt es für den Zuschauer oft urkomische Auftritte, die aber den Vormann schier aus dem Häuschen bringen. Schließlich will aber weder der eine mit Menschen rechten, die so begriffstutzig sind, noch die andern mit ihm, der nicht einmal ein wenig polnisch, kroatisch, slowakisch, böhmisch und so dergleichen versteht. Nach einiger Zeit ertragen beide Parteien, da ihnen nichts anderes übrig bleibt, mit Geduld ihr Schicksal; jede sucht die schöne Gelegenheit zum Ärgern wenig oder gar nicht zu benutzen. Sie finden sich bald in stummer Einigkeit an ihrem Job zusammen und versuchen und erreichen in der Gebärdensprache ihr Heil.

Oft sieht man auch Verständigungsweisen, die nicht gerade erbaulich sind. Man glaubt, es würde eher mit einer Hammelherde umgegangen, statt mit Menschen. Der sprachfremde Proletarier weiß nur zu gut, daß ihm der Ausdruck seiner bitteren Gefühle bloß Schaden bringt. Er schweigt. Wenn er nur eine Arbeit bekommt, wo er längere Zeit Beschäftigung hat, dann schanzt er mit Bienenfleiß; durch nichts läßt er sich stören. Er sucht die Nachteile, die er durch die Unkenntnis der Sprache zu haben glaubt, wieder wettzumachen durch Fleiß und Willigkeit.

Bei der Arbeit stehen die amerikanischen und die fremden Arbeiter, obwohl durch Sprache und Gefühle getrennt, immerhin noch Schulter an Schulter. Auch das hört auf mit dem Austritt aus der Werkstatt. Die einen fleuchen hinaus, fort von Rauch und Getöse, die andern bleiben in der Werknähe kleben. Beide glauben durch die Wahl ihrer Wohnplätze Vorteile zu haben.

Viele der amerikanischen Fabrikarbeiter sind Hausbesitzer. Sie lassen so etwas im Gespräch nicht unerwähnt. Schade, daß die Süßigkeit des „Home, sweet Home“ gehörig versalzen wird durch die darauf lastende Schuld. Das süße Heim in Zigarrenkistengröße hat irgend ein Bautiger in der Klaue. Die Anzahlungssumme hat der Arbeiter mit Ach und Krach zusammengespart, vielleicht noch rechts und links dazu geborgt. Die Geringfügigkeit der Barschaft hieß ihn ein stundenweit vom Mittelpunkt liegendes Haus

wählen. Er muß nun allerdings jeden Tag 10 bis 20 Cent für Straßenbahn opfern. Was aber macht das? Iſt er doch nun in die Klaſſe der Hausbeſitzer getreten. Zwar hat er noch keinen Wolkenkratzer, wie Frick oder Carnegie, jedoch, haben dieſe nicht auch klein begonnen? Haben die tauſend Millionäre Pittsburgs nicht auch die Stadt zuerſt mit Proletarieraugen geſehen?

Neben der Steigerung der Zahl der Hausbeſitzer kann der Arbeiter den Herzenswunſch ſeiner Braut nach eigenem Heim erfüllen. Die Nichterfüllung würde unter Umſtänden ein für die Girl (Mädchen) unüberſteigbares Hindernis vor die Tür des Standesamtes wälzen. Der Einhaltung der Abzahlungsbeſtimmungen gelten nun ſeine Mühen. Sie ſind ſehr vorteilhaft, beſonders für den Bautiger. Die Möglichkeit, einmal in den Beſitz eines ſchuldenfreien Hauſes zu kommen, liegt in Vogelſchau vor ihm. Sie allein ſchon bildet einen ſtarken Anſporn zum Sparen und zum Hetzen bei der Arbeit; ſie gibt ſeinen Gedanken und Reden einen unproletariſchen, man möchte faſt ſagen, einen kapitaliſtiſchen Stich. Er beginnt ſich als Beſitzender zu fühlen. Mit ſtolzer Miene ſieht er auf die Habenichtſe von Fremden herab.

Die eingewanderten Arbeiter bleiben in der ſchmutzigen Umgebung der Fabriken. Den Fabrikqualm ſchlucken ſie mit gleichmütiger Ruhe. Sie wohnen bei einem verheirateten Landsmann, der eine größere Wohnung oder ein ganzes Haus gemietet hat. Deſſen Frau kocht, wäſcht, ſorgt für alle. Die Nähe der Fabrik verbürgt dem einen Mieter, dem andern erſpart ſie Ausgaben für die Straßenbahn. Der ledige Mann könnte abſeits vielleicht beſſer leben. Aber für dieſe Verbeſſerung verliert er Sprachgenoſſenſchaft, Ordnung, Mitgefühl, Spielkarten und die Ziehharmonika, womit er die Blödigkeit des „blauen“ Sonntags überwindet.

Die Yankees können nicht genug die Naſe rümpfen über die ſchmutzig-düſteren Wohnungen und das Herdenleben der „Huns“ (Ungarn, Slawen). Beides wird aber durch Verhältniſſe bedingt, die zu ändern die Fremden machtlos ſind. An Reinigungsarbeit laſſen es ihre Hausfrauen wahrhaftig nicht fehlen. Sie können darin ihren amerikaniſchen Schweſtern alleſamt als Muſter dienen. Aber ihr ſteter Kampf mit Beſen und Seife erweiſt ſich machtlos gegen den mit Naturkraft verbreiteten Fabrikſchmutz. Allgemein geſprochen, ſind die Behauſungen der fremden Proletarier des pennſylvaniſchen Induſtriegebietes beſſer als ihr Ruf. Ich habe in Belgien, Öſterreich und Deutſchland in ſchlechteren gewohnt. Die Eingewanderten finden in ihren düſteren Behauſungen immer

noch mehr Gemütlichkeit als die amerikanischen Arbeiter, die Hausbesitzer, in ihrem aufgeschniegelten Home. In diesem herrscht eine Steifigkeit, ein Mangel an gemütlicher Ruhe, die nur von dem Spleen der Arbeiter-Ladies übertroffen werden.

Nach einer ständigen Hetze von neun Stunden in der von Rauch geschwängerten Fabrik findet der amerikanische Arbeiter daheim nicht die beruhigende, stille Häuslichkeit, der er so dringend bedarf. Die Hausfrau zeigt keinen Eifer, diesen Mangel zu beseitigen. Wenn ich den Frauen meiner Kollegen erzählte, daß in Europa die Frauen vielfach mit auf Verdienst ausgingen, um des Mannes Bürde zu erleichtern, daß sie ihm sogar die Schuhe wichsten, waren sie zuweilen sprachlos. So was fehlte ihnen noch: Sie seien freie Amerikanerinnen, keine Sklavinnen.

Diese letzten Worte hörte ich so manches Mal von den Damen eines Glasarbeiters. Dieses ausgehöhlte Männchen fleuchte morgens um sechs von dannen. Anstatt des Morgenkaffees nahm er in einer Kneipe einen Whisky mit Brot, weil keine seiner drei Damen — Frau und zwei stattliche Töchter — aufzustehen und Kaffee zu machen geruhten. Zum Mittag verschlang er für 5 oder 10 Cent in einer Kneipe einen Lunch. Er freute sich auf das Abendbrot, die Hauptmahlzeit, die er daheim mit seinen Frauen einnahm. Oft auch nicht, denn die Damen geruhten Spaziergänge zu machen sowie auswärts zu speisen. Die Einsamkeit hatte der Hausherr mit der für seine Frauen zu schweren Arbeit auszufüllen, wie Herdputzen und Teppichklopfen. So etwas durfte er ihnen nicht zumuten. Es würde ihm auch schlecht bekommen sein. Nur die so sehr verachtete Stiefelputzerei — die Stiefelwichser nehmen im freien Amerika, wo alle Arbeit gleich geachtet sein soll, eine sehr verachtete Stellung ein — ließ er auch sein. Jeden Abend trug er vier Paar Schuhe im Körbchen zum Stiefelwichser, dabei besorgte er die Einkäufe. (Ein Paar Stiefel zu wichsen kostet 42 Pfg.) Wäsche wurde natürlich alle auswärts gewaschen, für die großen Reinigungen eine Negerin genommen. Seine Ladies konnten sich das leisten. Er verdiente seit vielen Jahren ständig über 30 Dollar die Woche, das aufzubrauchen seiner Weiblichkeit einzige Beschäftigung zu sein schien. Er nahm ihnen das auch nicht sonderlich krumm oder durfte es wahrscheinlich nicht. Bei den Vorlesungen über die Rechte des Mannes und die Pflichten der Frauen kam er nicht zum Wort. An einem Sonnabendabend machte er mich einmal auf die drei „Zehn-Dollar-Hüte“ seiner Frauen schmunzelnd aufmerksam, die sie sich gerade von seinem ganzen Wochenlohn gekauft hatten und womit sie nun eine „Zwei-Dollar-Vorstellung“ besuchen wollten.

Institut für deutsche Volkskunde

Eine derart öde Häuslichkeit hatten meine Werkſtattkollegen nun nicht; ſie waren auch nicht ſo bodenlos gütig wie der Glasarbeiter. Allein von viel beſſeren Verhältniſſen konnte bei ihnen ebenſowenig die Rede ſein. Ihren Fleiß als Hausburſchen und Einkäufer konnte ich oft bewundern. Wäſche zu reinigen galt auch ihren Frauen nicht ladylike (für Damen paſſend). Die Arbeitshoſen ließen ſie gleich in den Zweiggeſchäften einer Wäſcherei; ſie ihren Frauen mitzunehmen, deuchte ihnen eine Entweihung der Weiblichkeit.

Es iſt einleuchtend, daß die Wirtſchaft ſolch einer Arbeiterdame der häuslichen Reize verdammt wenig birgt; und obendrein iſt ſie ſehr teuer. Sie verſchlingt den verhältnismäßig hohen Lohn des gelernten Arbeiters. Die letzten Tage der Löhnungszeit geſteht mancher Kamerad, daß er short in money (ſchwach bei Kaſſe) ſei. Um dieſem üblen Zuſtand abzuhelfen, wird zu Überſtunden gegriffen, und ſei es nur, um der Lady eine Schrulle oder den Wunſch nach dem neumodiſchen „Acht-Dollar-Hut“ zu erfüllen.

Bei Arbeitern mit geringem Einkommen oder größerer Familie haben ſich die Frauen zu beſcheiden. Die Töchter müſſen, ob ſie wollen oder nicht, mit zum Verdienen ausgehen, da ſie ſich ſonſt nicht als „up-to-date-girls“ (der Neuzeit entſprechende Mädchen) kleiden können. Ihre paar Dollar Lohn gehen natürlich auf für den Putz. Der Vater iſt froh, daß ſeine Laſt ein wenig leichter geworden iſt. Andererſeits wächst die Dreiſtigkeit und „Autorität“ des Mädchens. Es ſpricht im Rate der Familie ein gewichtiges Wort. Ihm zu widerſprechen wird — ſei es aus Affenliebe oder Feigheit — nicht gewagt. Es hätte auch nicht viel Zweck. Denn die Töchterchen haben über Freiheit und Recht eigene Begriffe, worauf ſie den Alten gegenüber ſehr hartnäckig beſtehen.

Recht unterhaltend iſt es, die deutſchen Arbeiter über ihre Erfahrungen in Amerika erzählen zu hören. Die mit Amerikanerinnen verheirateten können den Junggeſellen nicht genug vor der Änderung ſeines Zivilſtandes warnen. Bei ihnen iſt das erhoffte Eheglück in einen Ehekrieg mit ſeltenem Waffenſtillſtand ausgeartet. Über die Ehe mit den ſchönen Töchtern des Onkel Sam hatten mir ſchon Landsleute in Neujork ſteinerweichende Geſchichtchen erzählt, deren Regelung von den lieben, ſehr geſetzkundigen Weibchen kurzerhand dem Richter übergeben worden war. Hierbei ſetzte es Einſperrung oder Geldſtrafe ab für den noch mit „veralteten“ deutſchen Anſichten über die Pflichten der Hausfrau und dergleichen ausgeſtatteten Landsmann.

Im Pittsburger Induſtriegebiet fand ich das in Neujork Gehörte vielfach beſtätigt.

Der Familienvater ſchien mir da nicht ſelten für ein notwendiges Übel gehalten zu werden. Er hat wenig zu ſagen, dafür aber viel zu ſchanzen. Die Kinder halten gewöhnlich abſichtlich zur (amerikaniſchen) Mutter. Der Vater kommt ja aus einem Lande, das nach dem in der Schule Gehörten weit unter dem „Greateſt Land in the World“ (größten Land der Welt) ſteht; er kann noch nicht einmal richtig engliſch ſprechen — er iſt ein „Dutch“. Die Worte Kürnbergers finden auch noch nach einem halben Jahrhundert vielfach Beſtätigung: „Die größte Dummheit, die ein Deutſcher hier machen kann, iſt die Heirat mit einer Amerikanerin.“

Die amerikaniſchen Arbeiter wie auch ihre Frauen ſind auf Kinderſegen nicht verſeſſen. Für die dauernden Klagen der Patrioten über Raſſenſelbſtmord haben ſie bloß ein ſpöttiſches Achſelzucken. Die auf ihr Land ſo ſtolzen Yankees überlaſſen die Sorge um die künftigen Geſchlechter in der Hauptſache den Fremden. Das gilt bei allen Klaſſen, bei arm wie reich. Die Eingewanderten erfüllen die ihnen großmütig überlaſſene Arbeit mit heiligem Eifer. Beſonders ſind es die Juden, die das Bibelwort: Seid fruchtbar und mehret euch, allzu buchſtäblich nehmen. Ein Gang durch die Kleinjeruſalems beweiſt es.

Stellt ſich bei den eingeborenen Arbeitern der „Segen des Himmels“ trotz aller Vorſichtsmaßregeln ein, ſo erfüllt das beſonders den männlichen Malthuſianer mit Betrübnis. Weiß er doch, daß er neben den Sorgen um die Unterhaltung des Sprößlings einen Teil der Wartung zu übernehmen hat. Jedenfalls hat er die „Gottesgabe“ bei Ausgängen pflichtſchuldig hinter oder neben ſeiner Lady herzutragen. Das iſt kein Flitterwochenſpaß, ſondern ſtete Pflicht des freien amerikaniſchen Bürgers; es iſt gentlemanlike (fein, anſtändig). Darüber wundert ſich ſchließlich nur ein Eingewanderter, dem Amerikaner iſt es ſelbſtverſtändlich. Den Müttern kann ſo etwas nicht zugemutet werden; ſie ſind Ladies, freie Amerikanerinnen.

Auch im Hauſe zeigen die Männer oft, daß ſie den Beruf einer Kindsmagd verfehlt haben. Aber mancher von ihnen verlangt auch für ſich die Freiheit und die Menſchenrechte, die die Unabhängigkeitserklärung Amerikas feierlich jedem Bürger zuſichert. Dies führt zu Zuſammenſtößen, den dann vielfach der Richter durch faſtnachtmäßige Entſcheidungen zuungunſten des Mannes Einhalt zu bieten verſucht. Die Weiterſehenden unter den uneinigen Ehehälften erinnern ſich im letzten Augenblick,

oft auch ſchon früher, der Leichtigkeit der Trennung (in manchen Staaten). Die Eheſcheidungen haben in Amerika eine ſolche Höhe erreicht, daß Spaßvögel ſagen, es gäbe bald mehr Eheſcheidungen als Eheſchließungen. (In den zwanzig Jahren von 1887 bis 1906 wurden in den Vereinigten Staaten 945625 Ehen geſchieden; in den zwei vorhergehenden Jahrzehnten 328716. Oder: im Jahre 1880 kamen auf 100000 Einwohner 38 Scheidungen, in 1900 aber 73. In Deutſchland dagegen nur 15 und in Frankreich 23.)

In Pittsburg ſind zum Unterſchied von Neujork viel weniger, faſt gar keine jüdiſchen Arbeiter in den Großbetrieben zu finden. Sie ſind als Handelsangeſtellte oder Hauſierer tätig. Der Fabrikarbeit können ſie nicht viel Geſchmack abgewinnen. In der erſten Zeit ihrer Anweſenheit in Amerika ſtehen ſie noch am Schraubſtock oder an der Hobelbank. Sobald ſie aber ein Häufchen Dollar beiſammen haben, ziehen ſie es vor, mit einem Handwagen oder in einem Laden das Gewerbe der Väter zu betreiben. In dem Maße, wie ſich ihr Vermögen vom Nullpunkt entfernt, ziehen ſie vom Ghetto weg. Das Eindringen jüdiſcher Emporkömmlinge in die Viertel der eingeborenen Emporkömmlinge erzeugt böſes Blut. Dieſe verſchließen jenen die Türe. Anfänglich, als Arbeiter, ſind die jüdiſchen Einwanderer, ſoweit ſie politiſch denken, noch Sozialiſten, haben ſie die erſte Sproſſe der geſellſchaftlichen Stufenleiter erreicht, bekommt ihre Geſinnung einen kapitaliſtiſchen Stich; ſie werden Republikaner oder Demokraten oder beides zugleich. Dieſe Regel wird durch goldene Ausnahmen beſtätigt.

In den rein jüdiſchen Wahlbezirken Neujorks hat die verkommenſte aller politiſchen Sippen, die Tammany Hall, in den Juden eine treue Stütze. Bei deren Veranſtaltungen ſind auffallend viel Krausköpfe und gebogene Naſen zu ſehen. Der jüdiſche Ladenbeſitzer wie der politiſche Streber finden es vorteilhafter, mit der jeweilig herrſchenden Partei zu gehen. Die Amerikaner verſpotten und verdammen die judenfeindliche Bewegung in Europa. Sie tun recht daran. Iſt denn aber bei ihnen die Zuneigung für die Juden ſo groß wie ſie ausſchreien? Von Amts wegen wie in der politiſchen Öffentlichkeit wird nun allerdings der jüdiſche Mitbürger als Gleicher behandelt, im kleinen Kreise aber hört man's anders.

Viel Zuneigung für die jüdiſchen Kameraden habe ich bei den amerikaniſchen Werkſtattgenoſſen nirgends gefunden. Wenn auf ſie die Rede kam, hörten die ranzigen Bemerkungen nicht auf.

Dort, wo die jüdiſchen Arbeiter nur vereinzelt vorhanden waren, war die Abneigung gering; wo ſie aber einen ſtarken Teil der Belegſchaft ausmachten, gab es ſtändig Reibungen. Durch ihre Selbſtſucht, ihren kleinlichen Neid, ihre Anbiederung bei den Vorgeſetzten haben ſie ihren eingeborenen Kameraden manchen Fluch entlockt.

Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, die amerikaniſchen Arbeiter ſeien antiſemitiſch geſinnt. Dazu iſt es glücklicherweiſe noch nicht gekommen, konnte es auch nicht kommen, weil die Zahl der Juden im Verhältnis zur Geſamtbevölkerung ſehr gering war und ſie ſich in der Hauptſache auf Erwerbszweige beſchränkten, für die die Amerikaner, Arbeiter wie Bürger, geringes Intereſſe hatten. Allein die jüdiſche Einwanderung hält weiter an; in die Großbetriebe ſowie in die Hörſäle der Hochſchulen drängen ſich immer mehr ſtrebſame Krausköpfe. Mit Schrecken ſieht der Yankee, wie die jüdiſchen Viertel mit ihrem ſchmutzigen Drum und Dran ſchnell anwachſen; mit Bangen wird er gewahr, wie ſich die Juden immer mehr in ſeinen wirtſchaftlichen und geſellſchaftlichen Wirkungskreis eindrängen. Das alles kann ihn nicht freundlich ſtimmen. Allerdings äußert ſich ſeine Abneigung gegen die Juden nur auf geſellſchaftlichem Gebiet, ob es aber dabei bleiben wird, iſt eine andere Frage.

*

Wochentags gleicht das neue Babel einem wahrhaftigen Bienenſtock. Alles hetzt, jeder keucht, immer und überall die Jagd nach dem Dollar. Das Buſiness (Geſchäft) beherrſcht die Geiſter derart, daß darüber die Bürgerpflichten vergeſſen werden. Das Intereſſe an Gemeinde, Staat und Land iſt bei der Maſſe gleich Null. Dieſes zu wahren wird dem politiſchen Boß (Parteihäuptling) großmütig überlaſſen, der das Geſchäft denn auch beſorgt. Er nimmt den Bürgern nicht nur das Denken, ſondern oft auch das Stimmen ab und „macht“ dabei viel Geld. Die Wohlfahrt der Gemeinde iſt niemandes Sache. Die ſträfliche Gleichgültigkeit der Bürger brachte es dahin, daß Pittsburg, die gewaltigſte Eiſen- und Handelsſtadt der Welt, keinen Meter Bahngleis und keine Landungsplätze für die Schiffe hat. Sie nennt weder eine Gasanſtalt, noch eine Waſſerleitung, noch eine Straßenbahn ihr eigen. Die Waſſerläufe würden in einigen Jahren verſanden, wenn es auf die Bürger oder den Boß ankäme. Das Waſſer für den Hausgebrauch iſt lehmig, nicht zum Trinken; die Straßen ſind für nichts auf 99 Jahre den Straßenbahngeſellſchaften verſchachert worden; die Brücken über die Flüſſe gehören zumeiſt Geſellſchaften, denen

die Fußgänger Brückengeld entrichten müssen. Mit dem Eigentum und den Rechten der Gemeinde schaltet der Boß nach Wohlgefallen.

Dank der allgemeinen Gleichgültigkeit der Bürger in öffentlichen Angelegenheiten konnte die Fäulnis in Staat und Gemeinde einen schrecklich hohen Grad erreichen. In regelmäßigen Zeitabständen dringt ein schmieriges Tauschgeschäft der Gesetzgeber oder der Stadtväter in die Öffentlichkeit. Die Korruptionsgeschichte der Stadt Pittsburg ist lang, wenn auch nicht so lang wie die Neujorks, St. Louis' oder der frommen Quäkerstadt Philadelphia. Nur ein Beispiel:

Beim Bau des Kapitols in der pennsylvanischen Hauptstadt Harrisburg wurden mehre Millionen Dollar gestohlen. Als die Spatzen die Geschichte von allen Dächern pfiffen, konnte die „gute" Presse nicht umhin, entrüstet zu sein. Jedermann kannte die Großdiebe — hohe Staatsbeamte, Gesetzgeber, „angesehene" Bürger. Die Aufregung in der Öffentlichkeit wurde mit der Einsetzung eines Untersuchungsausschusses zu dämpfen versucht. Nach längerer Zeit forderten die „guten" Blätter Bericht und Anklage der Spitzbuben. Darauf ließ der Ausschuß erklären, der Bericht sei fertig und niemand, wer es auch sei, solle geschont werden. Das genügte zur Herstellung der Ruhe im Blätterwald. An dem Diebstahl waren alle Parteien, selbst die Freunde der „guten" Presse beteiligt. Wenn es zum Stehlen geht, verschwinden die Unterschiede, wie republikanisch-demokratisch, heidnisch-christlich. Den Millionendieben ist kein Haar gekrümmt worden.

Pennsylvanien ist ein frommer Staat. Brooklyn, Neujorks Vorort, wird Kirchenstadt genannt; Pittsburg sollte Muckerluftgarten getauft werden.

Das Gesetz gebietet vollständige Ruhe am Sonntag. Theater, Wirtschaften sowie andre Unterhaltungsstätten sind streng geschlossen. Für den Wohlhabenden hat das nichts zu sagen, denn er hat seinen Klub, einen Weinkeller und „Flüsterbuden". Was die Todesstille am siebenten Tag für den die sechs Wochentage unausgesetzt angespannten Arbeiter bedeutet, kann doch nur der ganz ermessen, der sie am eignen Leibe erfahren hat. In Pittsburg ist nicht wie anderwärts das Sonntagsgesetz durch Bestechung gemildert. Zwar sind seine Polizisten einem Sonntagsgeschäftchen ganz und gar nicht abgeneigt, aber die Parteihäuptlinge wenden sich scharf dagegen, weil es die tausendfach höheren Interessen des die Parteikasse speisenden Unternehmertums gefährdet: die Arbeiter könnten durch eine weniger strenge Einhaltung der Sonntagsruhe der Kirche entzogen werden. Ist es doch gerade die Grabesstille

am Sonntag, was den Schafftall der Frommen mit proletarischen Lämmern füllt. Selbstverständlich sind die Kirchendiener und Bekehrungswütigen an ihrem einzigen Arbeitstag sehr eifrig tätig.

Die politisch freiesten Länder, wie die Schweiz, England, Amerika haben die meisten Sekten; Amerika steht obenan, die seinigen sind die rührigsten. Bei einem sonntäglichen Gang durch Pittsburg packt einem der Menschheit ganzer Jammer. An den Straßenecken stehen, liegen und knieen Glaubenswerber in großer Zahl: Hier verdreht einer die Augen wie Billardkugeln in inbrünstiger Unterredung mit seinem Gott, dort reckt sich einer die Glieder aus beim Rufen nach Erlösung; rechts verkündet mit prophetischem Feuer eine Boxergestalt, dabei zornmütig mit den Fäusten herumschlagend, daß das Himmelreich in der von ihm vertretenen Sekte nahe herbeigekommen sei, links liegt eine zerlumpte Proletarierin mit einem Säugling im Arm im Straßenkot und erzählt, freudig weinend, von dem Reichtum, den ihre Bekehrung ihr gebracht; hinten donnert ein mit Brillantringen geschmückter Gentleman von einem Automobil herab gegen die Begehrlichkeit der Massen und preist die Armut des Nazareners, vorn ladet die Heilsarmee mit Paukenschlägen zum religiösen Jahrmarkt ein. Der große Florentiner hat recht:

> Drob wuchs die Dummheit so in manchem Haupte,
> Daß, möcht' ein Priesterwort das tollste sein,
> Man ohne Prüfung und Beweise glaubte.
> Und damit mästet Sankt Anton das Schwein
> Und andre, die noch ärger sind, denn Sauen,
> Falschmüzer, reich an trügerischem Schein.

Rings herum sitzen Arbeiter und lassen die greulichen Flüche und Gesänge über sich ergehen. Keiner der Glaubenswerber vergißt das Geldeinsammeln. Das ist die Hauptsache. Religion ist Geschäft, im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ein recht einträgliches. Daß es ein solches wird, dazu hilft die Einfältigkeit der Menge. Bürgersleute, gewerkschaftlich organisierte sowie sonstige Arbeiter, die in vertraulichem Gespräch dieser Sorte von Gottesdienern Pestilenz und ähnliche Dinge wünschen, die sich Freidenker nennen, werfen, wenn es gesehen wird, ihr Scherflein in die Pauke der schnorrenden Geschäftsleute.

Unter den amerikanischen Freidenkern ist der Pharisäer gut vertreten. Manche Leute halten beide Begriffe für gleichbedeutend. Jedenfalls hat das Freidenkertum ein vollgerüttelt Maß von Schuld an der wachsenden Macht und der Dreistigkeit der Mucker.

Bei den friſch eingewanderten Proletariern kann dieſe Verblödung keinen ſo großen Schaden anrichten. Sie gehen am Sonntag kaum aus dem Bau. Da müſſen vorerſt die geſchundenen Knochen ausgeruht und die Lumpen zuſammengeflickt werden. Wenn ſie dann noch Langeweile haben ſollten, wird ſie mit Kartenſpiel, Muſik und Geſang überwunden. Den Teufel ſpürt die Maſſe des fremden Volkes nicht. Sie glaubt auch ohne des Herrgotts irdiſchen Gehilfen am Sonntag leben zu können.

Die eingeborenen Arbeiter fühlen die Todesſtille am Sonntag in ihrer ganzen Schwere. Bei ihnen iſt die Freude am Geſang, die Pflege von häuslicher Unterhaltung gar nicht entwickelt. Sie ſuchen die Zeit totzuſchlagen mit dem Leſen der Sonntagsblätter, frommen Flugſchriften und — vornehmlich die Frauen — durch Kirchenbeſuch und durch Zuhören bei den Sektenpredigern an den Straßenecken. Das iſt es, was die Schöpfer der Sonntagsruhe, die Mucker, gerade wollen. Dann können die Schäflein geſchoren, ihnen das Geſchichtchen vom reichen Manne und armen Lazarus in jeder Lesart erklärt werden. Die Truſts unterſtützen die Werke der Frommen, oder richtiger, ſie bezahlen die Kirche und ihre Diener für die Arbeit, die ſie für ſie leiſten. Durch die frommen Kirchenblätter zieht der Geſtank des Standardöles, der Rauch des Stahltruſtes, der Duft des Tabakſyndikates.

# Im Stahlwerk an der Arbeit.

Vier Wochen hatte ich nun das Pittsburger Induſtriegebiet kreuz und quer durchſtreift, war an den Flüſſen hinauf durch Stahlwerke, Kohlenzechen und Glashütten gewandert. Der Befriedigung des Wiſſensdurſtes ſtellten ſich ſelten Hinderniſſe entgegen.

In Amerika öffnen ſich dem Fremdling die Werktore leichter als anderswo. Nach Empfehlungsſchreiben bin ich niemals gefragt worden. Allerdings habe ich den Weg in die Anlagen auch ſelten durch die Kanzleitür genommen. Mit der Anmeldung im Verwaltungsgebäude geht viel Zeit verloren, und dann erhält man einen Schreibergeſellen als Führer an die Ferſe geheftet, dem die Bewegung alles, das Ziel ſeines Anvertrauten aber nichts iſt. Dieſe Tatſache beſtimmte mich, Werkſtattwichs an-, die deutſche Schüchternheit abzulegen, und wohlgemut mit der Belegſchaft in die Fabriken zu wandern. Solch eigenmächtig vorgenommene Werkbeſichtigungen bringen alle Vorteile, die unter ſotanen Umſtänden möglich ſind.

Gewiß, den Vorteilen ſtehen auch Nachteile gegenüber. Zu dieſen iſt ohne Zweifel das Zuſammentreffen mit den Werkpoliziſten zu rechnen. Merkwürdig, im freien Amerika ſind die Fabriktürhüter mit Polizeigewalt ausgeſtattet. Auf ihren ſteten Märſchen durch die Anlagen tragen ſie das Zeichen ihrer Amtsgewalt, den Gummiknüppel, gefechtsfertig in der Hand. Auch bei Lohnzahlungen wird hier und da die Geldkiſte von ſolchen Knüppelſchwingern bewacht. Freies Amerika, das läßt tief blicken!

Dieſe Darſteller amerikaniſcher Werkſtattfreiheit können einem bei unſtatthafter Begegnung ein gar garſtiges Berufsvergnügen bereiten. Allein ſelbſt die ſchlimmſten Folgen eines ſolchen kann Gleichmut überwinden. Indes, in mancher dieſer uniformierten Polizeibrüſte ſchlägt ein leicht zu beſänftigendes Herz. Der „große amerikaniſche Handſchlag“ wirkt wie Balſam auf das aufgeregte Blut und die noch aufgeregtere Zunge: Einen Quarter in die knüppeltragende Hand gedrückt, macht die Grimmigkeit verſchwinden, läßt an deren Statt Freundſchaft treten. Und iſt das Glück beſonders hold und die Luft rein, ſo übernimmt der Fabrikpoliziſt für das Geldſtück noch die Stelle des Schutzgeiſtes ſowie des Auskunftgebers.

Auf der Rückkehr von meinen Streifzügen hatte ich oft stundenlang dem Treiben in einem mächtigen Stahlwerk im Süden Pittsburgs zugeschaut. Es war so fesselnd, daß ich zuweilen das Heimgehen vergaß. Aus einer Reihe mächtiger Konverter schossen, wie aus einem Vulkan, gewaltige Feuergarben zum Himmel empor. Abwechslungsweise sandten die Feuerschlünde feurigen Sprühregen in die Luft. Unten, aus dem dunklen Boden, schob sich von Zeit zu Zeit, wie durch Geisterhand bewegt, ein weißglühender Stahlblock in die Höhe und stellte sich aufrecht auf einen kleinen Wagen. Dieser eilte, die heiße Last wieder loszuwerden. Wie besessen sauste er in die dunkle Nacht hinaus. Vor einer Walzenstraße machte er plötzlich Halt, kippte die feurige Säule geschickt auf einen Rollengang und sauste schleunigst wieder nach seinem alten Stand zurück, gerade als ob er Angst vor der Hitze habe. Nun kam Leben in den so längelang hingeworfenen feurigen Stahllümmel. Behende glitt er über die Rollen dahin. In seinem haftigen Lauf hielt er einen kurzen Augenblick inne, machte einen kleinen Ruck zurück, wie wenn er sich sträube, weiter zu gehen. Zu spät. Schon hatten ihn zwei Walzen gepackt und quetschten ihn knirschend in der ganzen Länge gehörig breit. Über diese Mißhandlung schien der feurige Lümmel wütend zu sein. Mit einem Ruck warf er sich auf die Seite. Aber noch ehe er nur richtig lag, schoben ihn die Rollen unbarmherzig wieder unter die Walze. Jetzt wurden ihm die Seiten zusammengedrückt. Zitternd schmiß er sich auf den Bauch. Dann wurde er wieder durch die Walze gezogen. In kurzer Zeit war der klobige Stahllümmel zu einem schlanken und wohlgeformten I-Balken gequetscht worden. Nun erst kam er weit hinten in der Halle auf kühlem Plattenboden zur Ruhe. Die Konverter leuchteten ihm dazu. Vorn rollte schon wieder ein anderer Stahlklumpen durch die Walze.

Das ganze Verfahren mit den mächtigen Eisenblöcken ging vor sich, ohne daß ein Mensch zu sehen war. Krane, Wagen, Rollen, Kippvorrichtungen, alles wurde unsichtbar bewegt. Irgendwo in der Halle mußte sich das Hirn dieser prächtigen Maschinerie befinden. Auch war der sonstige Betrieb eigenartig genug, mich zu fesseln. Hier mußte für den Techniker manches Neue zu sehen sein, für den Sozialpolitiker nicht minder. Denn das Werk beschäftigte an die 10000 Leute, zumeist frisch Eingewanderte. Hier wollte ich arbeiten. Als was, war mir gleichgültig. Ein in der Nähe des Werkes hausender Kneipwirt hatte mir zwar gesagt, es sei unwahrscheinlich, daß ich jetzt dort Beschäftigung finde, weil Leute abgelegt würden. Na also, da sind ja viele Plätze frei; einer davon eignet sich sicherlich für mich. Er zuckte die Achseln. —

An der Hinterfeite des Werkes fläzte der Türhüter am Eingang. Er vertrieb fich die Langeweile mit Tabakkauen. Wenn irgend jemand, fo konnte der mir meine Frage beantworten.

„He, Bill, braucht ihr keine Leute?“ begann ich das Zwiegefpräch.

„Brauchen niemand, legen felbft ab,“ brummte das Rauhbein.

„Mag fein, aber geh' mal rein und erkundige dich, ob kein Mafchinenfchloffer gebraucht wird,“ redete ich ihm zu, wobei ich einen Quarter in feine fchmierige Pfote drückte. Diefer amerikanifche Handfchlag gab feiner froftigen Tabakfchrote freundlichere Form. Er fchrie einen Burfchen herbei, der feinen Poften an der Tür einzunehmen hatte. Dann trollte er fich. Nach einer guten Viertelftunde tauchte er wieder auf. Die glatt gefchabte Schaufeite ftand auf gut Wetter.

„An der hydraulifchen Preffe hat einer aufgehört, muß aber ein gelernter Mann fein.“

„Danke, aber was muß der machen?“

„Weiß nicht.“

„Da, trinke noch ein Glas,“ fagte ich, ihm noch einen Quarter reichend, „aber fieh mal, ob du nicht erfahren kannft, was der Mann machen muß.“

Als Antwort leerte er feine Tabakfchrote auf den Boden. Ich konnte das nur als Entgegenkommen auffaffen. Richtig, er fchlenderte wieder ins Werk. Endlich, nach zwei gefchlagenen Viertelftunden kam er wieder zum Vorfchein. Er brachte einen ganz mit Schweiß und Schmiere bedeckten Arbeiter mit. Diefer könne mir Auskunft geben, er fei der Helfer des abgegangenen Mannes gewefen. Der neue Bekannte begann zu erzählen, noch ehe ich ihn gefragt hatte. Sein Engliſch verriet den Sohn des Landes der Zitronen. Ich wußte bald genug. Wegen der Einftellung müffe ich mich an Charly, den Boß für die Nachtfchicht wenden, der komme etwas vor fechs Uhr.

Zwei Stunden fpäter marfchierte ich mit der Nachtfchicht durch das Haupttor. Die Reparaturwerkftatt war bald gefunden. Charly faß in einem Verfchlag, woran mit Kreide „Office“ gefchrieben ftand.

„Haben Sie keinen Platz für einen Machiniſt (Mafchinenfchloffer)?“ fragte ich den Vormann.

„Well, wo haben Sie zuletzt gearbeitet?“

„Neujork.“

„Was für Arbeit?“

„Hydraulifchen Preffe.“

„What? Das ift fein, können anfangen. Sie haben keinen Overall mit? Well, kommen Sie morgen abend um fechs.“

„Wie steht's mit dem Lohn?"

„Anfang 33 1/3 Cent (= 1.35 Mk.) die Stunde, Nachtarbeit zwanzig Prozent Zuschlag."

„Allright, Sir, auf morgen!"

„Allright!" —

Am andern Abend fand ich mich an der hydraulischen Presse ein. Fünf Helfer warteten meiner. Sie waren freundlich genug, mich in die Geheimnisse des aus allen Fugen Wasser spritzenden Ungetüms von einer Presse einzuweihen. Auf dem Boden lagen hochaufgeschichtet Bahnwagenräder, die darauf warteten, auf Achsen getrieben zu werden. Diese Tätigkeit mußte zuweilen unterbrochen werden, um dringendere Arbeiten zu erledigen. Wir fuhren mit der Fabriklokomotive im Werk Transmissionen zusammen, um deren abgenutzte Zahnräder oder Kupplungen abzutreiben und dafür neue aufzupressen. Hierbei erhielt ich Gelegenheit, mich im ganzen Werk umzusehen. Verdammt schwere sowie scheußlich schmierige Maschinenteile waren da zu handhaben. Streng wurde gerade nicht geschafft. Die Helfer nahmen sich von Zeit zu Zeit die Freiheit, Rast zu machen. Ihr Vormann desgleichen. Wenn ich sie zur Arbeit ermuntern wollte, gaben sie mir deutlich zu verstehen, daß man in Amerika und nicht im „alten Land" sei. Zuweilen verloren sich auch Helfer im Werk, die dann gewöhnlich mehre Stunden brauchten, bis sie den Weg zur hydraulischen Presse wieder fanden.

Das Werk galt als „open shop" (offene Werkstatt). Theoretisch heißt das, daß es für organisierte wie unorganisierte Arbeiter offen steht, in Wirklichkeit aber werden organisierte darin nicht geduldet. Dieser „open shop" wies gegenüber den „closed shops" (organisierte Werkstätten), wo ich in Neujork gearbeitet hatte, verschiedene Vorteile auf. Von Antreiberei konnte nicht geredet werden, der Lohn war höher, bei der Arbeit durfte geraucht werden, die Viertelstunde vor Arbeitsschluß stand für Waschen frei. Waschbecken mit kaltem und heißem Wasser waren genug vorhanden. Die freundlichen Meister redeten die Leute vertraulich beim Vornamen an. Ich war schon die erste Stunde Fred getauft worden. Das Verhältnis unter den Arbeitern stand hoch über dem in den Neujorker Werkstätten. Von der dort bestehenden heimlichen Mißgunst und der Großmauligkeit spürte man nichts. Aber eins schien streng verpönt zu sein: die Gewerkschaft.

Meiner Frage nach organisierten Arbeitern wichen die Kameraden scheu aus. Außerhalb des Betriebs war mir ein Hobler als tüchtiger Gewerkschafter genannt worden. Die nächste Nacht suchte ich ihn auf. Als ich von der Union (Gewerkschaft) zu reden begann, fleuchte

er wortlos von dannen, mir winkend, ihm zu folgen. Erst hinter der schützenden Decke eines Akkumulators machte er Halt und bestürmte mich, das Wort Union außerhalb der Bude zu lassen, wenn mir mein Platz lieb sei. Diese Angstmeierei schien mir übertrieben bis zur Lächerlichkeit. Allein bald sah und hörte ich Vorgänge, die mir die Vorsicht meines Warners wohlbegründet erscheinen ließen. Das Gefühl drängte sich einem auf, daß Pinkertonstrolche am Werke seien.

Die unmittelbaren Vorgesetzten wurden durchgehends als nice fellows (nette Kerle) geschildert. Die Unterdrückungsmaßregeln schienen von einer unsichtbaren Macht — from the top (von der Spitze), sagten die Kollegen — zu kommen.

Damals wußte ich noch nicht, daß die amerikanische Großindustrie viele Tausende von Judassen unter die Arbeiterschaft verteilt. Sie stehen in der Werkstatt als „brüderliche Kameraden", in der Gewerkschaft als eifrige Versammlungsbesucher und „radikale Brüder". Zuweilen gelingt es ihnen auch, in die Streikleitung zu kommen. Hier treten sie für schärfste Maßnahmen und Erhöhung der Streikunterstützung ein. Die eine braucht das Unternehmertum zur Begründung der Forderung nach militärischer Hilfe, durch die andere wird die Streikkasse schneller geleert.

Natürlich handeln die Spitzel nur nach den Anweisungen ihrer Brotgeber. Sie haben mehrmals in der Woche, oft auch jeden Tag, über ihre Tätigkeit sehr ausführlich Bericht zu erstatten. Ihre Dienstanweisung, die mehre Dutzend Paragraphen enthält, schreibt genau vor, worauf das Augenmerk zu richten ist. In der Dienstanweisung eines Vermittlungsgeschäftes für Geheimpolizisten (Judasse) heißt es unter anderm:

No. 17. Bemerken Sie unter den Arbeitern irgendwelche Unzufriedenheit bezüglich des Lohnes? Ausführliche Angaben.

No. 25. Welcher Mann übt den größten Einfluß auf die Leute aus? Bis zu welchem Grad? Bei wem holen sich die Arbeiter Rat im Streitfall mit dem Unternehmer?

No. 26. Berichten Sie über Gespräche der Arbeiter über die Zustände in der Fabrik. Wenn sie wichtig, die Namen der Teilnehmer angeben.

Den Neulingen im Schnüffelhandwerk gibt diese Anweisung folgende Ratschläge: „Lassen Sie niemals für einen Augenblick den Gedanken aufkommen, daß Ihre Tätigkeit unter den Arbeitern bekannt ist, wenn Sie nicht ganz triftige Gründe dafür haben. Ein (in einer Fabrik tätiger) Geheimpolizist ist als solcher den Arbeitern selten bekannt, und selbst wenn es der Fall sein sollte, dann nur

durch ſeine eigene geſchwätzige Zunge, durch Geſpräche mit ſeinen Verwandten oder naheſtehenden Freunden. Laſſen Sie niemals Ihre Meinung durch Vorurteile oder Gunſt beeinfluſſen; ſeien Sie vollſtändig ehrlich und unparteiiſch dem Unternehmer gegenüber."

Unter ſolchen Umſtänden wird es nicht wundernehmen, wenn ſich die Stahlarbeiter fürchten, in der Werkſtatt das Wort Union auszuſprechen, geſchweige dafür zu werben. Die organiſierten Arbeiter haben ſich oft und oft gegen die ſchlechten Verhältniſſe in den Stahltruſtwerken gewehrt, aber ſie ſind unterlegen. Die Stahltruſtwerke ſind zu „open ſhops" geworden. Dem organiſierten Arbeiter ſind ſie verſchloſſen. Für die Stahlarbeiter beſteht die Gewerkſchaft nur noch in ihren Hoffnungen und Träumen.

*

Bis zum erſten Zahltag dauerte es verteufelt lange. Vierzehn Tage bleiben ſtehen, dann mußte ich noch faſt ebenſolange arbeiten, ehe ich zum erſtenmal Geld erhielt. Die Nachtarbeiter erhalten ihren Lohn nicht nach Beendigung der letzten Schicht der Löhnungszeit, ſondern müſſen deswegen beſonders ins Werk. Sogar der entlaſſene oder kündigende Arbeiter bekommt nicht ſofort ſeinen Lohn: er muß zur nächſten Ablöhnung noch einmal kommen, ein Zuſtand, der faſt in ganz Amerika beſteht.

Als ich am Sonnabend mittag zum Lohnholen erſchien, ſtand ſchon der ganze Werkhof voller Menſchen, die lange Schlangenlinien bildeten. Die Taglöhner, alleſamt friſche Einwanderer, hatten Nummermarken in den Händen. Die Verſtändigung mit ihnen iſt ſchwierig, ihre Namen unausſprechbar, die engliſche Sprache verſtehen ſie nicht, in der Kunſt des Leſens und Schreibens haben ſich nur wenige vor langer Zeit geübt. So überreicht ihnen der Meiſter am Zahltagmorgen eine Blechmarke mit der anſtelle ihres Namens ſtehenden Ziffer, wofür die Lohntüte einzutauſchen iſt.

Meine Luſt, in dem Werke zu bleiben, hielt nicht lange über den erſten Zahltag hinaus an. Nachdem mein Wiſſensdurſt einigermaßen geſtillt war, ſah ich keinen Grund mehr, bei der ſchmutzigen und lebensgefährlichen Arbeit auszuharren. Die Schmierigkeit des Betriebes überſtieg noch vielfach die der Neujorker Eiſenbuden. Dann fehlten auch hier ſo ziemlich alle Vorkehrungen zum Schutze der Arbeiter. Lebensgefahr lauerte auf Schritt und Tritt. Die Erzählungen der Kollegen von den vielen ſchrecklichen Unglücksfällen in dieſem Betrieb — ſie nannten ihn ſlaughter houſe (Schlachthaus) — und von der Not der Verunglückten, die keinerlei Entſchädigung erhielten, ließen es mir geraten erſcheinen, dem Werk

meine wertvolle Arbeitskraft zu entziehen. Eines Morgens wickelte ich den Overall zusammen, um einen easier job (leichtere Arbeit) zu suchen. Ich sollte ihn bald finden.

*

Auf der rechten Seite des Monongahela, eingepreßt zwischen Felsenwand und Flußlauf, liegt die Tube Company, „das größte Werk der Welt für schmiedeeiserne Röhren". Es gehört zum Stahltrust. Eine große Brücke geht darüber hinweg. Mein Weg zum Stahlwerk führte mich tagtäglich vorbei. Wenn ich morgens von der Arbeit kam, blieb ich immer auf der Brücke stehen, um dem fesselnden Treiben unter mir zuzuschauen. Die Fabrikationsweise reizte meine Neugierde. Es wurden da Röhren von einem Durchmesser bis zu einem halben Meter gebogen und mit Schnellzugsgeschwindigkeit geschweißt. Gerne hätte ich die wunderbare Schweißmaschinerie in nächster Nähe betrachtet. In diese Fabrik mußte ich hineinzukommen versuchen!

Auf der einen Seite der Brücke wurden Werkstätten errichtet. Das Mauerwerk im Erdboden konnte bloß für Schweißmaschinen oder Triebwerk sein. Für deren Aufstellung bedurfte es natürlich tüchtiger Monteure, also Leute wie ich. Als ich im Stahlwerk Schicht gemacht hatte, stellte ich mich dem Boß der Röhrenfabrik als Monteur vor. Er bedauerte; vorderhand brauche er nur Werkzeugmacher für Schneidzeug. Auch darin sei ich wohlbefliffen. Da er etwas von der Thomasschen Ungläubigkeit an sich hatte, prüfte er mich in der Herstellung von Gewindeschneidzeug. Nach kurzem Zwiegespräch meinte er: „Come on, you may start." So, ich konnte also anfangen. Jetzt war die Reihe zu fragen an mir: „Wie steht's mit dem Lohn?" — „Anfangslohn 35 Cent (= 1,47 Mk.), Überstunden werden doppelt bezahlt; Arbeitszeit zehn Stunden."

Fünf Minuten später stand ich in einem Verschlag neben der riesigen Halle, wo Gewinde an Röhren geschnitten wurde. Zwei Mann fummelten an Gewindebohrern von einem halben Meter Stärke herum. Der Boß stellte mich ihnen als ein good foreign toolmaker (tüchtiger ausländischer Werkzeugmacher) vor.

Mit den neuen Kollegen befreundete ich mich schnell. Die Arbeit hätte ein Lehrjunge machen können. Sie bestand darin, die Schneidebacken aus dem (Gewindebohrer-) Körper zu nehmen, sie zuzufeilen, zu härten und wieder einzusetzen. Das brachte jeder beliebige „Katzenkopf" fertig. Die gewöhnliche Arbeit mußte hie und da unterbrochen werden, um festgelaufene Schneidmaschinen wieder in Gang zu setzen. Das wurde mit Vorschlaghammer

und Brecheisen, bei besonders feinen Maschinen mit Strohfeile und Schraubenschlüssel besorgt. Bis zum Abend liefen sie dann auch, manchmal sogar bis zum Wochenende. Dann aber mußten sie gründlich eingerichtet werden, was Überstunden verlangte. Für diese gab's doppelten Lohn, also 70 bis 80 Cent die Stunde oder sieben bis acht Dollar die Nacht. Die Summe von 30 Mk. und mehr für eine Schicht hielten die Kollegen des Mitnehmens wert. Die Lady daheim brauchte einen neuen Acht-Dollar-Hut oder ein Sonntagskleid. Von Antreiberei war nichts zu spüren. Die Vorarbeiter wurden als Kollegen betrachtet. In der Werkstatt durfte geraucht werden. Die Kameraden wetteiferten miteinander, meinen englischen Wortschatz zu vervollständigen.

Als eine große Wohltat empfand ich auch hier wieder die pausenlose, die durchgehende Arbeitszeit. Ich mußte jetzt selbst darüber lächeln, wie ich früher so töricht gewesen sein konnte, der Schaffung von Vesperpausen und der Verlängerung der Mittagszeit das Wort zu reden. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage! Hier hatten wir nur mittags eine Unterbrechung von zwanzig Minuten. Die einen aßen, was sie in ihren blechernen Körben mitgebracht hatten, die andern speisten in einem naheliegenden Wirtshaus für zehn oder fünfzehn Cent. Morgens und nachmittags gab es keine Pausen. Dank dieser Zusammendrängung der tatsächlichen Arbeitszeit konnte man früh eine Stunde länger schlafen, abends eine Stunde eher dem Werkstattlärm entfliehen, mittags brauchte man sich nicht in den Kneipen zu langweilen oder auf der Straße bei Wind und Wetter herumzulungern; dank ihr war es den Toren unter den Arbeitern nicht mehr möglich, die Dummheit zu begehen, mittags wegen einer Kartoffelsuppe mit fettigem Aufputz heim- und zurückzurennen. Als ob die proletarische Mahlzeit eine derartige Hetze wert wäre! Was sie an Nährstoff gibt, wiegt kaum den Kräfteverlust auf, den Heim- und Rückmarsch bringt. Da schleppen die europäischen Arbeiter tagaus tagein ihr Körpergewicht zwischen Wohnung und Werkstatt hin und her, bloß um daheim eine Wassersuppe zu genießen. Als ob sie nicht gleich am Morgen so viel Nahrung mitnehmen könnten. Würden sie die Marschzeit in den Mittagsstunden als Arbeitszeit verwenden, sie wären weniger abgehetzt, hätten abends eine Stunde mehr für die Familie und der Unternehmer könnte den Betrieb eine Stunde eher abstellen und Licht und Heizung sparen.

——ooc——

# Arbeitslöhne in der Stahlinduſtrie.

In den Vereinigten Staaten wurden bei der letzten Volkszählung 6615046 Lohnarbeiter gezählt. Sie erhielten in dieſem Jahre (ausſchließlich der Gehälter für Beamte und dergleichen) 14093 Millionen Mark oder jede Perſon, ob Mann, Frau oder Kind, durchſchnittlich 2175 Mark. Das wäre ein durchſchnittlicher Taglohn von 7,25 Mark. Dieſe Lohnſumme hat natürlich nur theoretiſchen Wert. Frauen und Kinder werden ein geringeres, Männer oder gelernte Arbeiter ein höheres Lohneinkommen haben; die organiſierten Arbeiter werden beſſer bezahlt ſein als die unorganiſierten. In den Weſtſtaaten der Union iſt der Durchſchnittslohn höher als in den Oſtſtaaten. Die pennſylvaniſche Stahlinduſtrie zählt in den Vereinigten Staaten zu den Induſtrien mit den ſchlechteſten Löhnen. In ihr ſchwankt der durchſchnittliche Taglohn zwiſchen den Markzahlen 9,66 und 10,33. Dieſe Lohnſummen geben ein recht unvollſtändiges Bild von der Bezahlung der Kohlen- oder Eiſenarbeiter, denn innerhalb der Induſtrien ſchwanken die Sätze beträchtlich. Der gelernte Arbeiter verdient mehr als den Durchſchnitt, der eingewanderte Taglöhner weniger.

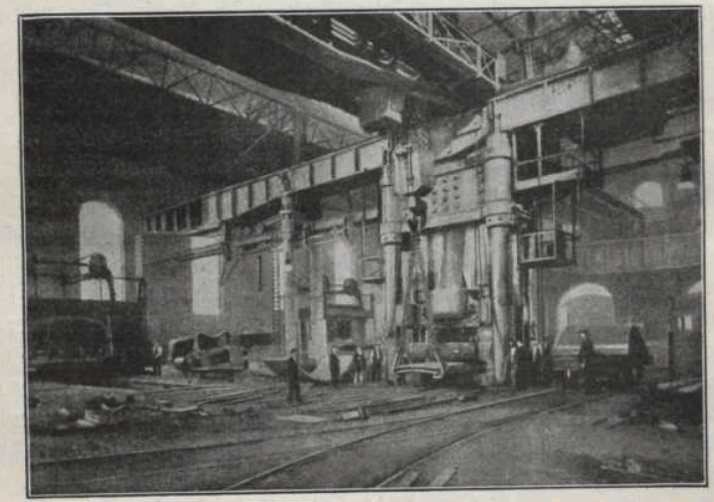
Die Löhne der Taglöhner ſchwanken zwiſchen 6,30 und 7,35 Mark, die der Handwerker zwiſchen 13,40 und 16,80 Mark den Tag. Ausnahmen gibt es natürlich in beiden Klaſſen. In der erſten mögen ſie höhere und niedere Zahlen als die genannten aufweiſen, in der andern vornehmlich höhere.

Wie man ſieht, liegen die Grenzen der beiden Lohnklaſſen weit auseinander und eine Verbindung zwiſchen ihnen beſteht kaum. Die Folge davon iſt auf der einen Seite ein Leben von der Hand zum Mund, auf der anderen eine kleinbürgerliche Wohlhabenheit.

Der große Unterſchied zwiſchen den Löhnen der gelernten und der ungelernten Arbeiter ſpringt in die Augen. Jene ſind in der Hauptſache Amerikaner oder Amerikaniſierte, die in der Gewerkſchaft eine Rückendeckung haben; dieſe ſind ſprachenfremde, unorganiſierte Ausländer, denen ſich nirgends eine helfende Hand zeigt. Sie ſind dem Unternehmer vollſtändig preisgegeben. Was

dieſem von den organiſierten Arbeitern abgerungen wird, kann er den unorganiſierten Taglöhnern wieder abnehmen.

An der mißlichen Lage der Taglöhner tragen auch die amerikaniſchen Gewerkſchaften ein vollgerüttelt Maß von Schuld. Für ihre Organiſierung iſt lange Jahre rein gar nichts getan worden. Erſt die allerneueſte Zeit hat man begonnen, ſich um ſie zu bekümmern. Dem Tradeunioniſten gewöhnlichen Schlages wäre es lieber, wenn die „Huns“ wie die „Dagos“ (Slawen und Italiener) gar nicht ins Land kämen. Er ſieht in ihnen eher unlautere Wettbewerber als hilfsbedürftige Klaſſengenoſſen.



Biegen von Panzerplatten mittels hydrauliſcher Preſſe.

# Der Eintritt in die gewerkschaftliche Zunft.

In den Vereinigten Staaten sind (1911/12) 2358000 Arbeiter gewerkschaftlich organisiert. Davon gehören der Gewerkschaftszentrale (American Federation of Labor) 1841000 an. Der Einfluß der Gewerkschaftsmasse dieses demokratischen Staates auf das öffentliche Leben ist viel geringer, als es kraft ihrer zahlenmäßigen Stärke sein könnte. Die Zersplitterung in 155 selbständige Verbände sowie die immerwährenden Bruderzwiste, Jurisdiktionsfälle genannt, verzehren einen nicht geringen Teil der Geldmittel und der Werbekraft. Dann fehlt dieser Gewerkschaftsmasse noch jenes Klassenbewußtsein, das die sozialistischen Gewerkschaften mit innerer Stärke und Siegesgewißheit erfüllt.

In der sozialistischen Presse Amerikas hatte ich wenig Erbauliches von den Tradeunions (Gewerkschaften) gelesen. Sie träten dem Unternehmertum, anstatt mit proletarischer Selbstachtung, mit Blumen in den Händen und Bewunderung auf den Lippen entgegen; es wurde ihnen Mangel an Klassenbewußtsein, Harmonieduselei und noch Schlimmeres vorgeworfen. Ob es an dem war, vermochte ich aus eigener Erfahrung nicht zu beurteilen; immerhin, ich hielt es für meine Pflicht, mich einer anzuschließen. Selbst eine mangelhafte Organisation ist immer noch besser als gar keine. Welcher Union ich beitrat, war ganz gleichgültig, da ich sie nicht in Anspruch nehmen, sondern nur meiner Pflicht genügen und sie studieren wollte. In Neujork verhinderten hohes Eintrittsgeld sowie der Mangel an Gelegenheit die Erfüllung meines Wunsches. In Pittsburg mußten diese Hindernisse überwunden werden. Ich brauchte zwei Kollegen, die bereit waren, mich ihrer Union zu empfehlen. Das war keineswegs so leicht, wie ich, der aus dem „verrotteten Europa“ kam, also noch nicht die Gepflogenheiten der „herrlichsten Gewerkschaftsbewegung allüberall in der Welt“ kannte, anzunehmen geneigt war.

Nach vielen Fragen und nächtlichen Gängen im ganzen Stahlwerk herum trieb ich schließlich einen Tradeunionisten auf. Er gehörte der International Association of Machinists (Maschinenbauer-

verband) an. Nach vielem Wenn und Aber erklärte er sich bereit, mich seiner Organisation als Mitglied vorzuschlagen. Eines Tages machte er mich darauf aufmerksam, daß am nächsten Sonnabend der große Vorgang stattfinden solle. Einige Wochen vorher hatte er schon das Aufnahmegesuch mit den Antworten auf die vielen gewissensschweren Fragen nebst dem vorgeschriebenen Dollar Handgeld eingesackt. Die wochenlange „Fackelei" schien also ergeben zu haben, daß ich nicht ganz unwürdig sei, mit der Mitgliedschaft der „besten Union auf Gottes weiter Erde" geehrt zu werden.

So begaben wir uns denn in die Versammlungshalle. Sie lag weit oben in einem kleinen Wolkenkratzer. Ein kurzer Blick hieß die Überzeugung befestigen, daß diese Stätte nicht für Krethi und Plethi sei. Schon die innere Einrichtung bezeigte das:

Im Hintergrund, unter einem Aufputz in patriotischer Prosa, die Präsidentenempore; in der Saalmitte ein Pult, das in Gestalt dem Taufstein der Zwinglianerkirche nahekommt; rechts und links davon ein großer Lehnstuhl hinter einer Art Meßopferstock; dann am Eingang wieder ein Pult, das des Vizelogenmeisters. In artiger Entfernung von den wohlgeordneten, wandwärts höher gehenden Sitzen standen Spucktröge, für je zwei Stühle immer einer. Ihrer Größe nach hätten sie einem seekranken Krokodil genügt. Der Präsident hatte gleich zwei zur Verfügung. Wie notwendig das war, konnte ich später sehen. Nach jedem Redesatz entströmte dem Gehege seiner Zähne ein langer, brauner Wasserstrahl und schlug neben dem Spucktrog, wie beifallklatschend, nieder. Überhaupt, alle Spucktröge wurden fleißig benutzt, wenn auch nicht als Sammelbecken, so doch als Zielscheiben. Die in weitem Bogen geschleuderten Ladungen schlugen gewöhnlich hart neben dem Trog nieder. Meister in dieser appetitlichen Kunst zeigten sich nur wenige. Auch das will gelernt sein.

Die Voreröffnung der Versammlung brachte einen Unionsoffizier (Beamten) auf die Beine: er besichtigte die Karten aller Anwesenden mit lässiger Peinlichkeit und wies alle, die keine reine Wäsche anhatten, hinaus; ebenso uns, die Kandidaten. Auf der Treppe warteten wir zu zehnt der guten Dinge, die da kommen sollten. Den ankommenden Mitgliedern öffnete sich die dreizöllige Klappe an der Saaltüre durch drei laute Schläge. Sie steckten dann ihr Büchlein in die Öffnung, eine unsichtbare Hand nahm es in Empfang und nach geraumer Weile wurden sie eingelassen in den Tempel der Loge. Manche auch nicht. Gleich zu Anfang hatte einer vergeblich auf die Öffnung der Türe gewartet. Des langen, aussichtslosen Wartens müde, zog er fluchend von dannen: er war

nicht in good standing, das heißt, er war für mehr als acht Wochen Beiträge schuldig. Schließlich, nach zweistündigem Warten, kam ein Unionsoffizier, rief die Kandidaten auf und verhörte sie mit untersuchungsrichterlicher Peinlichkeit wegen der Möglichkeit einer ehemaligen Mitgliedschaft, etwaiger Streikbeteiligung, der Kenntnisse, Tätigkeit, Dauer, Ausübung des Berufes und dergleichen. Nach Vollendung des Verhörs und peinlicher Buchung verlangte er den Rest des Eintrittsgeldes: 4 Dollar. (Ein Dollar mußte bei der Einreichung des Aufnahmegesuches entrichtet werden.)

„Ich kann doch unentgeltlich eintreten, denn ich bin seit langem organisiert?" fragte ich den Offizier.

„In welcher Union?"

„Im Deutschen Metallarbeiter-Verband."

„O, das sind nur kleine Vereinchen (small societies), die zählen hier nicht," versetzte der Beamte „der besten Gewerkschaft der Welt".

„Erlauben Sie, der Verband ist die größte Gewerkschaft der Welt!"

„Waaas? Ganz unbekannt. Entweder Sie bluffen oder wir sind so dumm wie —"

„Das letzte wird schon stimmen," war meine Antwort.

Mit meinen weiteren Dollarzetteln ging er kopfschüttelnd und speuzend von dannen. Kurz darauf kamen mehre aus dem Saal, um uns noch eingehender zu betrachten. Ihr Hauptaugenmerk galt einem der Neulinge. Dieser wurde dann auch bald wieder von dem Offizier ins Einzelverhör genommen. Wie ich am Schluß des ergebnisschweren Abends erfuhr, hatte dieser früher, vor elf Jahren, in Illinois eine fürchterlich schwere Beweglichkeit auf dem Gebiet der Fachsprache merken lassen: er hatte einem ihn um ein Meßwerkzeug angehenden Unionsmann nicht den Namen des Dinges sagen können. Solche Sünden scheinen lange Beine zu haben und schwer vermerkt zu werden vor dem Richterstuhl der amerikanischen Gewerkschaft.

Alles nimmt einmal ein Ende, so schließlich auch das Warten auf den Einlaß in den Tempel der amerikanischen Gewerkschaft. Drei Offiziere, die Conductors (Führer) erschienen, riefen die Kandidaten beim Namen und stellten sie hübsch der Größe nach auf. Nachdem diese, für die Gewerkschaftstätigkeit scheinbar unerläßliche Bedingung erfüllt war, stellte sich ein Conductor an die Spitze, einer ans Ende, zur Linken nahm der dritte Stellung. So geordnet und geleitet ging es hinein in den Tempel der Loge in langsamen, der Würde des Augenblicks angepaßten Schritten. Besonders der zur Linken schreitende Conductor schien sich der Feierlichkeit bewußt: jeder Schritt, jede Miene ein — Hanskasperl.

Vor dem Präſidentenſtuhl wurde die zehn Kopf hohe Mannſchaft von den Conductors in fehlerloſem Halbkreis geordnet. Dann trat einer vor und redete den „Stuhl“ mit vor Feierlichkeit triefender Stimme an:

„Miſter Chairman, ich empfehle hiermit dieſe Gentlemen“ — er nannte unſere Namen — „als würdige Kandidaten für unſere Loge.“

Der Chairman: „Gentlemen, ſind Sie gewillt, Mitglieder dieſer Loge zu werden?“

Der Chor: „Yes.“

Der Chairman: „So bitte ich Sie denn, den rechten Arm zu erheben und zu ſchwören — — —“

Drei wuchtige Schläge mit dem Hammer brachten die ganze Verſammlung auf die Beine. Nachdem ſich der Chairman überzeugt hatte, daß alle die vom „Ritus“ erheiſchte Stellung eingenommen hatten, fuhr er, zu den Kandidaten gewendet, in paſtoralem Tonfall fort:

„So ſprechen Sie mir den Schwur nach:

Ich verſpreche hier vor verſammelter Mitgliedſchaft dieſer Loge auf das Allerfeierlichſte, daß ich keinen von den Brüdern verraten will, noch verurſache, daß ſie verraten werden;

daß ich niemals einen andern zur Mitgliedſchaft vorſchlagen will als einen nüchternen, fleißigen und weißen Berufskollegen;

daß ich niemals einem Bruder ein Leid zufügen will, noch erlaube, daß ihm eines zugefügt wird;

daß ich ihn auf drohende Gefahren aufmerkſam machen will, ſoweit es mir möglich iſt;

daß ich gegen Stückarbeit und die Bedienung von zwei oder mehr Maſchinen wirken will;

daß ich — — —“

Der Schwur iſt lang. Beim Nachſprechen verſagen nach und nach nicht nur die Stimmbänder, ſondern auch die Muskeln des in die Höhe geſtreckten Armes den Dienſt. Dieſes Schwurmittel folgt entgegen aller Satzungen dem Geſetze der Schwerkraft. Der anfänglich feierliche Ton verliert ſich in ein unverſtändliches Gemurmel. Mich deuchte dabei, ich wäre um anderthalb Jahrzehnte zurück, auf den oberöſterreichiſchen Tanzboden verſetzt, wohin mich handwerksburſchikoſe „Berufstätigkeit“ geführt und murmelte mit der bäuerlichen Weiberſchaft das Abendgebet, wozu ſie das Abendläuten geſchreckt hatte.

Dem Schwur folgt die Verleſung der Satzungen und der „rituellen“ Vorſchriften. Nachdem die Leiſtungen der Union bekannt gegeben waren, wurde einem durch Verkündung der Strafen der

Rücken noch mehr gekrümmt. Es folgte nun allerdings auch gleich der Trost, daß kein Mitglied mit mehr als 50 Dollar, das sind nur 210 Reichsmark, gebüßt werden könne. Weiter wurde gelehrt: Durch Besuch der Sitzungen und durch das Studium unserer Gesetze und Nebengesetze werdet ihr unsere Zeremonien und Geheimarbeit (secret work) kennen lernen. Für den sofortigen, unbedingt notwendigen Gebrauch diene das folgende: Die Ankunft an der Saaltür ist durch drei Schläge von außen anzukündigen. Das Mitgliedsbüchlein ist durch die Türklappe zu geben, damit der Türhüter (Sergeant-at-Arms) es prüfen kann. Der Präsident ist vor dem Pult in der Saalmitte (dem Taufstein!) durch folgende Bewegung — das Grußzeichen wird gleich gezeigt — zu begrüßen, ebenso der Ausgang. Das Niedersitzen oder der Fortgang darf nicht eher erfolgen, bis der Chairman den Gruß erwidert hat. (Über diese Grußbewegung werden katholische Gesellen am meisten erfreut sein, da sie verteufelt viel Ähnlichkeit hat mit der Kreuzschlagerei der oberflächlich Kirchenfrommen.)

Selbstverständlich darf kein Mitglied eingelassen werden, das nicht in good standing ist, kein Neger als Mitglied beantragt, keinem Berufsfremden das Handwerk gelernt werden. Wer diese Gebote übertritt, dem ist der Ausschluß sicher.

Die Episteln waren alle verlesen. Die neue Bruderschaft mußte sich nun drehen, die vordere Breitseite der versammelten Mitgliedschaft zuwenden. Diese ordnete sich gleich, zog im Gänsemarsch vorbei und drückte jedem einzelnen der neuen Brüder die Hand. Mit: „Ich bin glücklich, dich zu sehen," oder: „Ich bin erfreut, dir als Bruder die Hand schütteln zu können," wurden wir Neulinge begrüßt.

Auch dieser Kelch, bitter in seiner Abgedroschenheit und Unerschöpflichkeit, geht vorüber. Der Gang zum Kassierer folgt. Ich bekam nun Muße, die Versammlung mit ihrem Drum und Dran zu beobachten.

Der siebente Punkt der Tagesordnung: Mitteilungen, wurde gerade verhandelt. Ein Bruder war gestorben. Daß sein Ableben durch Erheben von den Sitzen geehrt werden müsse, darüber war man sich einig, aber nicht über die Zeitdauer dieser Erhebung. Die Ansichten schwankten zwischen einer und drei Minuten. Nach längerer Auseinandersetzung wurde beschlossen, den toten Kameraden durch eine Erhebung von einer Minute zu ehren. Einige Zeitmesser flitzten aus den Taschen. Nach Ablauf der sechzig Sekunden wurde laut gegen den Chairman wegen Überschreitung der Zeit gemault. Vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt!

Dann wurde der Ausschluß von drei Mitgliedern wegen Streikbruch beantragt. Einer von diesen, der gerade anwesend war, wurde, nachdem er in sichtlicher Verblüfftheit einige unverständliche Worte gemurmelt hatte, aufgefordert, den Saal zu verlassen. Der gewählte Untersuchungsausschuß verließ gleichfalls den Saal, kam aber sofort wieder und befürwortete den Ausschluß. Die sofortige Abstimmung ergab einstimmige Annahme des Antrags. Dieses Verfahren bei gleicher, gewissensruhiger Schnelligkeit konnte dann in späteren Versammlungen noch oft gesehen werden. So umständlich der Eintritt, so leicht der Hinauswurf. Ein Mitglied sollte mit 25 Dollar gebüßt werden, 15 Dollar konnte oder wollte es nur zahlen. Nichts zu machen: Ausschluß!

Die Tagesordnung einer jeden Sitzung hat satzungsgemäß immer dieselben 15, in Worten: fünfzehn Punkte, die mit sklavischer Treue durchgehechelt werden. Nahezu alle diese Punkte werden anderswo unter „Verschiedenem" in einer Viertelstunde erledigt. Im kleinen offenbarte sich hier der Meister in abschreckender Weise.

Mitternacht war vorbei, als auch ich ein Mitgliedsbuch erhielt. Eintrittsgeld (5 Dollar), zwei Monatsbeiträge (je 1 Dollar) und einen Sonderbeitrag (1 Dollar), zusammen 8 Dollar = 33,60 Mark hatte diese meine Mitgliedwerdung gekostet. Aber was machte das? Diese lumpigen Dollar wiegen bei einem Proletarier gar nichts für die Bruderschaft in der „besten und stärksten Union auf Gottes Erde".

Wißbegierig wie ich bin, wollte ich mit der Mitgliedskarte in eine andere Gruppe derselben Union eindringen. Ich nahm an: einmal Mitglied, müsse man in den anderen Gruppen derselben Organisation ohne weiteres Zutritt haben. Diese Annahme stellte sich als irrig heraus. An der Türe der andern Gruppe begann ich die gelernte „Geheimarbeit" zu üben: drei Schläge an die Türe — die Klappe öffnete sich, das hineingesteckte Buch verschwand, kam aber weder wieder zum Vorschein, noch öffnete sich die Pforte. Nach einer bangen Viertelstunde kamen zwei Conductors und führten mich vor den Taufstein der Versammlung. Nach feierlicher Begrüßungsrede durch den Chairman durfte ich mich zu meinen geliebten Brüdern setzen.

Der „Ritus" der Loge, wo ich eintrat, ist immerhin noch gering. Gewiß wurde die Beobachtung der Vorschriften eifersüchtig bewacht und auf ihre Anwendung streng gedrungen; aber anderwärts sah und hörte ich noch ärgeren Mummenschanz; die Verhandlungen über den „Ritus" und dessen Auslegung waren noch dämlicher. Auch ist anderwärts die Aufnahme schwieriger. Bei uns betrug das Eintrittsgeld bloß 5 Dollar (heute 10 Dollar), für Wieder-

eintretende 15 Dollar; in anderen Organisationen steigt es bis zu 300 Dollar, das sind fast 1300 Reichsmark. Daraus allein schon ist zu ersehen, daß unsere Union nicht unberechtigterweise „die in jeder Hinsicht beste Union auf Gottes weiter Erde" genannt wird. Nur einmal traf ich, in einem größeren „Dorfe" am Mississippi, eine unserer Logen ohne die Anwendung des „Ritus". Dieser Mangel wäre geeignet, einen vollblütigen Tradeunionisten auf den Hinterbauch zu werfen. Diese Loge war eine sogenannte deutsche. Der Türhüter, ein „Kollega böhmisches", und der Chairman, ein „Kollega ungarisches", waren außerstande, den Talmud der Union zu lesen. Gegen ein Hindernis von solcher Schwere ist natürlich nicht aufzukommen.

Zum Glück sind diese Übungen äußerst schwach besucht. Würden in einer Versammlung auch nur 500 Mann erscheinen, wäre die Ausübung des „Ritus" nicht aufrecht zu erhalten. Bei einigen Dutzend Teilnehmern läßt sich damit schon eine Unterhaltung führen.

Erzählt man einem echten Tradeunionisten, daß die europäischen Gewerkschaften keinen „Ritus", wohl aber offene Türen für alle Arbeiter haben, so ruft er entsetzt: „Um des Himmels Willen, da müßt ihr ja alles voll Pinkertons (Spitzel) haben und die Unternehmer alle eure Geheimnisse kennen!" Wird ihm darauf geantwortet, daß es drüben in Gewerkschaftsversammlungen überhaupt keine Geheimnisse gibt und daß die Pinkertonstrolche eben durch die Fastnachtsspielerei, Ritus genannt, auf dem freien amerikanischen Boden gezüchtet werden und daß drüben bestechliche Gewerkschaftsbeamte nachgerade unbekannt sind, so schüttelt er wie Thomas der Ungläubige den Kopf. Es gilt ihm als sicher, daß im old country (alten Lande) die Gewerkschaftsbewegung nicht so auf der Höhe der Zeit ist, wie die amerikanische.

Zu bewundern ist, daß unter diesen Umständen noch so viele Arbeiter am Faden der proletarischen Pflicht entlang den Weg in diesem hindernisreichen Irrbau finden; daß trotz der bleiernen Langweiligkeit der Sitzungen doch noch welche aushalten. In Deutschland zum Beispiel brächte man eine Versammlung mit solchem hirntötenden Verhandlungsstoff zum zweitenmal nicht mehr zusammen. Es scheint, daß hier, wo das Wort: Zeit ist Geld, immer und überall gelten soll, die Arbeiter die Vergeudung ihrer Zeit nicht krumm nehmen.

Aber Herbert Spencer fiel schon die himmlische Geduld der Amerikaner mit dem Mißbrauch auf.

—ooo—

# Die Neger fünfzig Jahre nach ihrer Befreiung.

In Pittsburg machte ich die Bekanntſchaft eines guten Freundes. Er war ſchwarz wie Ebenholz, gutmütig wie ein Kind, arm wie ein Fellache und dabei freigebig wie ein Kröſus. Das wäre nun an ſich einer beſonderen Erwähnung nicht wert, hätte er nicht vor mir eine Frage aufgerollt, die mir bis dahin bloß in nebelhaften Umriſſen bekannt war, eine Frage, die für die Vereinigten Staaten „das Problem des 20. Jahrhunderts“ genannt wird: die Negerfrage.

Ich habe den Freund ſozuſagen auf der Straße gefunden. Morgens, beim Heimgang von der Arbeit, folgte mir in artiger Entfernung ein ſchwarzer Geſell. Wendete ich mich um, grinſte er mir freundlich zu, blieb ich ſtehen, ging er verlegen vorbei und grinſte noch mehr, war er vor mir, drehte er ſich von Zeit zu Zeit um und grinſte auch. Das ging ſo einige Tage. Schließlich verſuchte ich, die Kluft zwiſchen uns zu überbrücken.

„Hallo, Darky (Schwarzerchen)! Wohin des Wegs?“

„Bitte um Verzeihung, Sir,“ erwiderte er, dabei ſeine Kappe lüftend.

„Sie wohnen wohl auch da oben bei mir?“

„Ja, Sir, nicht weit von Ihnen, ſehe Sie immer, Sir.“

„So, ſo.“

Sein ſchwarzes Geſicht ſtrahlte vor Freude. Er begann gleich, mich in ſeine Familienverhältniſſe einzuweihen. An der erſten Kneipe ladete er mich zu einem Trunk ein. In aller Herrgottsfrühe ſchon Bier genießen, war nun nicht nach meinem Geſchmack. Immerhin, ich wollte nicht unhöflich ſein. Als die erſten beiden Gläſer geleert waren, beſtellte er noch zwei. Das Heimgehen ſchien er ganz vergeſſen zu haben. Ich mahnte zum Aufbruch und warf 20 Cent auf den Schenktiſch. Das gebe es nicht, daß ich ihn bewirte, er habe mich eingeladen; wenn er auch ein Schwarzer ſei, ſo wiſſe er doch, was ſich ſchicke. Seine Einwendungen nützten nichts, es war gezahlt. Wir gingen. Fürderhin wollte ich vorſichtiger ſein.

Die folgenden Tage wiederholte er die Einladung zu einem Trunk. Offenbar wollte er Vergeltung üben. Ich hatte aber keine Luft, mich von einem armen Teufel bewirten zu laſſen, der ſich um ſeinen Taglohn von 1,75 Dollar ſchwer ſchinden mußte. So wies ich ihn ab, indem ich Unwohlſein vorſchützte. Dieſen Grund ließ er ſchließlich gelten, doch murmelte er, er werde ſich auf andre Art erkenntlich zeigen. Das Wie erfuhr ich am folgenden Sonntag.

Gegen Mittag meldete meine Zimmerfrau, eine Neuengländerin echten Schlages, ein Mann ſei unten vor der Tür und frage nach mir. Wie eigentümlich ſie „Mann“ betonte! Well, ſie ſolle ihn bitten, heraufzukommen.

„Entſchuldigen Sie, Sir, 's iſt 'n Nigger.“

„Gut, was macht das? Laſſen Sie ihn nur raufkommen.“

Sie ſah mich mit dem Ausdruck des Entſetzens an. Hätte ich die geſetzte Lady eingeladen, ſich vor mir zu entkleiden, ſie hätte nicht erſchrockener dreinblicken können. Ein Nigger — wie verächtlich ſich ihre Lippen zogen, als ſie „Nigger“ ſagte — in eines weißen Gentlemans Heim ſei unſchicklich, rein unmöglich; bei ihr ſei noch niemals einer zu Gaſt geweſen und werde es auch niemals ſein.

Dieſen Abſcheu vor der ſchwarzen Raſſe konnte ich mir nun nicht recht erklären. Amerika hätte ſich den langen blutigen Krieg für die Befreiung der Neger ſparen können, wollte es den Befreiten eine nicht weniger grauſame Drangſal bereiten, ſie geſellſchaftlich ächten. Schon am Hudſon hatte ich Zeichen der Abneigung gegen Schwarze bemerkt. Ein Kollege fluchte über die „gottverdammten Niggers“, weil einer davon ſich in ſeiner Straße anſiedele und dadurch die Grundſtücke entwerte; ein anderer hielt ſich durch den Zuzug einer ſchwarzen Familie gezwungen, ſeinen Hühnerhof einzuzäunen, weil die Hühner des weißen Mannes die ſchlechte Gewohnheit hätten, ſchnell nacheinander in den Kochtopf der Schwarzen zu ſpringen. Wo ſich ein ſchwarzer Arbeiter in der Werkſtatt befand, wurde er von ſeinen weißen Kollegen recht geringſchätzig behandelt und allerhand Schabernack mit ihm getrieben.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als meinen ſchwarzen Freund Lincoln vor der Haustür zu empfangen. Er war über mein Erſcheinen ſehr erfreut. Daß er vor der Haustür empfangen wurde, ſchien er nicht für etwas Ungewöhnliches zu halten; wenigſtens ſagte er nichts darüber. Etwas verlegen begann er: „Bitte um Verzeihung, Sir, würden Sie uns nicht beehren, mit uns zu Mittag zu eſſen?“

„Tut mir leid, Sir, ich erwarte Beſuch; aber wenn's recht iſt, komme ich um fünf Uhr zum Tee.“

„Allright, Sir! Danke recht vielmals, Sir. Werde es meiner Frau ſagen, Sir. Wir erwarten Sie, Sir.“ Damit verſchwand er.

Zur genannten Zeit ſtand ich vor einer verräucherten Backſteinkiſte in einer nicht weit von meiner Wohnung gelegenen Hintergaſſe. In der Tür ſtand Freund Lincoln mit ſeiner recht rundlichen Ehehälfte. Sie ſteckte in einer weißen Bluſe und einem knallroten Unterrock. Beide ſtreckten mir die Hände entgegen. Unter linkiſchen Verbeugungen geleiteten ſie mich in die Stube. Die Wohnung war ſehr ſauber, nur etwas ſtark mit Gegenſtänden aus dem Zehn-Pfennig-Laden überhäuft, auch muffelte es eigenartig. Auf der Kommode lagen Zeitungen für „black people“ (ſchwarzes Volk). Nach den Überſchriften zu urteilen, enthielten ſie viel überſinnliches Zeug. (Die Neger haben eine beſondere Preſſe, die über hundert Wochenblätter und ein halbes Dutzend Monatsſchriften zählt.) Am Fenſter ſtand eine in blendendes Weiß gekleidete Maid, die ich auf 20 Jahre ſchätzte, aber bloß 14 alt ſein ſollte. Der Hausherr ſetzte ſich in eine Ecke und lachte mich freudig an. Die Wartung des Gaſtes überließ er den Frauen. Der Tee ward bald aufgetragen; Gebäck lag hochgeſchichtet auf dem Tiſch. Die Frau zog ſich zögernd den Stuhl heran. Dann begann ſie gleich zu erzählen, wie ſehr ſie ſich gefreut, als ihr Mann von ſeinem Bekanntwerden mit einem weißen Gentleman berichtet habe. Die Tochter rückte immer näher an meine Seite. Sie ſchenkte öfter Tee ein, als mir lieb ſein mochte. Zutraulich flüſterte ſie:

„Wie nett von Ihnen, Sir!“

„Wie das?“

„Daß Sie uns die Ehre geben, Sir.“

„Was iſt da weiter dabei?“

„Das iſt das erſte Mal, daß ein weißer Gentleman bei uns zu Gaſt iſt; noch keiner hat uns beehrt mit ſeinem Beſuch.“

„Sie werden halt keinen eingeladen haben.“

„O, wir möchten es nicht wagen; wir würden einen Tritt erhalten.“ Während ſie ſo ſprach, neigte ſie ſich ganz vertraulich zu mir her. Von ihrem kurzen Wollhaar kam ein eigenartiger Geruch, der mir ſchon Wochen vorher bei der ſchwarzen Zimmervermieterin aufgeſtoßen war.

Bald erſchienen zwei Männer, die der Hausherr als Verwandte vorſtellte. Sie hörten dem „weißen Gentleman“ aufmerkſam zu. Später kamen noch zwei mit ihren Frauen. Sie ſeien bei der Einweihung einer Kirche für Neger geweſen. Ich ſei dort ſehr willkommen, wenn ich ihnen die Ehre geben wolle. Der Hausherr ſtellte eine Flaſche Feuerwaſſer auf, dem das ſchwache wie das

ſtarke Geſchlecht gut zuſprachen. Der Schnaps löſte die Zungen. Die Frauen wurden aufgefordert zu ſingen. Sie ließen ſich nicht zweimal bitten. Eine ſchwermütige, langgezogene Melodie. Vom Lied verſtand ich kein Wort. Beim Kehrreim bewegten ſich die Beine im Takt. Dann lief einer der Männer ins Haus nebenan und kam mit einer Geige wieder. Noch ehe dem Wimmerholz ein Ton abgerungen war, machten die Frauen Tanzübungen. Ich hielt es an der Zeit, mich zu empfehlen. Die ganze Geſellſchaft begleitete mich an die Tür. Ich möge ſie bald wieder beehren. —

Meine Werkſtattkollegen hatten mich verſchiedene Male mit dem Neger geſehen. Sie unterließen es nicht, darüber witzige und garſtige Bemerkungen zu machen. Ob ich mir nicht eine Nigger Woman (Negerweib) zulegen wolle? Sie wüßten eine für mich, die ſicherlich meinem Geſchmack entſpräche, denn ſie rieche ſehr fein. Ich quittierte mit gleicher Münze. Schließlich kam mein Verbandskollege und machte mich darauf aufmerkſam, daß es für einen Weißen nicht paſſe, ſich mit einem Farbigen abzugeben; die Selbſtachtung gebiete, den Schwarzen allein ſeines Weges gehen zu laſſen.

Hätte das einer von den Spaßvögeln unter den Arbeitern geſagt, ich hätte darüber hellauf gelacht; aber die Worte des Kollegen, der mir als ein ernſter Mann bekannt war, ſtimmten mich nachdenklich. Der Gegenſatz zwiſchen Schwarzen und Weißen mußte doch bedeutend ſtärker ſein, mußte tiefere Urſachen haben, als ich angenommen hatte.

Allenthalben lieſt man an öffentlichen Orten: Für Weiße — Für Farbige. Dieſe Inſchriften bezeugen, daß ein halbes Jahrhundert nach der Sklavenbefreiung in dem Lande, das ſich nicht genug mit der Gleichheit ſeiner Bürger brüſten kann, es mit der geſellſchaftlichen (und politiſchen) Gleichheit noch recht traurig beſtellt iſt. In der Tat.

Von einem Verkehr zwiſchen beiden Raſſen kann kaum die Rede ſein. Früher kamen ſie, wenn auch nicht auf dem Fuß geſellſchaftlicher Gleichheit, ſo doch immerhin regelmäßig zuſammen, heute ſtehen ſie ſich ſcharf getrennt, feindlich gegenüber; früher beſchränkte ſich die Negerfeindſchaft auf eine dünne Oberſchicht der Geſellſchaft, heute iſt ſie in allen Volkskreiſen zu finden: die Negerfeindſchaft iſt Mode geworden.

Gewerkſchaften weigern ſich, farbige Berufskollegen aufzunehmen; die Lokomotivheizer ſtreiken, weil einige Neger eingeſtellt werden; weiße Kellner legen lieber die Arbeit nieder, als daß ſie einen farbigen Gaſt bedienen. Der dümmſte Trottel von einem Weißen dünkt ſich unendlich erhaben über einen Neger, und ſei

dieser ein tadelloser Charakter und großer Gelehrter. Ärztliche Berufsvereine verschließen dem schwarzen Arzt die Tür, wie groß auch dessen berufliche Fähigkeit sein mag. In einem guten Hotel erhält der Neger weder Speise noch Nachtlager; im Theater wird er in der Regel nicht geduldet. Auf der Eisenbahn muß er, obwohl er genau so viel zu zahlen hat wie der Weiße, in einem besonderen Wagen, in dem ältesten oder schmutzigsten, Platz nehmen. Der Neger hat den Weißen mit „Sir" anzureden, ihm selber aber wird die Anrede „Mister" verweigert. Der Schwarze, der Angehörige der „niederen Rasse", soll sich immer wie ein vollendeter Gentleman benehmen, der Weiße aber, der Angehörige der „höheren Rasse", glaubt, sich wie ein Quadratlackel aufführen zu dürfen.

In den Südstaaten wird der Neger durch allerhand, im Grunde verfassungswidrige Maßnahmen seines Wahlrechtes beraubt. Bei der Verteilung der Steuergelder, wozu er sein volles Teil mit beizutragen hat, darf er nicht mitreden. Die südstaatliche Gesetzgebung verbietet die Ehe zwischen Weißen und Farbigen, erklärt zwischen beiden Rassen geschlossene Ehen für ungültig, ganz gleich wo und wann sie geschlossen sind, ja untersagt sogar das Übernachten von Personen verschiedenen Geschlechtes der verschiedenen Rassen unter einem Dach.

Die staatsbürgerlichen Rechte sind dem Neger vorenthalten. Zum Geschworenen wird er nicht zugelassen, zum Richteramt noch viel weniger. Er wird ausschließlich von Weißen, von seinen Feinden gerichtet. Missetaten gegen Farbige beurteilt der weiße Richter sehr nachsichtig, wenn er dafür überhaupt einen strafenden Paragraphen findet; die Lyncher von unschuldigen, verdächtigen oder auch schuldigen Negern gehen fast immer straflos aus.

Vom Jahre 1885 bis 1912 wurden in den Vereinigten Staaten 3413 Personen, nahezu alle Neger, gelyncht. Das heißt, es fanden 3413 Zusammenrottungen eines blutdürstigen Janhagels statt; es gab 3413 viehische Hinmordungen von womöglich ganz unschuldigen Menschen; 3413 mal ertönte ein Freudengeheul über das Gelingen einer Bluttat; 3413 ungesühnte oder durch Gerichtspossen erledigte Morde.

Warum werden Neger gelyncht? Weil sie „das unaussprechliche Verbrechen gegen weiße Frauen verüben, ein Verbrechen, viel schrecklicher als Brandstiftung, tödlicher als Mord, das Verbrechen, dessen Namen wir nicht zu nennen wagen", nämlich Vergewaltigung weißer Frauen.

Mit der Vergewaltigung weißer Frauen durch Schwarze versuchen die Negerhasser die Lynchjustiz zu rechtfertigen. Dieser Grund

verfehlt in Amerika, wo der Frauenkultus hochentwickelt ist, die gewollte Wirkung nicht. Zu untersuchen, ob er begründet ist, fällt weder den Rassenhetzern noch ihrer Anhängerschaft ein. Sehr viele Schwarze werden gelyncht wegen anderer Verbrechen oder Vergehen, oder wegen gar nichts. Zeugnisabgabe oder Zeugnisverweigerung, garstige Worte, Schreiben eines Liebesbriefes an eine weiße Frau, Steinwerfen, Trunkenheit und dergleichen sind Ursachen von Lynchungen von Negern gewesen. Nach den Berichten der Blätter, die von der „Chicago Tribune" gesammelt wurden, hat nur etwa ein Fünftel der Lynchfälle Vergewaltigung von Frauen als Ursache. Jedenfalls ist nirgends einwandfrei erwiesen, daß dieses Verbrechen von Negern öfter begangen wird als von Weißen. Muß, weil Neger eine solche Untat verüben, die ganze schwarze Rasse verdammt werden? Muß deswegen das Tier im Menschen aufgestachelt und ohne Untersuchung, ohne rechtsmäßiges Urteil ein Mensch gerichtet werden?

Warum werden die Neger politisch entrechtet und gesellschaftlich herabgewürdigt? „Die Negerrasse ist eine Kinderrasse." „Gott selbst hat den Neger schwarz gemacht, und aus diesem Grunde ist er ein niedrigeres Geschöpf." „Der Neger lebt nun 250 Jahre in einem zivilisierten Gemeinwesen und er ist, wie wir sehen, noch kein zivilisierter Mensch geworden; er gleicht nicht dem weißen Menschen." „Einmal ein Nigger, immer ein Nigger."

Nun wird ja jeder, der länger in Haus und Werkstatt mit Schwarzen verkehrt hat, zugeben, daß er viel vom Kinde an sich hat. Das ist unterhalb der „color line", der Scheidungsgrenze zwischen den Nord- und Negerstaaten, noch stärker der Fall als oberhalb. Aber ist das ein so sicheres Zeichen der Minderwertigkeit der Negerrasse? Ist es nicht eher das Erzeugnis seiner Umwelt und vor allem seiner Erziehung?

Vor einem halben Jahrhundert noch war der Neger das Arbeitstier; er hatte wunschlos unter der Peitsche des Sklavenhalters zu schanzen; politische Betätigung ward ihm versagt; die Schule kannte er kaum dem Namen nach; sich als Mensch unter andern bewegen, durfte er nicht. Aus dem Schmelztiegel der Sklaverei konnten die Afrikaner natürlich nicht als den Weißen ebenbürtige Bürger hervorgehen. Der freigewordene Neger hatte auch weiterhin abseits von der breiten Straße der Zivilisation, auf steinigem Wege, mit seinesgleichen zu wandern. Durch Vorenthaltung staatsbürgerlicher Rechte, durch Ausschluß von öffentlichen und bürgerlichen Stellungen von einiger Bedeutung, durch Vernachlässigung seiner Schulen, durch Zurückstoßung in seine Welt, ward es dem Neger unmöglich

gemacht, jene Fähigkeiten und Eigenschaften zu entwickeln, die die weiße Rasse als die untrüglichen Zeichen ihrer Überlegenheit ansieht. Daß der Geist der Negerrasse ebenso entwicklungsfähig und schöpferisch ist wie der der weißen Rasse, beweist die verhältnismäßig große Zahl schwarzer Gelehrter.

Aber man braucht sich bei dieser Art Beweisführung der Negerhasser nicht aufzuhalten, da es offensichtlich ist, daß damit bloß ihre eigentlichen Beweggründe verdeckt werden sollen. Es ist im Grunde genommen gar nicht die geistige Rückständigkeit der Negerrasse, was die Weißen mit Abneigung oder Haß erfüllt, sondern daß sie nicht mehr rückständig ist. Ganz „natürlich, wir lieben nicht jene neumodischen jungen Neger, die Brille, Zylinderhut und Gesellschaftsanzug tragen; aber ich versichere, daß wir unten im Süden weniger von diesen neuen Niggern haben als im Norden" von Amerika. Die Negerin der Sklavenzeit gilt immer als die gute, treue, edle Seele, die „neumodische" Negerin dagegen wird schlechtes Weib und Straßendirne gescholten.

Solange der Schwarze das geduldige, wunschlose, fleißige Lasttier bleibt, hat selbst sein ärgster Widersacher ein gutes Wort für ihn übrig; aber wehe ihm, wenn er aus dem Joch heraus will, wenn er als Gleichberechtigter behandelt zu werden verlangt.

Gerade durch das Streben des Negers, „neumodisch" zu sein, sich geistig zu betätigen, ein Handwerk zu lernen, nicht mehr in abgelegten Kleidern herumzulaufen, politisch gleichberechtigt und gesellschaftlich angesehen zu werden, ist die Feindschaft gegen ihn erzeugt worden. Die weiße Rasse oder die von der Unterdrückung der Schwarzen Vorteile ziehenden Schichten fühlen, daß sich die Negerrasse, 10 Millionen Menschen, ein ganzes Volk, langsam aber sicher aus den Fesseln windet, Platz verlangt an der Geistesquelle der zivilisierten Menschheit und an der Speisetafel der Nation.

*

Kurz nach dem Bürgerkrieg wurde der Vorschlag gemacht, die (nun befreiten) Neger in ihre afrikanische Heimat abzuschieben und so die Rassenfrage ein für allemal zu lösen. Die Ausfuhr von fünf Millionen Menschen war (und ist) natürlich ein ebenso häßliches wie nicht zu verwirklichendes Hirngespinst. Dann wurde angeregt, sie auf ein abgegrenztes Gebiet zusammenzudrängen. Das hätte die Aufhebung der Freizügigkeit, Einführung des Paßzwanges sowie eine große Polizeiarmee verlangt. So blieb auch diese Anregung ohne Folgen. Was vor Jahrzehnten „wirtschaftlich undenkbar, gesetzlich unmöglich und ethisch scheußlich" war, ist es heute noch viel

mehr. Denn inzwischen haben sich die Neger auf fast zehn Millionen vermehrt; sie machen heute 10,7 Prozent der amerikanischen Bevölkerung aus. Die einst Besitzlosen nennen heute ein Vermögen von 300 Millionen Dollar ihr eigen; aus den einstigen Plantagenproleten sind zum guten Teil selbständige Bauern oder Berufsarbeiter geworden.

Der eine Vorschlag, Fortschaffung der Neger, war schon aus technischen Gründen unmöglich; der andere, Zuweisung eines Gebietes oder einer Insel, fand gerade bei jenen den geringsten Beifall, die am lautesten über die Schwarzen fluchten. Sehr verständlich. Sie brauchen die Neger dort, wo sie sind, für ihre Pflanzungen und Werkstätten, damit sie sie ausbeuten können. So konnten sie sich natürlich nicht für die Abschiebung erwärmen und wenden sich auch gegen die Einflüsse, die den bedürfnislosen Sklaven von gestern „neumodisch" machen und ihn abwandern und Forderungen stellen heißen.

Somit entpuppt sich die Rassenfrage als wirtschaftliche Frage. Der Negerhaß wird letzten Endes von wirtschaftlichen Interessen entfacht und gestärkt.

Ursprünglich war der Negerhaß auf die südlichen Sklavenhalter und ihren Anhang beschränkt, heute ist er bei Bauern, Kleingewerbetreibenden und (gelernten) Arbeitern mehr oder weniger zu finden. Kein Wunder. Die „neumodisch" werdenden Neger wandern fort. Dadurch verliert der Plantagenbesitzer ein williges und billiges Arbeitstier. Wegen ihrer Bedürfnislosigkeit und Unverwüstlichkeit werden sie von den Unternehmern in den nördlichen sowie westlichen Industriestaaten gerne eingestellt, wodurch sich der weiße, besonders der gelernte Arbeiter in seiner Stellung bedroht fühlt. Von den nicht abwandernden Negern erstehen sich viele ein lot (Grundstück), werden selbständige Bauern, treten mit den weißen Landwirten in Wettbewerb.

Auch auf politischem Gebiet ist eine fühlbare Wandlung eingetreten. Die althergebrachte Negerfreundschaft der republikanischen Partei ist kühler geworden. In ihren Reden und Schriften werden die warmen Worte für den black citizen (schwarzen Bürger) immer seltener.

Freilich hat sich die Zuneigung der Republikaner für die schwarzen Bürger von jeher in Worten erschöpft, wenn es hoch ging, brachten sie eine beschränkte Anzahl in untergeordneten Stellungen der Bundesverwaltung unter. Der Entrechtung der schwarzen Bürger in den Südstaaten hat auch die republikanische Partei keinen wirksamen Widerstand entgegengesetzt. Im selben Maße, wie den Negern das Wahlrecht genommen wird, schwindet die Negerfreundschaft

der Republikaner. Deſſenungeachtet iſt die Maſſe der farbigen Bürger der republikaniſchen Partei treu geblieben. In dieſer ſehen die Sklaven von geſtern auch jetzt noch die Verkörperung der Ideen ihres großen Befreiers Lincoln. Aber wie lange noch? Anderſeits fängt das durch die republikaniſche Partei vertretene Induſtriekapital an zu merken, daß die Schmerzen der „ſüdlichen Gentlemen“ auch ihre Schmerzen werden; auch dieſes glaubt Urſache genug zu haben, den gebildeten Schwarzen mehr zu fürchten als den ungebildeten.

Die Negerbevölkerung vermehrt ſich unausgeſetzt. In den letzten 30 Jahren iſt ſie von 6½ Millionen auf faſt 10 Millionen geſtiegen. Gewiß bleibt ihre Zunahme hinter der der weißen Bevölkerung zurück, weil ſie nicht durch Einwanderung geſtärkt wird. Noch ſchneller als ihre Kopfzahl vermehrt ſich neben ihrem wirtſchaftlichen ihr geiſtiges Vermögen.

In den Nordſtaaten weht für die Neger eine etwas günſtigere Luft. Da iſt die Abneigung gegen ſie weniger tätig, und es ſtehen ihnen beſſere Bildungsgelegenheiten offen. Die Unternehmerklaſſe ſieht ſich, nicht aus Zuneigung für die farbigen Arbeiter, gewiß, wohl aber im Intereſſe der Ergiebigkeit ihrer Tätigkeit gehalten, ihnen eine gewiſſe Schulbildung zu ermöglichen. Das iſt übrigens auch in den ſich induſtrialiſierenden Teilen der Südſtaaten mehr oder weniger der Fall. Die Folge iſt eine raſche Abnahme der Leſeunkundigen. Im Jahre 1880 barg die Negerbevölkerung Amerikas noch 70 vom Hundert des Leſens und Schreibens Unkundige, 1910 nur noch 30,4 vom Hundert. Freilich wird dieſe günſtige Entwicklung auch durch das Ausſterben des älteren Geſchlechts gefördert, in der Hauptſache aber iſt ſie auf die beſſere Schulbildung zurückzuführen.

Die durch die Volksſchule gehenden Neger fühlen bald, daß Wiſſen Macht heißt. Sie ſtreben, ihren Kindern mehr lernen zu laſſen als ihnen möglich war. Von dem Nachwuchs der wirtſchaftlich beſſergeſtellten Schichten der Negerſchaft drängt ſich ein wachſender Teil in die höheren Lehranſtalten, die ihnen den Eintritt geſtatten.

Der höher gebildete Neger fühlt natürlich die politiſche und geſellſchaftliche Erniedrigung ſeiner Raſſe bedeutend ſchärfer als der ungebildete; auf ihn wirkt die ihr täglich und ſtündlich angetane Schmach verletzender, erbitternder als auf ſeinen im Kohlenberg oder auf der Pflanzung fronenden Raſſengenoſſen, der die Verkündigung der Menſchenrechte nicht zu deuten verſteht. Und er vermag auch, dank ſeines geſchärften Verſtandes, die eigentlichen Urſachen der Unterdrückung ſeiner Raſſe zu erkennen ſowie die Mittel und Wege für ihre Befreiung zu finden.

Aus der schwarzen Studentenschaft ist der Sache des Negertums schon eine Anzahl beredter Wortführer erstanden. Gewiß ist sie noch klein, kann nach Lage der Dinge auch noch nicht groß sein, jedoch sie wächst, langsam zwar, aber ständig, und mit ihrer Zahl wächst auch ihre geistige Kraft. Die Jünger Booker Washingtons und Dubois' sind nicht, wie die Kinder Israels an den Wassern Babylons, geneigt, über ihre Not untätig Trübsal zu blasen, sondern sie haben begonnen, ihre Rassengenossen aufzurütteln.

In der Zunahme der geistigen Kraft des Negertums wittern die bewußten Negerfeinde — das (weiße) Ausbeutertum — eine schwere Gefahr: „Bildung verdirbt den Schwarzen, denn sie macht ihn zu viel von sich selbst denken, nimmt ihm die Achtung vor dem weißen Mann." Ganz richtig. Der Sklave von gestern beginnt allmählich herauszufinden, daß er dem weißen Herrn gar nicht so unebenbürtig ist, und daß er, der Neger, eher den weißen Herrn entbehren kann als dieser ihn. In der Tat.

Das Unternehmertum, besonders das in den Südstaaten, kann die Neger schwer entbehren. Eine derart billige Arbeiterschaft findet es so leicht nicht wieder. Der bedürfnislosesté Sizilianer oder Wallache kommt auf die Dauer teurer, da er zur eingeborenen weißen Arbeiterbevölkerung übergehen kann und bald deren Bedürfnisse und Gewohnheiten annimmt. Ohne die billige „schwarze Arbeitskraft" müßten im Süden der Union viele der alten Pflanzungen verwildern, viele der neuen Textilfabriken die Tore schließen. Die farbigen Arbeiter sind für bestimmte Gegenden oder Industrien einfach unentbehrlich. Das wissen die bewußten Negerfeinde; das haben anderseits die Gebildeten des Negertums für dieses entdeckt.

Freilich ist die wirtschaftliche Notwendigkeit der Negerrasse von der Schar der farbigen Gebildeten noch nicht allgemein erkannt oder nicht mit der nötigen Schärfe betont worden, jedoch sie ist erkannt, und ihre allgemeine Anerkennung durch das Negertum ist nur noch eine Frage absehbarer Zeit. Aus der wirtschaftlichen Unentbehrlichkeit, aus dieser unbestreitbaren Tatsache, werden der Negerbewegung agitatorische Waffen und innere Stärke quellen. Es ist nicht anzunehmen, daß sich mit der wachsenden Erkenntnis sowie zunehmenden zahlenmäßigen Stärke die Negerrasse weiterhin geduldig mißhandeln, erniedrigen läßt. Im Gegenteil. Die Welle der Unzufriedenheit wächst, tätlicher Widerstand gegen jede Art von Unterdrückung wird entstehen und stärker werden; der Rassenkampf wird die politischen wie sozialen Verhältnisse der Vereinigten Staaten auf lange Zeit hinaus gewaltig beeinflussen. Von der Einsicht der Weißen, der „überlegenen Rasse", wird es zum guten Teil

abhängen, auf welche Art und in welcher Zeit die ſchwierige, unheilſchwangere Frage gelöſt werden wird.

Der Kapitalismus hat dieſes Raſſenproblem geſchaffen: er hat die Neger aus Afrika herüber in die amerikaniſche Sklaverei gebracht; er hat ſie aus der Leibſklaverei in die Lohnſklaverei übergeführt; er hat ſie ſeines eigenen Vorteiles halber politiſch entrechtet, ſtaatsbürgerlich erniedrigt, wirtſchaftlich geſchädigt, geſellſchaftlich geächtet. Kurz: er hat dieſes Raſſenproblem mit all ſeinem Drum und Dran erzeugt, aber er iſt außerſtande, es zu löſen, wenn er ſich nicht ſelbſt verleugnen, nicht ſeine Intereſſen preisgeben will. Dieſes Problem, wie ſo manches andere, kann nur der Sozialismus löſen.

*

Die Negerfrage wird „das Problem des 20. Jahrhunderts der Vereinigten Staaten“ genannt. Mit mehr Berechtigung kann man es das große Problem des amerikaniſchen Sozialismus nennen; ſein großes Problem, nicht der Zukunft, ſondern der Gegenwart, denn es wird nicht brennend, ſondern es iſt ſchon ſeit langem brennend. Selbſt wenn das Land der Truſts die Negerfrage ſo menſchlich, ſo großmütig löſte, wie es einem kapitaliſtiſchen Staate nur irgendwie möglich iſt, ſo würde es keine dauernde Regelung ſein können. Aber das kapitaliſtiſche Amerika hat ſchlechterdings keine Löſung, die vor dem Richterſtuhl der Menſchlichkeit oder auch nur vor dem der Demokratie beſtehen kann.

Es kann und darf der Sozialdemokratie nicht gleichgültig ſein, welches Schickſal den zehn Millionen Negern — ein ganzes Proletariervolk! — beſchieden iſt. Sie, als Anwalt aller Unterdrückten und Ausgebeuteten, iſt vor allem berufen, die Sache des ſchwarzen Volkes zu der ihrigen zu machen.

Dubois, der eifrige Wortführer der unterdrückten Raſſe, hat vollkommen recht: „Die Neger ihrem Schickſal überlaſſen, heißt dem Feind (des Sozialismus) eine machtvolle Waffe übergeben. Die hilfloſen Neger werden es nicht nur ihren Intereſſen entſprechend, ſondern es auch als ihre heiligſte Pflicht empfinden, die Löhne zu unterbieten, gegen jedes arbeiterfreundliche Geſetz zu ſtimmen und für die Niederhaltung ihrer Klaſſengenoſſen zu kämpfen. Iſt es nicht bezeichnend, daß ſich die Negerſoldaten in der Armee wohler fühlen, weniger davonlaufen als die weißen?“ Gewiß darf es die Sozialdemokratie weder in der Theorie noch in der Tatſächlichkeit zulaſſen, „daß es neben ihrer Organiſation zehn Millionen Arbeiter gibt, die trotz Verwirklichung der ſozialiſtiſchen Idee . . . ausgebeutet werden,“ noch darf ſie ſich weigern,

„die am meiſten entrechtete Menſchenklaſſe in ihre Organiſation aufzunehmen".

Die amerikaniſche Sozialdemokratie hat zur Negerfrage noch keine klare oder eigentlich noch gar keine Stellung genommen. Das iſt einigermaßen begreiflich. Lange Zeit hat ſie mit Kinderkrankheiten übergenug zu tun gehabt; erſt die letzten Jahre hat ſie Fortſchritte gemacht, die annehmen laſſen, daß ſie nun innerlich gefeſtigt iſt. Damit iſt ihr die heilige Pflicht geworden, klare Stellung zu der überaus wichtigen Frage zu nehmen. Von dem Wann und dem Wie dieſer Löſung wird ihr moraliſcher und zahlenmäßiger Gewinn in ungeheurem Maße beeinflußt werden. Daß ſie ſich nur für die vollſtändige politiſche und geſellſchaftliche Gleichſtellung und Gleichberechtigung der Neger entſcheiden darf, iſt ſelbſtverſtändlich. Denn der Sozialismus zieht keine Linie zwiſchen Religionen, Konfeſſionen, Geſchlechtern und Nationen, und auch nicht zwiſchen Schwarzen und Weißen, ſondern nur zwiſchen Ausgebeuteten und Ausbeutern.

In keinem Lande der Welt ſtand je die Sozialdemokratie vor einer ſchwierigeren, aber auch ſchöneren Aufgabe.

# Über das Reisen in Amerika.

Eine Abreise in Amerika ist nicht immer eine so leichte Sache, wie es sich grünhörnliche Auffassung wohl vorstellen mag. Dabei kann manche schöne Vorstellung vom „herrlichsten Lande auf Gottes weiter Erde" verloren gehen.

Verschiedene Bahngesellschaften vermitteln den Verkehr. Unter diesen die vorteilhafteste Wahl treffen, ist keineswegs leicht. Um sich den ebenso langweiligen wie schwierigen Weg durch ein halbes Dutzend Fahrpläne, Linien, Preislisten, „Privilegien" usw. zu bahnen, sucht man Rat und Beistand bei Eingeborenen. Wenn man kein geborener Pechvogel ist, findet man auch einen, der — nicht über geringere Wissenschaft verfügt. Diese Art Vereinigung der Erfahrung gibt eine beruhigende Sicherheit, die selbst noch bei der Bezahlung der Fahrkarte anhält. Kurz danach erfährt man allerdings, daß der Vorteil nicht gerade auf der gewählten Seite liegt.

„Ermäßigte Fahrpreise: 9,50 Dollar von Pittsburg nach Chikago" verkündeten Anschläge an allen Ecken. Solche Kunde ist Balsam für den Reisenden mit schlankem Geldbeutel. Weiß er doch, daß die Fahrt sonst 13 Dollar kostet. Um zwei Uhr nachmittags steht einer mit geschnalltem „Berliner" in Pittsburg beim Fahrkartenverschleißer der Pennsylvaniabahn und verlangt die billige Fahrkarte, dabei zur Bekräftigung seiner todernsten Reiseabsicht ein Zehndollarstück hinwerfend, dem noch der Ölgeruch der Tube Company anhaftet.

„Acht Dollar mehr!" schreit's durchs Fensterloch.

„Wieso das?"

„Mit dem Zweiuhrzug kostet's achtzehn Dollar."

„Gut, dann mit dem Neunuhrzug."

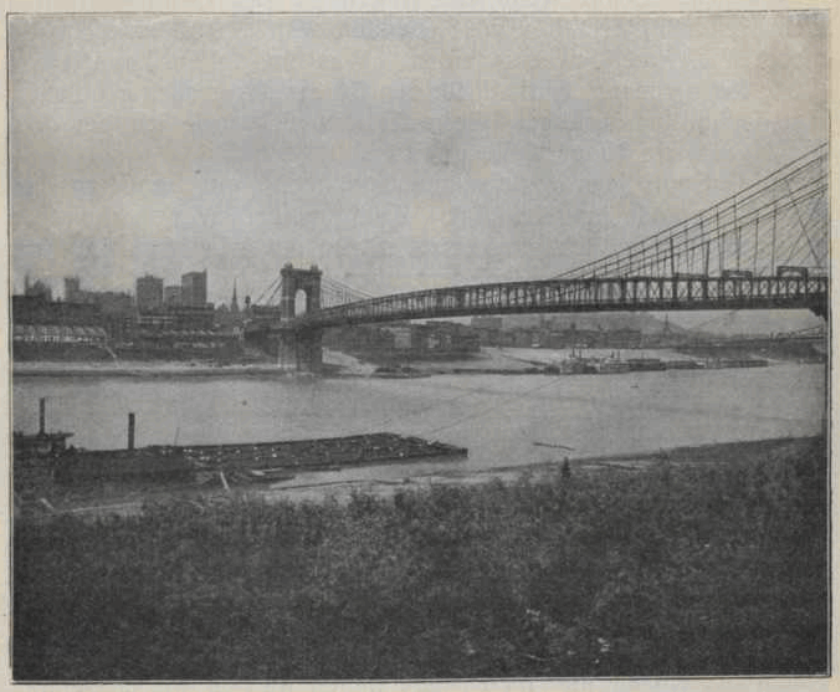
„Dreizehn Dollar!"

„Wann fährt denn eigentlich der Neuneinhalb-Dollar-Zug?"

„Morgen früh um zwei Uhr."

Welch eine Barnumerei! Kein Wort ist davon auf den Anschlägen zu lesen, daß gerade dieser billige Zug nur einmal den Tag fährt und sieben Stunden mehr braucht als die andern. Der Reisende,

dem Sparsamkeit als zweite Lebensregel auferlegt worden ist, geht vor dem Kartenkauf erst auf die Suche nach einem cut rate ticket, das ist eine unbenützte (Rück-)Fahrkarte, die zu allerdings nur wenig geringerem Preis feilgeboten wird. Die Verkäufer solcher tickets schlagen ihr Zelt zumeist in der Nähe der Bahnhöfe auf. Auf großen Tafeln sind die Strecken verzeichnet, wofür Fahrkarten auf Lager sind. In manchen Staaten ist dieser Handel verboten, ohne daß von einem verminderten Geschäftsgang die Rede ist.



Cincinnati.

Die Geheimpolizisten der Bahngesellschaft liegen fortwährend auf der Lauer. Wird ein Reisender mit einer Karte von den „Ticket Scalpers" erwischt, wird er mit großer Plötzlichkeit aus dem Zuge gesetzt.

Die Art der Überwachung in den Bahnwagen fällt dem Fremdling auf. Die Fahrkarten — (manchmal) zehn Zoll lange und zwei Zoll breite Papierstreifen — werden von einem Beamten in Augenschein genommen und der Befund zu Papier gebracht. Gleich hinter dem ersten Beamten kommt ein zweiter, der die Papierstreifen abnimmt und eine rot, blau, grün oder sonstwie

gefärbte Karte dem Reiſenden an den Hut ſteckt. Das Auffchreiben vergißt auch dieſer nicht. Neuerdings haben Bahnen in Kalifornien den zwei Beamten noch einen anderen auf die Ferſen geſetzt. Ob wohl dieſe Überwachung der Beamten oder deren Notwendigkeit von den Yankees zur Begründung der Ehrlichkeit in Amerika oder als Beweisgründe für die Abweſenheit von Bureaukratismus und Plackerei benutzt werden?

Mit dem europäiſchen Streckenmaßſtab iſt in Amerika nichts anzufangen. Selbſt wenn das Augenmaß des Europäers durch viele Reiſen in der alten Welt erweitert wurde, wird er es in der neuen Welt noch zu eng finden. Was im „alten Land“ eine große Reiſe genannt wird, iſt für den Bürger des großen Freiſtaates ein Nachmittagsausflug. Wie wahr das iſt, wurde ich bei dem Ausflug an die Niagarafälle gewahr.

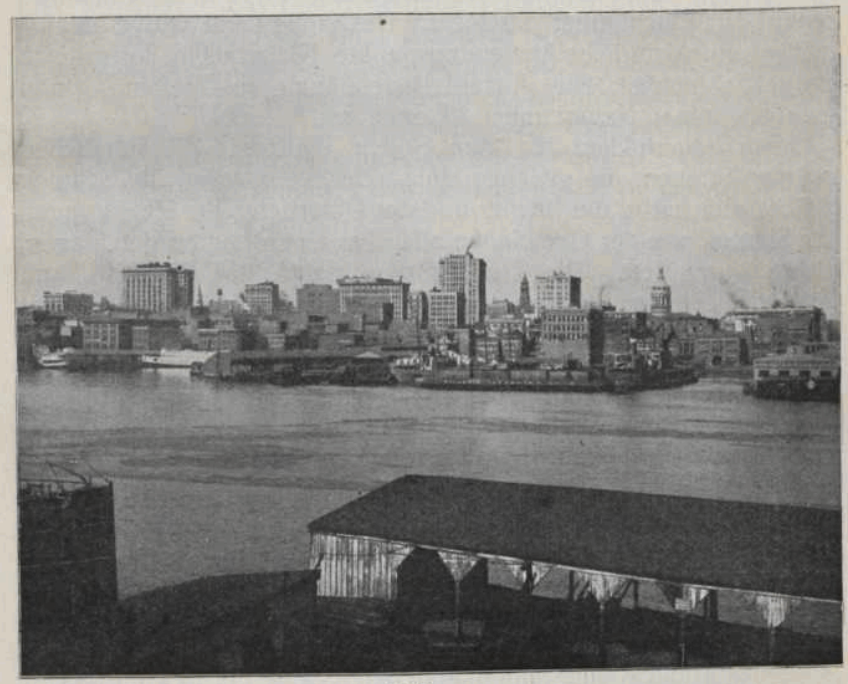
In Pittsburg wurde für einen Sonnabend ein Sonderzug an die Niagarafälle angekündigt. Zwei meiner Werkſtattkollegen wollten auch hin. Ich ging beizeiten von der Arbeit fort, um mich daheim für die lange Reiſe vorzubereiten. Eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges ſtand ich ſchon auf dem Bahnſteig. Die beiden Kollegen ließen ſich nicht blicken. Endlich, einige Minuten vor neun Uhr, kamen ſie gleichgültig ſchwatzend in größter Gemütlichkeit angeſchlendert. Sie hatten ſich allem Anſchein nach anders beſonnen, denn ſie trugen noch ihre Werktagskleidung, auch hatten ſie keinerlei Gepäck bei ſich. Ich fragte, warum ſie ihren Reiſeplan aufgegeben hätten? Wieſo? Nun, weil ſie weder die Kleider gewechſelt noch Gepäck hätten. Wegen dieſem kleinen Ausflug noch beſonders heimgehen, ſei nicht der Mühe wert. Sie hatten freiwillig bis 8½ Uhr gearbeitet und kamen geradewegs aus der Werkſtatt.

Der „kleine Ausflug“ war eine zweimal zehnſtündige Reiſe in einem Schnellzug. Bei den Niagarafällen wälzten wir uns einige Stunden auf dem Raſen und fuhren dann wieder zurück. Als wir uns in Pittsburg trennten, geſtanden ſie mir, ſie hätten eine awful nice and jolly time (ungeheuer angenehme und vergnügliche Stunden) gehabt. Hm. —

Im allgemeinen iſt das Reiſen in Amerika eine ziemlich langweilige Geſchichte. Der Amerikaner muß tauſend Meilen reiſen, um ſo viel Abwechſelung zu haben wie der Europäer mit hundert. Das Gebiet der Vereinigten Staaten iſt bedeutend glatter, eintöniger als das Europas.

Seine Küſten werden nicht von Inſelgruppen umſäumt, es hat keine Einbuchtungen wie die Oſtſee oder das Mittelländiſche Meer,

noch ſtößt es hinaus in das Meer, wie Italien oder Jütland. Das rieſige Gebiet wird von nur drei großen Gebirgsketten durchzogen, die alle von Nord nach Süd laufen. Die eine beginnt am Atlantiſchen Weltmeer und dehnt ſich bis zum Alleghenygebirge. Dahinter beginnt die Miſſiſſippi-Niederung, die 1100 Meilen breit, 1200 Meilen lang iſt und im Felſengebirge von Kolorado ihre Grenze findet. Nach dem Felſengebirge folgt die zum größten Teil ganz unfruchtbare Ebene von Nevada, die ſich bis an die



Baltimore.

Sierraberge erſtreckt. Da Nordamerika keine von Oſten nach Weſten laufenden Gebirgszüge hat, können die kalten Nordwinde ungehindert die langen Ebenen durchfegen. Dadurch ſind die ſüdlichen Gebiete viel kälter als die in gleichen Breitegraden gelegenen Europas. Die Sommer ſind heißer, die Winter ſtrenger. Der Jahreswechſel vollzieht ſich mit Plötzlichkeit. Der europäiſche Frühling iſt unbekannt. Das allmähliche Werden der Natur iſt dem Lande der Gegenſätze fremd. Der nordſüdliche Lauf der Gebirgsketten gibt nicht bloß den Südſtaaten kalte Winter, ſondern hält auch die in weſtlicher Richtung ſtrebenden Regenwolken der

Weſtküſte fern und bedingt für einen guten Teil der Gegend am Stillen Weltmeer anhaltende Dürre.

(Kalifornien, das Weſtküſtengebiet, ſollte eigentlich immer getrennt vom übrigen Nordamerika betrachtet werden, denn ſchon eine oberflächliche Kenntnis ſeiner Witterungsverhältniſſe und Menſchen zeigt ſeine Sonderſtellung.)

Erſt wenn man die Vereinigten Staaten durchquert hat, kann man recht verſtehen, warum ihre Bewohner ſo verſeſſen auf die Europareiſe ſind. Die bleierne Langweiligkeit in Stadt und Natur zwingt zur Flucht über das Meer. Das große Land hat verhältnismäßig wenig natürliche Anziehungspunkte. Niagarafälle, Yoſemitetal, einige Schluchten, eine Anzahl Rieſenbäume im Weſten — und die Zahl ſeiner Naturwunder iſt erſchöpft.

Vom Atlantiſchen bis zum Stillen Weltmeer die nämlichen geraden Straßen, die gleichen Holz- oder Steinhäuſer, die Schulen gleich, gleichartig die Bücher und der Unterricht; die Regierungen der Staaten wie der Gemeinden alle über einen Leiſten geſchlagen, gleich organiſiert. Die Truſts ſorgen dafür, daß die Liſte und Güte der Lebensmittel vom Hudſon bis ans Goldene Tor dieſelben ſind. Von Nord bis Süd, von Oſt bis Weſt die nämlichen Menſchen, die gleichen Anſichten.

Wenn man in Europa Nürnberg und München, Genf und Bern, Brügge und Brüſſel, Mailand und Venedig, Paris und Lyon beſucht, bleiben verſchiedene Städtebilder haften. In Nordamerika kann man, abgeſehen von wenigen Ausnahmen, die Städte landauf, landab durchwandern, ohne beſondere feſſelnde Merkmale zu entdecken. Das Nämliche gilt von den Straßen. Da die Gleichartigkeit der Straßen und der Häuſer ſowie deren Anſtrich die Abweſenheit von Unterſchieden bedeutet, iſt das Heimfinden zuweilen mit peinlichen Zwiſchenfällen verknüpft.

Beim Anblick aller amerikaniſchen Städte ſpringt die Sucht nach dem Dollar in die Augen. Eine geſchichtliche Erinnerung zieht nahezu nirgends an. Nach amerikaniſcher Kunſt läuft man vergeblich durch die wenigen Muſeen. Auf den Theaterbühnen hat, wenn auch nicht überall, das Schießeiſen die nämliche Bedeutung, die Zugkraft und die Wirkung wie die Eheſcheidung auf den Brettern der äußeren Pariſer Boulevards.

Eine rieſige Barnumerei lockte mich in eins der „beſten Theater der Welt“. Ibſens Dramen ſtanden auf dem Spielplan. Die Hauptrolle wurde von „der Schauſpielerin zweier Kontinente“ geſpielt. Die Aufführung hätte eine europäiſche Schmiere gerade vor dem Auspfeifen retten können.

Der Reisende in Europa wird durch stetige Abwechselung wieder und immer wieder gefesselt. Er braucht noch nicht einmal Landesgrenzen zu überschreiten, um eine große Mannigfaltigkeit der Menschenarten, der Dichtung, der Sitten und Trachten, ja selbst der Würste, Biere und Schnäpse zu finden. Solch anregende Abwechselung kennt der Nordamerikaner nicht oder doch nur in geringem Maße. Wenn sich nun auch die „amerikanische Rasse" nicht aus Menschen zusammensetzt, die einander wie die Eier gleichen — das Unterscheidungsvermögen findet noch allenthalben äußerliche Eigenarten der Rasse und der Nationalität — so verschwinden die Verschiedenheiten doch zumeist schon mit dem ersten oder zweiten nachwachsenden Geschlecht. Noch schneller weichen die geistigen Unterschiede. Die Einwanderer verlieren nach kurzer Zeit ihre mitgebrachten Ideen, zumeist schon in dem dornenvollen Engpaß, durch den sie müssen, um in das Dollarland zu kommen, in Neujork.

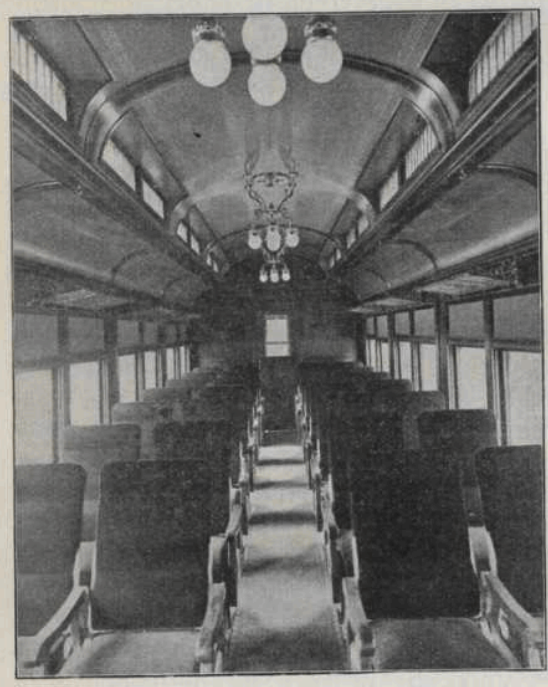
*

Bei der Beurteilung des Reisens kommt es sehr darauf an, ob der Blick durch eine volle Geldtasche gehemmt oder besänftigt wird oder nicht. Wenn nicht, wird der Blick viel mehr in die Tiefe, in die Höhlen gezwungen, sieht er die Schattenseiten viel leichter und fühlt den eigenen Leib darauf rückwirken.

Nur schade, daß die Arbeiter so wenig an ihrer eigenen Geschichte schreiben. Was bis heute über ihr Leben und Denken in Büchern niedergelegt worden ist, wurde zumeist von ihren geistigen, wirtschaftlichen und politischen Gegenfüßlern geschrieben und muß infolgedessen geringeren Wert haben. Oder auch, es wird die bessergestellte, wenn nicht die besitzende Klasse als Maßstab für ein ganzes Volk, das ist auch für die arbeitenden Schichten, genommen. Daraus müssen Auffassungen werden, die im Gegensatz zu den Tatsachen stehen. Es entstehen widerspruchsvolle Berichte, deren Unvereinbarkeit mit der Wirklichkeit schon bei ihrer Niederschrift festgelegt worden ist.

Eins ist gewiß, das „Zeichen der Demokratie", die eine Wagenklasse, wovon so viel berichtet wird, gibt es auch in Amerika nicht. Es gibt erste und zweite Klasse, Salonwagen und Aussichtswagen. Dazu kommt noch wie auch anderswo der Unterschied in den Zügen (Schnelligkeit). Jedenfalls hat in diesem Punkte Amerika gegenüber andern Ländern nicht viel voraus. Dann kommt noch ein Nachteil, den die reichen Leute kaum, die Arbeiter aber um

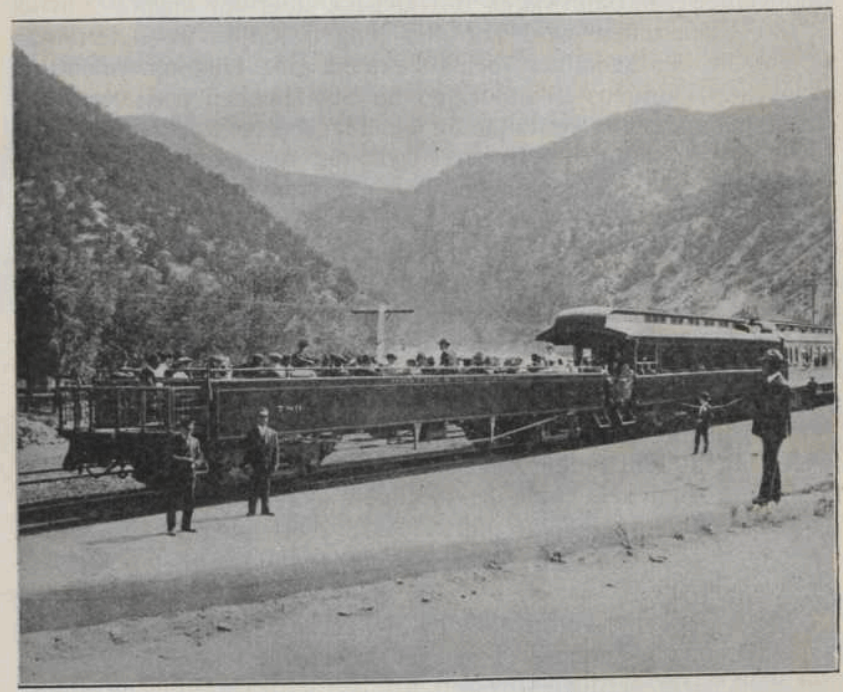
ſo mächtiger fühlen: die hohen Fahrpreiſe. Der Kilometerſatz ſchwankt für die gewöhnliche Klaſſe zwiſchen ſechseinhalb und acht Pfennig. Das wäre nahezu der Preis für die erſte Klaſſe in Deutſchland. Für den ärmeren Arbeiter, der von Ort zu Ort muß, fällt der Preis ſehr ins Gewicht. Ganze Scharen von Proletariern benutzen als blinde Fahrgäſte die Güterzüge bei der Durchquerung der ſchier endloſen, von keiner „duften Winde“ geſegneten Prärien. Werden ſie ertappt, ſo müſſen ſie ſich auf einen Luftſprung bei voller Fahrt ſowie auf eine für den Rücken beſtimmte Bleiladung gefaßt machen.



Inneres eines Wagens der Riograndebahn.

Die innere Ausſtattung der Wagen pendelt zwiſchen der der deutſchen dritten und der zweiten Klaſſe. (Es wird hier nur von der Klaſſe geſprochen, die der mit weniger Kleingeld geſegnete Mann benutzt.) Der Wagen iſt ohne Abteilungen. Wer ſich dem Leſen hingeben will, wird die deutſchen Abteilungen vorziehen; ſo auch der, der dem Lärm abhold iſt. Der Rauchwagen iſt der ſchmutzigſte von allen. In dieſem kann man am beſten beobachten, zu welcher Vollkommenheit es die Amerikaner im Fern- und Zielſpucken gebracht haben. Die Wagenmitte wird von dem Durchgang gezogen. Rechts und links ſind gepolſterte zweiſitzige Bänke. Dieſe kamen mir immer vor wie ſpaniſche Stiefel. Gerade der Sitzform des Menſchen angepaßt, eng voreinander geſtellt, laſſen ſie keinen Raum zum Gliederſtrecken. Wer etwas lang geraten iſt, fühlt bald alle Glieder ſchmerzen. Natürlich, wer die Mittel zur Benutzung der Pullmanwagen beſitzt, reiſt ganz bequem und kann dabei herrliche Phraſen über die Annehmlichkeit des Reiſens in Amerika drechſeln.

Auf den Anpreiſungen der Bahnen wird ſo ziemlich überall von Wagenlüftung (zur Verhütung der Wagenkrankheit, des Gegenſtücks der Seekrankheit), von verſtellbaren Liegeſtühlen (reclining chairs) und von andern Annehmlichkeiten wortreich berichtet. Leider ſind ſie gar oft bloß auf dem Papier vorhanden. Nur auf der Chikago—Altonbahn fand ich ganz, was die Bahn auf ihren gedruckten Ankündigungen verſprochen. Ehe ich von St. Louis abreiſte, überzeugte ich mich von dem Vorhandenſein der Liege-



Ausſichtswagen der Riograndebahn.

ſtühle. Sie waren auch tatſächlich vorhanden; aber nur eine verhältnismäßig kurze Strecke. Dann gab's Wagenwechſel und wieder die ſcheußlichen Folterbänke. Eiswaſſer, Waſchgelegenheit und Handtücher findet man in den Bahnwagen ſo ziemlich überall.

In Gepäckbeförderung kann Europa noch viel von Amerika lernen. Die Pünktlichkeit und Billigkeit, womit die Felleiſen der Reiſenden befördert werden, tun wohl. Dort, wo man die Fahrkarte kauft oder bei einer beliebigen Beförderergeſellſchaft ſagt man die Abreiſe. Pünktlich kommt ein Wagen angeraſſelt, der die Kiſte mitnimmt, wofür der Kutſcher eine Meſſingmarke zurückläßt. Damit

iſt die Sache erledigt. Um nichts hat man ſich mehr zu kümmern. Auf der Endſtelle der Fahrt, und läge ſie auf der andern Seite des großen Landes, wird das Gepäck ſofort dorthin geſchafft, wohin es beim Antritt der Reiſe verlangt wurde. Für die erhaltene Marke tauſcht man es wieder ein. Die Bahnen befördern 150 Pfund, bei längeren Reiſen ſogar 350 Pfund, unentgeltlich. Bloß die Beförderung vom Haus an die Bahn muß bezahlt werden. Die Folge dieſer lobenswerten Einrichtung iſt, daß nicht die Abteile und Gänge der Bahnwagen mit Gepäck überfüllt ſind.

Zu Eſſenszeiten wird auf den langen Reiſen an beſtimmten Orten, die der Schaffner vorher bekannt gibt, längerer Aufenthalt gemacht. Übrigens iſt das Eſſen im Speiſewagen preiswert. Mit den Überlandzügen reiſt ſtändig ein Händler mit kalten Speiſen.

Über die Betriebsſchlamperei weiß der Amerikaner ein langes, garſtiges Lied zu ſingen. Einige Stunden auf offener Strecke liegen bleiben und ſtarke Verſpätungen ſind ihm nichts Neues. Er überſteht den Raub ſeiner Zeit mit der Geduld eines echten Moslem. Der deutſche Eiſenbahnreiſende ſtürzt, wenn er beherzt iſt, ſeinen Unmut ins Beſchwerdebuch, der amerikaniſche vertreibt ihn mit ſträflich derbem Witz und ſcheußlich kräftigen Spuckſchüſſen, weil er keinen andern Ausweg kennt. Die Wirkung iſt für beide gleich.

Welch ſchreckliche Mordmaſchine das amerikaniſche Eiſenbahnweſen iſt, iſt hinlänglich bekannt. Im Jahre 1911/12 wurden nach amtlichen Berichten auf den Bahnen der Vereinigten Staaten 10585 Perſonen getötet und 169583 verwundet. Unter den Getöteten befinden ſich 3635, unter den Verwundeten 142442 Bahnangeſtellte.

Der Amerikaner verſucht dieſen Maſſenmord mit der Behauptung zu erklären, die Vereinigten Staaten hätten die ſchnellſten Bahnen der Welt. Das wird allenthalben mit ſo bombenmäßiger Sicherheit vorgetragen und ohne weiteres geglaubt, daß es gut iſt, einmal nachzuſehen, welche Bewandtnis es damit hat. Statt vieler Berechnungen führe ich meine Reiſe von St. Louis bis St. Franzisko an. Auf dieſer 3500 Kilometer langen Strecke erreichte der Zug eine Durchſchnittsgeſchwindigkeit von 38 Kilometer die Stunde. Die Geländeſchwierigkeiten liegen im großen ganzen unter dem gewöhnlichen Maß. Dafür war aber das mit europäiſcher Güterzugsgeſchwindigkeit dahinkriechende Gefährt — irre ich nicht — „Kalifornien-Flieger“ getauft. Als der ſchnellſte Zug in Amerika gilt ein zwiſchen Chikago und Neujork laufender. Er ſoll 80 Kilometer in der Stunde durchfahren. Wenn dem wirklich ſo iſt, ſo würde

damit weiter nichts dargetan, als daß das „jugendstarke Amerika" keine schneller laufenden Bahnen hat als das „altersschwache Europa". Mit seinen Verspätungen übertrifft Amerika selbst Italien. Das will gewiß etwas heißen.

Als die Bahngesellschaften gegründet wurden, ermutigte sie der Kongreß durch Schenkung von Riesenflächen Landes, natürlich nicht vom schlechtesten, das in der Regel zu beiden Seiten der Gleisstrecke gelegen ist. Vier der hauptsächlichen Überlandbahnen allein erhielten 108 Millionen Acker, dazu noch starke Staatsbeihilfe. Aus dem Landbesitz strömt den Bahngesellschaften fortgesetzt viel Macht und Reichtum. Ganze Städte, viele Dörfer, ja selbst Staaten stehen in einem Untertänigkeitsverhältnis zu den Eisenbahnen. In dünn bevölkerten Landstrichen sind die Bauern der Gnade der Bahnbesitzer preisgegeben. Wenn sie deren Befehle bei Wahlen usw. nicht erfüllen oder die Frachtsätze, Verschiebgebühren und dergleichen nicht widerspruchslos bezahlen, können sie bei vollen Getreideschauern umkommen. Es hat an Anläufen nicht gefehlt, das Joch der Eisenbahnen abzuwerfen. Die Bauern haben sich zusammengeschlossen und auf gesetzliche Regelung der Frachtsätze gedrungen; anderseits sind Gesetzentwürfe gemacht worden, um die Verkehrswelt vor Ausraubung zu schützen. So ziemlich alles umsonst. Auch die im Jahre 1887 vom Kongreß geschaffene zwischenstaatliche Handelskommission hat noch viel von ihren Aufgaben zu erfüllen.

Es gibt in ganz Amerika keine Bahngesellschaft, die in Volksgunst steht. Die größten und wichtigsten Linien sind im Besitz einer kleinen Gruppe Großkapitalisten, deren Einfluß in den gesetzgebenden Körperschaften sehr zu spüren ist. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen wird fortwährend erörtert und von vielen Seiten warm empfohlen; sie auch durchzuführen, ist noch nicht ernstlich versucht worden. Wer sollte es tun? Während das Volk über die Verstaatlichung der Eisenbahnen Betrachtungen pflegt, haben die Bahngesellschaften den Staat vereisenbahnlicht. Ihrer Macht beugt sich nun der Staat wie das Volk. „Die Eisenbahnkönige haben Macht, mehr Macht, das ist mehr Gelegenheit, ihren eigenen Willen durchzusetzen, als irgend jemand im politischen Leben . . . Wenn der Herr einer westlichen Bahnlinie in seinem Palastwagen reist, so gleicht seine Reise einem königlichen Aufmarsch. Statthalter beugen sich vor ihm, Volksvertretungen empfangen ihn in feierlichen Sitzungen, Städte suchen seine Gunst nach, denn er hat die Mittel, das Glück einer Stadt zu machen." (Bryce im 2. Band seines Commonwealth.)

——ooc——

# Chikago.

Die Stunde des Abschieds von der „rauchigen Stadt“ Pittsburg war herangekommen. An einem Sonnabend mittag packte ich das Werkzeug zusammen und bedeutete dem Boß, daß ich dem Werk meine Arbeitskraft entziehen müsse. Er bedauerte das, ich auch, schon seiner Person wegen; er hatte meine volle Zufriedenheit erworben. Allein, geschieden muß sein. Meine Aufgabe in dem Höllenpfuhl war beendet.

Fort muß er wieder,
Muß weiter ziehn.

Bedächtig rollte der Zug über den Alleghenyfluß dahin. Die mächtigen Konverter der Stahlwerke beleuchteten meilenweit den Weg. Nach zwölfstündiger Fahrt schlängelten wir in eine Backsteinwüste hinein: Chikago.

Chikago! Eine Gänsehaut bringt mir schon die bloße Erinnerung an diese Stadt. „Die Hölle mit der offenen Klappe“ wird sie von den Arbeitern genannt; die „offene Stadt“ heißen sie die Verbrecher. Beide haben recht.

Man denke sich eines der gewöhnlichsten Fabrikdörfer so erweitert, daß es 191 Geviertmeilen bedeckt, den besten Teil der Straßen holperig und mit Schutthaufen, die Fußsteige bald einen halben Meter über, bald unter der Straßenfläche, dazu einen scharfen Wind, der die Reinigung, die Auflösung der Unrathaufen besorgt, und man hat ungefähr einen Begriff von der „windigen Stadt“.

*

Im Jahre 1830 bildeten einige elende Hütten mit etwa 100 Insassen Chikago, 1870 war die Einwohnerzahl auf 300000 angewachsen, und 1912 auf 2307000. Der mit Riesenschritten sich vollziehenden Ausdehnung folgte keine entsprechende auf dem Gebiet der Verwaltung und der Gesundheitsfürsorge. Das Dorf von gestern blieb ein Dorf bis heute, es schob bloß seinen Zaun ruckweise vor sich hinaus, ohne den Unrat hinter sich zu beseitigen.

Die Bevölkerung ist zum weitaus größten Teil in zwei- und dreistockigen Backstein- oder Holzhäusern untergebracht. Die meisten dieser Buden haben wohl kaum einen Farbenpinsel zweimal gefühlt. Die Fußsteige sind mit Gerümpel oder Verkaufstischen bestellt und gar oft, wie in vielen amerikanischen Städten, mit Falltüren verschandelt. Die Beleuchtung ist unzureichend, das Ausgehen bei Nacht mit Gefahren verknüpft. Wie leicht kann man an einer unbeleuchteten Stelle einem Polizisten begegnen!

Das Geschäftsviertel dieses Millionendorfes ist allerdings besser ausgebaut und auch reinlicher. Dort reiht sich Wolkenkratzer an Geschäftshaus. Dazwischen herum fleucht alles wie besessen. Das Getöse der Hoch- und der Straßenbahn treibt das Trommelfell ein. Im Norden der Stadt sind die Verkehrsadern freier, sauberer, von angenehm in die Augen fallenden Gebäuden gebildet. Im Weichbild des Südens finden sich breite Straßen von seltener Schönheit. Die Prachtbauten weisen nicht die ermüdenden Linien der Wolkenkratzer auf; aber schön können auch sie nicht genannt werden. Aus den Fenstern lugt Übersättigung, auf den Gesichtern liegt jener Zug von Anmaßung und Gefühllosigkeit, der Emporkömmlingen eigen ist. Hier entsteht das Gefühl der Einsamkeit, der Verlassenheit, das sich in demselben Maße steigert, als man weiter in den Bezirk der großen Fabriken und Schlachthäuser kommt. In diesem fühlt man den Fluch, der auf dem Proletariat lastet, in seiner ganzen unheimlichen Größe. Die beklemmende Luft, die aus Sinclairs „Sumpf" strömt, wird hier zu lebendiger Kraft. Aus den Fabriken dringt Qualm und Getöse, aus den Schlachthäusern Gestank und Geblöke, aus den Behausungen grinst Armut, Bleichsucht und bleierne Gleichgültigkeit. Ein Leben ohne Rast, ohne Licht, ohne Freude zieht vorüber. Alles gleicht einem wilden Wirbel. Doch nur einen Augenblick. Schärferes Hinsehen entdeckt eine Ähnlichkeit der Bewegungen. Menschen, Natur und Häuser scheinen von gleicher Hand geformt, das Werk eines verdammt nüchternen Verstandes. Alles nur Teile der riesigen kapitalistischen Tretmühle. In ihren Dienst ist alles gepreßt, damit sich eine kleine Zahl Schmarotzer gemächlich mästen kann.

Die noch unbrauchbaren oder abgeworfenen Teile der Tretmühle liegen auf der Straße. Hier schreit ein fünfjähriger zerlumpter Knirps Zeitungen aus, wohl um seine Geschwister zu ernähren; dort hält ein Industriekrüppel Schuhbänder und Bleistifte feil; drüben bieten die Frauen der Opfer der Tretmühle ihren Leib mit heiseren Stimmen und dreisten Blicken an. Damit man bei diesem Trauerspiel nichts vermisse, versucht hier eine Predigerin

der Chriſtenliebe Straßenjungen zu verprügeln, weil ſie ihrem gelinden Zweifel an den Verheißungen aufs Jenſeits in gottlos leichtſinnigen Worten Ausdruck gaben; und während eine andere in den Häuſern mit roten Lichtern auf Seelenrettung auszieht, ſchreit die Heilsarmee mit Trompete und Pauke ihre eigene Patentmedizin für alle irdiſchen Übel aus.

*

Seit Jahrzehnten windet ſich Chikago in den Krallen geriſſener Geſellen und kindiſcher Tröpfe, hinter denen allzumal die großen Kapitalgeſellſchaften ſtehen. Die unnatürlich raſche Ausdehnung der Stadt gab und gibt ſpitzbübiſchen Geſchäftsrittern ſowie anderen Nichtgentlemen paſſende Gelegenheit zur Ausübung ihres Handwerks. Das wird erleichtert durch die ungeheure Anhäufung fremder Arbeitermaſſen, die nichts haben als ihre Arbeitskraft, und nichts verlangen als einen Ausbeuter. Dieſe Einwandererſcharen können natürlich den verfaulten Boden auch nicht verbeſſern. Im Gegenteil. Auf dem ſumpfigen Grund muß ſelbſt der beſte Menſchenſtoff, wie gute Äpfel von faulen, angeſteckt, zur Fäulnis gebracht werden.

Im Jahre 1903 glaubte Lincoln Steffens (in: The Shame of the Cities) die Stadt wenigſtens halb frei von Korruption zu ſehen. Seitdem iſt ſie wieder ganz frei — von Ehrlichkeit geworden. Wehe dem Proletarier, der in dieſem Sumpf ſtrauchelt oder kraftlos, das heißt unausbeutungsfähig wird. Weder auf Recht noch auf Barmherzigkeit kann er hoffen. Richter und Polizei ſind beſtechlich, Rechtsanwälte nicht ſelten in innigem Einverſtändnis mit den Schwerverbrechern der Ober- wie der Unterwelt. Hat der arme Mann Geld, einen Rechtsanwalt anzuwerben, ſo iſt er ſicher, das Geld bald loszuwerden und ebenſo ſicher, kein Recht zu finden.

Gegen die Anarchie von oben iſt zeitweilig eine Anarchie, oder was man ſo benannte, von unten entſtanden. Das Ergebnis war natürlich Null. Oder es fiel davon ein ſtörender Schatten in die Reihen der ernſtlich kämpfenden Proletarier, der Sozialiſten.

Die ſozialiſtiſche Partei iſt in Chikago noch ſchwach. Im Jahre 1910 ſammelte ſie 47743 Stimmen, bei den Wahlen 1912 gaben von 427000 ſtimmenden Bürgern 55607 den roten Zettel ab. Bei meiner Anweſenheit beſtanden in Chikago zwei ſozialiſtiſche Tagesblätter, ein deutſches und ein engliſches. Inzwiſchen iſt das engliſche wieder eingegangen.

*

Im Süden der Stadt liegen die Schlachthäuser. Sie bilden einen Bezirk, nein, eine Stadt für sich. Sie erstrecken sich auf eine Fläche von 500 Acker, wovon 450 mit Gebäuden bedeckt sind. Im Jahre 1912 wurden 16487000 Stück Vieh geschlachtet, die einen Wert von 375,6 Millionen Dollar darstellen.

Der Weg zu den Schlachthäusern führt durch schier endlose Viehstände, worüber Eisenbahnlinien angelegt sind. Wer steinerne Gebäude erwartet, wird enttäuscht. Von außen gleichen die Bauten eher riesigen Scheunen als Schlachthäusern. Auf meinen drei Besuchen spähte ich vergeblich nach dem eigentlichen „Sumpf", der Wurstmacherei. Diese ist fremden Augen entzogen. Seit Sinclairs Buch ist man anscheinend vorsichtiger geworden. Sinclair wollte die Herzen für die unglücklichen, mit fünf Dollar die Woche entlohnten Schlachthausarbeiter rühren und traf dabei aus Versehen den Magen der Amerikaner. Dieser bäumte sich auf. Das Maß der Entrüstung gegen den das Volk vergiftenden Fleischtrust lief über. Man sagt, in Amerika überwache und rege die öffentliche Meinung die Regierung an. In der Tat. Die Regierung setzte, dem Druck weichend, einen Untersuchungsausschuß ein. Was von dem Trust verlangt wurde, darüber ist wenig bekannt. Immerhin, die Wände wurden geweißt, Sägespäne gestreut, ja sogar für die Mädchen, die das Fleisch in Büchsen packen, Gelegenheit zum Händereinigen geschaffen. Soweit man sehen darf, ist es sauber. An manchen Stellen trieb der Führer allerdings verdächtig zur Eile an und vor die Türen, wo ein Schild den Besuchern den Eintritt verbietet, fläzte er sich mit seiner ganzen Breitseite.

Die Arbeiterschaft stammt augenscheinlich aus der Einwandererschar. Die Mädchen sind hübsch aufgeputzt. Mit flinken Fingern ergreifen sie die auf dem am Arbeitstisch vorbeilaufenden Rollgang liegenden Fleischstücke und füllen sie in Gläser oder Blechbüchsen. Aufblick oder Lächeln oder Rast scheinen sie nicht zu kennen. Über alle wacht eine Aufseherin mit scharfem Blick.

Beim Eintritt in eines der Schlachthäuser wird man von einer Dame, die durch ihre Körperfülle die Größe des Unternehmens wie des Gewinnes gut darstellt, mit Fleischerzeugnissen bewirtet, wobei sie über deren Nahrhaftigkeit erzählt. Als sie dann aber Wurst herumreichte, lähmte der Trieb der Selbsterhaltung meinen Arm. Seitdem mir ein Fleischergeselle in Pittsburg die Geheimnisse seiner Wurstküche enthüllt hat, stehe ich in den Reihen der leidenschaftlichen Wurstfeinde.

Die tierischen Därme stellen in Amerika (und auch anderwärts) eher den Mülleimer der Metzgereien dar. Das Unsagbare, die

Rohſtoffe, wofür der Bürſtenmacher, der Hornwarenfabrikant ſowie der Dungwirtſchaft betreibende Bauer gute Verwendung hätten, wird mit fragwürdigen Fleiſchreſten vermiſcht in Därme verſtaut. Das Erzeugnis wird dann mit einem entſprechenden Namen, zum Beiſpiel: „Frankfurter mit Sauerkraut“ in den Handel gebracht. Der deutſche Name überwindet nun zwar gar manches, aber er iſt doch nicht heilwirkend genug, Erdbeben und Verſandungen in dem ſonſt urkräftigen Speiſebecken der „beſten Raſſe auf Gottes Erde“ zu verhüten. Wenn dann dieſe „Frankfurter“ in den Eingeweiden der guten Bürger lebendig werden, fluchen ſie reichlich über das „damned German meal“ (verdammte deutſche Mahlzeit). Deswegen aber ſollte ihnen niemand gram ſein, ſelbſt nicht der Sohn der guten Stadt Frankfurt, mit deren Namen hier ſo ſchändlich Mißbrauch getrieben wird. Man ſollte ſie bemitleiden und ihnen guten Appetit wünſchen. Denn beides, beſonders guten Appetit, haben ſie dringend, ſehr dringend nötig.

*

Vierzehn Meilen von Chikago liegen die Pullmanwerke. Die Bedeutung dieſer Fabriken für Eiſenbahnwagen iſt hinlänglich bekannt. Schon in weiter Entfernung erblickt man die Anlagen, die mit Turm und Mauer an eine Fronfeſte gemahnen. Das ſind ſie wohl auch; ſie werden eine Hochburg des „Benevolent Feudalism“, des wohltätigen Feudalismus, genannt.

In der Kanzlei wurde mir für die Beſichtigung der Werke ein Führer angeboten. Ich lehnte ihn dankend ab, da ich ſelbſt im Fache etwas befliſſen ſei. So durfte ich allein ziehen. Oder auch nicht? Bei jedem Austritt aus einer Werkſtatt kam es mir vor, als wenn in artiger Entfernung ein Schatten folge. Die Arbeiter wollte ich in der Fabrik nicht um Auskunft angehen, um nicht gegen die auf der Durchlaßkarte ausgedrückte Bitte, nicht bei den Arbeitern, ſondern bei der Verwaltung Auskunft zu ſuchen, zu verſtoßen. Über die techniſche Einrichtung dieſer Rieſenbetriebe wage ich nichts zu ſagen. Die Werkſtätten waren durchgehends ſauber und gut gelüftet; ſie könnten damit mancher unſerer deutſchen Eiſenbahnwerkſtätten zum Vorbild dienen. Zur Mittagszeit ſuchte ich mich außerhalb des Fabrikzauns einigen Arbeitern zu nähern. Nahezu umſonſt. Entweder hatten ſie keine Zeit, oder waren mißtrauiſch, oder ſie waren der engliſchen Sprache nicht mächtig. Daß viel fremdſprachige Arbeiter in der Fabrik beſchäftigt ſind, bezeigte neben anderem die in ſechs Sprachen gehaltene Bekanntmachung, daß engliſcher Unterricht unentgeltlich gegeben werde.

Die Pullman City (Pullmanſtadt) iſt im Jahre 1881 von George Pullman erbaut worden. Sie ſollte eine Muſterſtadt werden. Das iſt ſie auch — für den Unternehmer. Die Ein- und Zweifamilienhäuſer alleſamt ſchlichte Backſteinbauten. Kein Aushängeſchild, keine Unebenmäßigkeit entdeckt das Auge. Die verſchämte Tafel einer Hebamme zeigt, daß die Lohnſklaven auch hier für Nachwuchs für ihre Herren ſorgen. Läden, Bank, Bibliothek und Speiſehaus ſind in einem Hauptgebäude, der Arkade, untergebracht. Das Florence Hotel iſt, ſoweit zu ſehen war, die einzige Bierſchankſtelle. Darin wird ein Stoff verzapft, der den Freunden der vollſtändigen Enthaltſamkeit gute Dienſte leiſten kann.

Alle Fabrikarbeiter ſowie die Ärzte, Geiſtlichen, Leichenbeſtatter uſw., kurz alle 20000 Einwohner, ſtehen im Brote, leben von der Gnade der Pullmangeſellſchaft. Alles arbeitet für ſie, wohnt, ißt und ſtirbt bei ihr. Für etwaige Spargroſchen iſt eine Bank errichtet. Kein unabhängiger Mann, geſchweige denn ein ſozialiſtiſcher Werber kann ſich in dieſer Muſterſtadt einniſten. Seit dem großen Ausſtand des Jahres 1894 hört man nichts mehr von Kampfesſtimmung unter den Pullmanarbeitern. Regierung für das Volk, wenn es den Gewinn erhöht! Das iſt der Wahlſpruch des wohltätigen Feudalismus.

# St. Louis.

Wie konnte ich nur jemals die Absicht gehegt haben, in Chikago Arbeit zu suchen! Nachdem ich es kreuz und quer durchstreift hatte, wußte ich weiter nichts zu sagen als: nur schleunigst wieder fort. Hier hätte ich nicht tot, geschweige lebendig sein mögen. Das kapitalistische Zeitalter heulte mir da doch zu häßlich, zu abstoßend. Jede Stunde länger in der „windigen Stadt" deuchte mich vollständig nutzlos vergeudete Zeit. So dampfte ich spät nachts mit der Altonbahn weiter westwärts, nach St. Louis, wo ich in aller Herrgottsfrühe ankam. In der „deutschen Stadt" am Mississippi sollte mindestens 4 Monate Rast gemacht werden, um das geistige wie das Taschenvermögen so zu vergrößern, wie es die große Reise bis an das Stille Weltmeer erheischte. Der Plan war sicherlich nicht übel, schade nur, daß ihn die Moskitos (Giftfliegen) verdarben. Die Malaria brachte mich körperlich derart herunter, daß ich zur Fabrikarbeit untauglich war. Die mehrmonatige Muße wurde zum regelmäßigen Besuch der McKinley-Hochschule verwendet.

Am dritten Morgen nach meiner Ankunft, gerade als ich losgehen wollte, den St. Louiser Fabrikanten mein Dasein wissen zu lassen, fühlte ich eine bleierne Schwere in allen Gliedern. Außen fror ich, innerlich eine höllische Hitze. Der herbeigerufene Arzt erklärte: schwere Malaria; zwei Wochen dauere es mindestens, bis das Gift unschädlich gemacht sei, das mir die Moskitos unverlangt eingestochen hatten. Es sollte aber noch viel länger dauern, bis die Folgen des Gegengiftes beseitigt waren. Schlimm wäre ja die Geschichte dennoch nicht gewesen, wäre sie mir nicht schrecklich durch Dollar und Cent gegangen. Ich nahm mir vor, bei einer späteren Reise Malaria, Unfälle, Todschlag sowie andere Zeitversäumnisse zu berücksichtigen.

*

Wenn mir die Unannehmlichkeiten des mehrwöchigen Krankenlagers wenig zum Bewußtsein gekommen sind, so ist es hauptsächlich der treuen Seele zu verdanken, die vor etwa einem Vierteljahrhundert in einem schweizerischen Bergdorf auf den Namen Gottlieb Lüdi getauft wurde. Er wartete seinen fiebernden Pflegling

mit der Geduld eines Moslems. Hilfsbereit, wie ein guter Samariter, eilte er bei Nacht und Nebel auf die Suche nach Eiswaffer und andern Löfchmitteln.

Ich hatte den wackern Eidgenoffen in der Neujorker Public School kennen gelernt. Was ihn mir befonders anziehend machte, war feine nüchterne, nicht durch Patriotismus getrübte Beurteilung der Verhältniffe feines Vaterlandes. Die pharifäifchen Redensarten der fchweizerifchen Schützenfeftredner verfpottete er noch kräftiger als irgend ein anderer. In der Schule wurde er kurzerhand zu den Deutfchen gezählt. Herrgott, wie hätte ein fchweizerifcher Nationalturner oder ein Held im „Hofelupf" über die „Erniedrigung" zum „chaibe Schwob" gewütet! Nicht fo der kluge Metzgergefell. Er wie feine Schulkameraden mochten wie C. F. Meyer denken:

> Unfinn, daß ihr euch täglich reizt und rauft,
> Landsknecht' und Schweizer! Beide deutfch getauft.

Im englifchen Sprachunterricht hatte der fchweizerifche Metzgergefell faft ebenfowenig Glück wie mit feinen amerikanifchen Arbeitgebern. Daran war er natürlich nicht fchuld. Was konnte er dafür, daß die „Väter der Republik" nicht eine Landesfprache von der Leichterlernbarkeit des prächtigen „Schwyzerdütfch" gewählt hatten? Und warum gibt es in den Vereinigten Staaten keine urchigen Metzgermeifter, fondern bloß vom Truft abhängige Fleifchverkäufer? So blieb dem biederen Eidgenoffen nicht viel anderes übrig, als in den Beruf einzutreten, den fchon Taufende von feinesgleichen ergriffen hatten, worin fchon mancher Tunichtgut von einem europäifchen Bürgerfohn feinen Ruf als nützliches Glied der menfchlichen Gefellfchaft begründet hatte: er wurde Lunchman.

Unfer Möchte-gern-Lunchman ging mit viel Arbeitsluft und noch mehr Gutmütigkeit auf die Umfchau. Daß ihm diefe fchönen Eigenfchaften von den Neujorker Barkeepers viel Anerkennung eingetragen hätten, konnte nun nicht gerade behauptet werden. Im Gegenteil. Noch ehe er fich den neuen Arbeitsplatz richtig angefehen hatte, bekam er fchon häßliche Worte zu hören. Die Budiker bekrittelten, daß er Käfe auffchneide, anftatt die Spucktröge zu reinigen, wie fie ihm geheißen zu haben behaupteten; oder daß fein Mangel an Augenmaß beim Zufchneiden der Fleifchmahlzeiten den Bankrott in einer Woche herbeiführe, oder daß er das Brathuhn eine Viertelftunde zu lange am Spieß laffe. Ob diefe Vorwürfe nun berechtigt waren oder nicht, jedenfalls wurden fie lächerlicher Winzigkeiten halber gemacht. Immerhin, folche Kleinigkeiten fpielten im Berufsleben unferes Lunchman eine bedeutungs-

volle Rolle. Er war von Haus aus friedliebender Natur und konnte keine Freude finden an harthölzigen Unterhaltungen mit ſo rohen Menſchen, wie die Neujorker Budiker bekanntlich ſind. Da er auch klug war, rollte er ſeine Schnitzmeſſer in die Schürze und huſchte kurz vor der geſchäftigen Mittagsſtunde durch die Tür, ohne immer daran zu denken, daß er für die getane Arbeit ſelbſt von dem widerwärtigſten Budiker einen Händedruck mit metalliſchem Beigeſchmack fordern könne. Eine Stunde ſpäter ſtand er wieder bei dem Stellenvermittler, den er am Morgen mit der Empfehlung für einen „fine job“ hoffnungsvoll verlaſſen hatte.

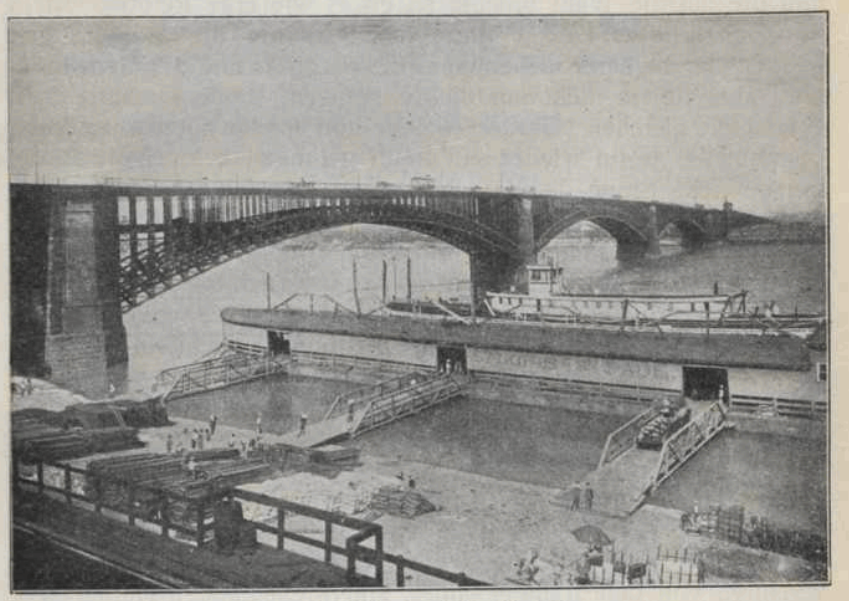
Die Neujorker Stellenvermittler haben nie einen beſſern Kunden gehabt als Miſter Gottlieb. Bei einigen ſtand er als Lunchman, Koch, Hausknecht und Küchengehilfe zugleich im Buch. Sie freuten ſich immer, ihm — gegen gute Bezahlung natürlich — einen „fine job“ in dieſen ehrenwerten Berufen nachweiſen zu können, und freuten ſich noch mehr, wenn er einige Stunden ſpäter wiederkam mit dem Wunſche nach einem noch feineren Arbeitsplatz. Ein ſtändiger Stellenwechſel iſt gewiß nicht angenehm, immerhin, er brachte unſerem Metzgergeſellen gewichtige Vorteile. In jedem Arbeitsplatz erhöhte er ſeinen engliſchen Wortſchatz um einige Einheiten, nach jeder Kündigung wußte er einen Geſchäftskniff mehr. In kurzen Wochen hatte er ſich eine fabelhafte Ortskenntnis erworben. Das Neujorker Straßenverzeichnis kannte er bald auswendig; von vielen Saloons der Rieſenſtadt wußte er ihre Geſchichte; bei einer nicht knappen Zahl war er imſtande, in ſtockdunkler Nacht die Kümmelflaſchen und Bratpfannen zu finden.

Zweimal entſchloß er ſich, der undankbaren Stadt ſeine Arbeitskraft zu entziehen. Ein Stellenvermittler hatte ihm einen Platz weit oben im Staate nachgewieſen, dann ein anderer einen weit unten in Florida. Mit großen Hoffnungen auf Reichtum zog er von dannen. Bald aber kam er wieder in meine Klauſe am Proſpect Place. Somit mußten die Gaſtwirte oder Hotelbeſitzer im Süden wie im Norden des weiten Landes ſeine Kochkunſt nicht zu würdigen verſtehen.

Er hat das Einwandererelend bis zur Neige gekoſtet. Streng genommen, iſt für Einwanderer die Arbeitsſuche in der neuen Welt nicht bitterer als in der alten. Gleichen Schwierigkeiten begegnet der Zugewanderte oder der, der in einen andern Beruf übergehen will, in jeder europäiſchen Großſtadt. Was die Lage in Amerika verzweifelter ſcheinen läßt, iſt die neue Umwelt: losgelöſt von dem Boden der Heimat, ohne mitfühlende Menſchen, denen das Leid geklagt werden kann, eine andere Luft, ungewohnte Nahrung, eine fremde Sprache — alles wirkt zuſammen, das Herz ſchwer

und den Mut ſchwächer zu machen. Meines Freundes Lage unterſchied ſich von der meinigen keinen Deut, nur fehlte ihm der philoſophiſche Gleichmut, der über den kleinen Sorgen des Alltags die ſchöne Zukunft, die „Chance", die das Goldland Amerika für jeden Proletarier haben ſoll, nicht vergeſſen läßt.

In Pittsburg erſchreckte er mich eines Tages in aller Herrgottsfrühe mit ſeinem Beſuch. Von Neujork aus habe er eine Stelle als Gemüſekoch in einem Pittsburger Hotel nachgewieſen erhalten;



Der Miſſiſſippi mit Eadsbrücke.

der Arbeitgeber habe die Reiſe bezahlt. Er wolle aber lieber gar nicht erſt in das Hotel gehen, weil man dort für ſeine Gemüſekocherei ja doch kein Verſtändnis habe; der Boß müſſe ſich dann bloß über ihn ärgern, was er nicht liebe. Darauf wußte ich weiter nichts zu ſagen als ſeine Menſchenfreundlichkeit loben. (Die Pittsburger Magenärzte hatten ohnedies genug zu tun.)

Von Pittsburg nach St. Louis reiſten wir zuſammen. Dann fuhr ich allein nach St. Franzisko weiter. Er kam aber bald nach. Am Goldenen Tor begann endlich auch für ihn die amerikaniſche Sonne freundlich zu ſcheinen. Er fand gleich gut bezahlte Stellung. Als ich durchs Goldene Tor japanwärts weiterſegelte, winkte ich wehmütig hinüber zum Cliff Houſe, wo der liebe Eidgenoſſe unſchuldiges Federvieh am Bratſpieß drehte.

Die Geſchichte St. Louis' birgt viele dunkle Kapitel. Die Stadt hat den traurigen Ruf, eine der korrupteſten Städte der Vereinigten Staaten zu ſein. Dieſen Namen erhielt ſie weniger wegen der Größe der öffentlichen Diebſtähle — denn darin ſind Neujork und Philadelphia nicht zu ſchlagen — ſondern eher weil ihre Bevölkerung den Diebſtahl durch Untätigkeit unterſtützte. In anderen Städten hörte man nach Aufplatzen der Eiterbeulen doch wenigſtens für kurze Zeit das öffentliche Gewiſſen ſchlagen und die nächſte Wahl brachte so etwas wie eine Reform. Nicht ſo in St. Louis. Deſſen Bürgerſchaft kannte die langfingrigen Inſaſſen der beiden Kaſchemmen, des Stadtrats und des Gemeinderats, aber ſie tat nicht nur nichts dagegen, ſondern wählte fortgeſetzt die gleichen „Grafter" wieder und ſpaßte noch über deren „Smartneß", wenn wieder ein Raub gelungen war. Sie ließ die ſpitzbübiſche Sippe dann noch im Amt, als ſie ſchon zum Teil angeklagt, ja ſelbſt verurteilt worden war. Die Gewiſſenloſigkeit der Bürgerſchaft dieſer Stadt war einfach beiſpiellos: die Bürgerſchaft war mit der an ihr vollzogenen Ausraubung einverſtanden und beſtätigte das am Stimmkaſten. Anderwärts vollzogen die Vertreter des Volkes die Raubzüge bei dunkler Nacht, in St. Louis am hellen Tage; dort ohne Anrufung der Hilfe Gottes, hier mit inbrünſtigem Gebet. Doppelt genietet hält beſſer: der Boß (Parteihäuptling) Butler betete, nachdem er die Beſtechungsgelder in Sicherheit gebracht hatte, daß die Geſetzesvorlage, wofür er beſtochen, glatt durchgehe. Die Erwählten des Volkes waren „vollſtändig unfähig, die Bedeutung einer geſetzlichen Maßnahme zu verſtehen". Anderſeits aber waren ſie in einem „Combine" ſtraff vereinigt, von dem Irländer Butler, einem ehemaligen Huffchmied, gut geführt und ſtreng gehalten.

Wie in vielen andern amerikaniſchen Städten, ſo wurden auch in St. Louis alle Gelegenheiten zur Bereicherung benutzt: Die Beamten ſtellten Erlaubnisſcheine aus und ſchoben den Erlös in die eigene Taſche. Der Inhalt der Stadtkaſſe wurde gegen Zinſen ausgeliehen, die ihren Weg in Privatbeutel fanden. Die ſtädtiſchen Fuhrwerke wurden von den Verwandten der Beamten als Eigentum betrachtet. Die Rechnungen der Armenverwaltung wieſen Ausgaben für franzöſiſche Weine und leckere Speiſen auf, während die Stadtarmen elend lebten. Dem einen Stadtrat wurde die Lieferung der Lebensmittel, dem andern die der Arznei zugeſchanzt. So was kommt, wie geſagt, in vielen amerikaniſchen Städten vor und hierin machte St. Louis keine Ausnahme. Worin es aber die andern Gemeinden übertraf, war, daß es ein beſonderes Verzeichnis

hatte, das die Summen beſtimmte, die an Stadtväter oder Beamte zu zahlen waren, ehe eine Abſtimmung vorgenommen oder eine Erlaubnis gegeben wurde. Es mußte gezahlt werden für die Begünſtigung oder für die Befehdung einer Geſetzesvorlage oder für die Enthaltung bei der Abſtimmung. Abgeſehen von geringen Ausnahmen, wurde „weder etwas bewilligt und eine Erlaubnis gegeben, ohne daß den Stadtvätern der Beutel gefüllt werden mußte". Durch die Preisliſte wurde der Diebsbande ein regelmäßiges, hohes Einkommen ſichergeſtellt.

Die ſchwärzeſten Jahre waren 1898, 1899 und 1900. Ausländiſche Geſellſchaften erſchienen zur Teilnahme an der Ausraubung der Stadt. Gerechtſame, die nach Millionen zu bewerten ſind, wurden bewilligt, ohne daß dafür für die Stadt etwas Gleichwertiges gefordert worden wäre. Die ſtädtiſche Lohnliſte wies mehr als je zuvor Namen von nichtbeſtehenden Perſonen auf, öffentliche Arbeiten wurden noch mehr vernachläſſigt und das dafür beſtimmte Geld wanderte in die Säcke der Gemeinderäte.

Nur ein paar Beiſpiele: Während der Amtstätigkeit des Bürgermeiſters Ziegenhein blieb die Stadt wochenlang in Dunkelheit, weil die Beſtechungsſumme (175000 Dollar), die die Stadtväter für die Genehmigung des Beleuchtungsvertrages verlangten, noch nicht geliefert worden war. Die über den Lichtmangel klagenden Bürger wies ihr Oberhaupt mit den Worten ab: „Geht zum Mond!" Im Gemeinderat eröffnete der Präſident die Sitzung ungefähr ſo: „Gentlemen, vor uns liegt die (ſagen wir) Straßenbahnvorlage. Wieviel ſollen wir dafür verlangen?" Die Vorſchläge ſchwanken zwiſchen 40000 und 100000 Dollar. Die mittlere Summe wird gefordert und verteilt; der Diebshäuptling erhält die Hauptſache, ſeine Geſellen den Reſt zu ungleichen Teilen. Aus den Diebsgeſchäftchen entſprangen gar oft Zerwürfniſſe, gegenſeitiges Bekämpfen mit Revolvergeklirr, das durch Verſtändigung ſchließlich in Händegeſchüttel gewandelt wurde. 1898 bewarben ſich zwei Geſellſchaften um Bahngerechtigkeiten. Die eine ſpendete 250000 Dollar an die Stadtväter, die andere nur 115000. Die erſtere erhielt die Genehmigung ihres Geſuchs. Bei dieſer Gelegenheit (Central Traction) hatten Stadtväter, um ſicher zu gehen, von beiden Geſellſchaften Beſtechungsgelder angenommen. Da ſie aber nur für eine ſtimmen konnten, ſo gab es dann noch Klagen über „Unehrlichkeit" und auf Herausgabe der Silberlinge.

Ein großer Gedanke kam von Philadelphia. Dort hatten die Stadtväter das Gemeindegaswerk an eine Geſellſchaft verhandelt, dem bald das Waſſerwerk folgen ſollte. So etwas glaubten die

St. Louiſer Stadtväter mindeſtens auch fertig zu bringen. Sie ſuchten einen Käufer für das Waſſerwerk. Vierzig Millionen war es wert, für fünfzehn wollten ſie es losſchlagen. Eine Million verlangten ſie als „Vermittlungsgebühren“. Noch weiter ging man. Die ſtädtiſchen Beſitzungen wurden für den Verkauf aufgenommen. Dazu konnte es glücklicherweiſe nicht kommen; ein Zufall verhinderte es, vorderhand wenigſtens. Dieſer Zufall hieß Folk.

Folk wurde wider ſeinen Willen von den diebiſchen Politikanten als Bezirksanwalt gewählt. Er ſagte, er wolle ſeine Pflicht tun. Selbſtverſtändlich! zwinkerten ihm die Diebsgeſellen verſtändnisinnig zu. Und er tat ſeine Pflicht, nur in etwas anderer Weiſe, als es ſeine Begünſtiger erwartet hatten. Er ſtellte die Stadtväter unter Anklage, ja ſelbſt die Wahlſchwindler, die ihn ins Amt „gezählt“ hatten. Darob Beſtürzung in den „beſten Kreiſen“, Drohungen, Bitten, Beſuche und Rückenkehrung. Alles umſonſt. Er verfolgte die Diebe, brachte ſie vors Gericht, ſelbſt zur Verurteilung, aber keinen ins Gefängnis. Einige entzogen ſich durch die Flucht, für die anderen beſorgte das höhere Gericht die Aufhebung des Urteils.

Folk wurde dann als Statthalter für den Staat Miſſouri gewählt. Dem öffentlichen Diebſtahl iſt kaum Abbruch getan worden. Folk war ein Zufall, und ebenſo war es ſein (anfänglicher) Erfolg in der Verfolgung der diebiſchen Stadtväter. Er hatte nur überraſcht. Es wird ſo leicht nicht wieder geſchehen. Wie in den andern Städten, ſo wird ſeitdem auch in St. Louis größere Vorſicht bei der Auswahl der Kandidaten für die Staatsanwaltſchaft uſw. angewandt. Dem Betrug wird eine „ſorgfältigere Organiſation“ gegeben, wird durch eine „formelle Ehrlichkeit“ erſetzt. Jedenfalls gehen Diebſtahl, Beſtechung, Betrug ungeſchwächt weiter. Vielleicht nur etwas mehr verborgen. — Die letzte Zeit ſind von St. Louis größere öffentliche Diebſtähle nicht bekannt geworden, was Schönſeher veranlaßt zu behaupten, es ſei nun frei von beamteten Spitzbuben. Mag ſein, die Frage iſt nur, wie lange?

Traurigerweiſe iſt in den amerikaniſchen Städten mit einem großen Teil Deutſcher das öffentliche Gewiſſen ebenſo verkommen, wenn nicht noch mehr, als in den andern. Damit ſoll nun nicht geſagt werden, daß ſich die Mehrzahl der Deutſchen in Amerika aus verkommenen Burſchen zuſammenſetzt; wohl aber bedeutet es, daß ſie entweder ihre Bürgerpflichten gröblich vernachläſſigt oder ihren Einfluß auf die öffentlichen Geſchäfte nicht geltend zu machen verſteht. Das letzte ſcheint mir in den meiſten Fällen zuzutreffen. Nach den Urſachen dieſes beſchämenden Zuſtandes braucht nicht tief gegraben zu werden.

# Das deutsche Elend in der neuen Welt.

Gasson sagt, Onkel Sam habe etwa fünfeinhalb Millionen Deutsche in seine Familie aufgenommen und eine sorgfältige Schätzung zeige, daß das Sternenbanner zurzeit über zwölf Millionen Deutsche, Männer, Frauen und Kinder, wehe. Man mag diese Zahlen übertrieben nennen, immerhin, so viel ist gewiß, das Land der Dichter und Denker hat mehr Söhne zu Onkel Sam gesandt, als irgend ein anderes. Und unter den deutschen Auswanderern befanden sich die besten ihrer Rasse und ihrer Klasse und ihrer Zeit.

Diese Tatsache heißt einen fragen, warum die Vereinigten Staaten kein Land mit deutscher Sprache und Kultur geworden sind, oder wenigstens doch, warum der Einfluß der deutschen Masse auf Staat und Gesellschaft so überaus gering war und ist. Wie groß wäre heute das Stimmrecht des deutschen Volkes in der Menschheit, wäre die neue Welt deutsch geworden! Es hat nicht sollen sein. Die deutschen Einwanderer wurden Amerikas Taglöhner, wurden zu seinem Kulturdünger, ohne dafür irgend welche Anerkennung zu finden. Das war weniger die Schuld der deutschen Einwanderer, sondern die Folge des politischen Elends ihrer Heimat. In den Vereinigten Staaten hat das Deutschtum hundertfältig büßen müssen, was die herrschenden Klassen Deutschlands am Volke verbrochen haben.

*

Im Jahre 1682 kamen die ersten Deutschen auf der Concord in Amerika an. Drei Jahre später gründete F. D. Pastorius, eines Brandenburgers Sohn, den deutschen Ort Germantown. Ins Grundbuch der Stadt schrieb er das altbekannte treffliche Wort, das beginnt: „Sei gegrüßt, Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zunächst aus dem Inhalt der ersten Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland ... in freiwilliger Verbannung verlassen haben ...“

Den ersten deutschen Ansiedlern folgten bald viele andere. Gewalttätige Heuchler christlicher Nächstenliebe hatten sie aus dem Vaterland getrieben. Unter ihren fleißigen Händen verwandelte sich

der rauhe Boden der neuen Heimat zu grünenden Gefilden, Kornfelder breiteten ſich aus, Städte begannen zu wachſen. Deutſche Bauern hatten ihre Unabhängigkeitserklärung ſchon entworfen, noch ehe die „Väter des Landes“ daran dachten. Als die Kunde kam, der Streit mit dem engliſchen König könne nur mit dem Schwert gelöſt werden, vertauſchten die deutſchen Bauern Pflug und Hacke mit Säbel und Flinte und kämpften in den vorderſten Reihen gegen das engliſche Joch, geführt von Landsleuten, den Steubens, den Kolbs. Nach dem Krieg gingen ſie wieder heim, die unterbrochene Arbeit fortzuſetzen. Die Verwertung des Sieges wie auch die Formung des neuen Staatsweſens überließen ſie vertrauensſelig andern.

Der Sturmwind, der 1848 über die deutſchen Gaue fegte, trieb neue Scharen von etwas anderem Stoff über das Weltmeer. Gelehrte, Künſtler, Schriftſteller, Arbeiter, die Redner und Soldaten zugleich waren, ſuchten und fanden bei Onkel Sam eine Stätte, wo ſie ihr Haupt hinlegen konnten. Sie hatten daheim für ein freies, einiges Deutſchland geſtritten. Ihr Mißerfolg ließ ſie nicht ruhen. Sie hofften, Zeit oder Gelegenheit werde ſie bald wieder heimrufen zu neuem Waffengang. Darauf bereiteten ſie ſich als gewitzigte Leute vor. Turnvereine ſchoſſen aus dem Boden, Schützenvereine wurden gegründet, dabei auch die geiſtigen Übungen und die Kanonaden — papierene allerdings nur — nicht vergeſſen. Vom Vaterland aber wollte der erwartete Ruf nicht kommen, dafür ertönte einer in Amerika ſelbſt: die Veruneinigten Staaten riefen zum Kampfe gegen die Sklaverei. Die deutſche Jugend in den Turnvereinen ſtrömte ungeteilt dem Sklavenbefreier Lincoln zu; an ihrer Spitze die Achtundvierziger Struve, Hecker, Siegel, Schurz und andere.

Nach dem blutigen Streit zogen ſie wieder heim, die Bauern zu ihrem Feld, die Arbeiter in ihre Werkſtatt. Die deutſche Landsmannſchaft wartete nicht auf den Dank des Vaterlandes, noch erhielt ſie welchen. Sie beſtellte weiter das Feld, baute weiter Straßen, Häuſer, Schulen und Kirchen.

Die Deutſchen dienten Amerika mit Herz, Kopf und Muskel; ſie brachten ihm Theater, Kunſt, Muſik und Geſang; ſie lehrten ihm Philoſophie und Aſtrologie; ſie ſchufen ihm Verſuchsanſtalten, Prachtbauten, Brücken und Fabriken. Deutſche Frauen ſchufen die Kindergärten, deutſche Schriftſteller ſchrieben Amerikas Geſchichte, ſie hatten aber keine Zeit oder keine Luſt, ihre eigene Geſchichte, die Geſchichte des Deutſchtums in Amerika, zu ſchreiben. Nur die Deutſchen hätten ſie ſchreiben können, und ſie hätten es kraftvoll tun müſſen. Für dieſe Aufgabe wäre kein Preis zu hoch geweſen. Da ſie es unterließen, mußte der Ruhmeskranz des

Deutſchtums ungeflochten bleiben. So ſind die Erinnerungen an die Deutſchen, die für Amerika gearbeitet und gelitten haben, der Vergeſſenheit anheimgefallen. Ihre Namen ſind untergegangen in dem Völkerbrei; im großen Buche der Öffentlichkeit und in den Schulbüchern ſind ſie nicht verzeichnet. Das amerikaniſche Volk weiß nichts von dem Kulturwerk der deutſchen Einwanderer; ſie waren und ſind die „damned Dutchmen".

So wenig wie in der Geſchichte, ſind im politiſchen Leben Amerikas Denkmäler von guten Taten oder von dem Einfluß der Deutſchen zu finden. Dieſer Mangel ärgert in einem demokratiſchen Staat viel mehr als in einem autokratiſchen. Die Söhne des klerikalen Irland waren da bedeutend glücklicher.

Da den Irländern durch Vorenthaltung der Home Rule (Selbſtregierung) verwehrt iſt, daheim der Welt in großem Maßſtab zu zeigen, welch reaktionärer Taten ſie fähig ſind, beſetzen ſie in den Vereinigten Staaten die Stellen vom Poliziſten aufwärts, und betätigen ihre mitgebrachten Fähigkeiten ſehr oft zum großen Schrecken der Leute für „gute Regierung". Der religiöſe Kitt kommt ihnen dabei gut zuſtatten. Die Irländer ſind ſich in dem langen Kampfe gegen England bewußt geworden, welch mächtiger Hebel die politiſche Betätigung iſt. Und ſie ſetzen ihn im demokratiſchen Amerika kräftig an, beeinflußten Staat, Stadt und Geſellſchaft in ihrem Sinn.

Nicht ſo die Deutſchen. Abgeſehen von Karl Schurz hat keiner von ihnen in oberen Stellen der Staatsverwaltung Fuß gefaßt. Der deutſche Michel hat ſelbſt, als er noch in voller Körperfülle ſtand, die mit ſeinem Namen verknüpften Eigenſchaften nicht geltend zu machen verſtanden. Das hat ſeine guten Gründe.

Zu einer großen Bewegung in einem demokratiſchen Staat gehört, um das Gewicht der Zahl ſpielen zu laſſen, zunächſt politiſche Schulung, dann Einheitlichkeit im Handeln. Gerade daran gebrach (und gebricht) es der deutſchen Landsmannſchaft. Sie kam aus einem autokratiſchen oder ſcheinkonſtitutionellen Staat. Politiſche Erziehung hatte ſie nicht, konnte ſie nicht haben, weil daheim im Vaterland die machthabende Kaſte es als ihre Hauptaufgabe betrachtete, das Volk vom politiſchen Leben, von der Teilnahme an der Regierung, fernzuhalten. Auf amerikaniſchen Boden, in einen demokratiſchen Staat verſetzt, pflegten die Deutſchen die daheim aufgezwungene Untätigkeit freiwillig weiter. Sie mochten ihre politiſche Unbildung fühlen, aber ſie beſeitigen, verſtanden ſie nicht. So gering auch die politiſchen Fähigkeiten der Angelſachſen ſein mochten, ſie waren immer noch um ein Bedeutendes größer als die der Deutſchen. Unbeholfen, unerfahren wie ſie waren

mußten sie in der Politik die Führung den gewandteren Irländern und Engländern überlassen. Sie zogen sich auf ihre Vereinsmeierei zurück, sangen und kegelten, daß die Erde bebte, kühlten die dabei heiß gewordenen Kehlen reichlich mit dem lieben braunen Naß. Der Abwechselung halber befehdeten sie sich untereinander. Am Wahltag standen sie dann da, wie der Esel zwischen den Heubündeln; die einen folgten dem demokratischen Rattenfänger, die andern dem republikanischen Possenreißer. Das nächste Mal machten sie es vielleicht umgekehrt.

In Neujork schwänzelt ein guter Teil der Deutschen hinter der verkommensten aller Sippen, die die Welt jemals gesehen hat, hinter der (von klerikalen Irländern geleiteten) Tammany Hall einher. Zwar nicht immer. Die Gefolgschaft wird bestimmt von dem Preis, der den Führern gezahlt und deren Anhängerschaft — versprochen wird. Nur wenn die Geschäftspolitiker „Prohibition" (Verbot des Bierverkaufs am Sonntag) blasen, erheben sich die wackern Germanen einhellig. Den Furor teutonicus (deutsche Kampfeswut) hat jeder Rattenfänger für sich, sofern er die Trinkfreiheit hochzuhalten verspricht. Wieviel Deutschamerikaner stimmen nicht gegen den, der die Trinkfreiheit antastet? Die Masse, die sich durch solche Taschenspielerstückchen ködern läßt, schaltet sich als politische Kraft aus.

Einer derart zerfahrenen und politisch unfähigen Gesellschaft kann im besten Falle nur Mitleid, aber niemals Achtung werden. Ihre Beschaffenheit verbürgt die Unmöglichkeit, sich Gehör und Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten zu erzwingen. Die Hemdsärmelpolitiker benützen den unbeholfenen deutschen Michel als Stimmvieh, den Lohn versprechen sie ihm morgen auszuzahlen. So war es immer, so ist es noch heute.

*

Um das Elend des Deutschtums zu beseitigen, wurde am 6. Oktober 1901 der deutschamerikanische Nationalbund gegründet. Laut Satzung will er das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprungs wecken und fördern, freundschaftliche Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland anbahnen. Er empfiehlt eine allgemeinere Einführung der deutschen Sprache sowie zweckdienlicheren Turnunterricht in den öffentlichen Schulen und anderes mehr. Politik will er aber nicht treiben. Wie er ohne politische Tätigkeit seine Forderungen durchsetzen will, bleibt ein plattes Rätsel.

Den Rückgang des Deutschtums in Amerika kann nun zwar der Bund ebensowenig aufhalten wie eine Bretterplanke den

Sonnenuntergang. Immerhin verdienen seine Bestrebungen die Anerkennung jedes Deutschen, auch wenn er nicht engbrüstig patriotisch veranlagt ist.

Viel weniger nützlich, ja sogar gefährlich, kann der Zentralverband deutscher Veteranen- und Kriegerbünde Nordamerikas werden. Diese Art von einer deutschen Vereinigung will „das geschlossene Ganze aller deutschen Kriegervereine der Vereinigten Staaten" sein mit dem Zweck, überall in Amerika „das Gefühl der echten deutschen Kameradschaft und der stolzen einstigen Waffenbrüderschaft in Deutschlands tüchtigem Volksheere kräftigst zu heben und zu fördern". Der Verband erfreut sich vollster Gunstbezeugungen der höchsten Stellen in Deutschland. Das Band zwischen „hüben und drüben" wird gestärkt durch Geschenke zu Fahnenweihen, Begrüßungsschreiben usw. Der Kriegerverein in Chikago zum Beispiel erhielt vom deutschen Kaiser eine Fahne mit der Inschrift: „Mit Gott für Kaiser und Reich", der Verein entbot dafür dem Kaiser seinen „ehrerbietigsten Gruß".

Diese Art der Betätigung der deutschen Treue begleiten die amtlichen Stellen Amerikas mit entsprechendem Verständnis und Aufmerksamkeit. Als Prinz Heinrich seine Reise durch Amerika machte, war die Bundesgeheimpolizei in voller Wachsamkeit. Der Prinz hatte den Neujorker Hafen kaum verlassen, als der deutsche Gesandte v. Holleben seine Pässe erhielt mit der Weisung, binnen 48 Stunden zu verschwinden.

Glücklicherweise nehmen die amtlichen Kreise Amerikas die Kriegervereinsmeierei in den letzten Jahren nicht mehr so ernst. Nur ein ausgemachter Narr wird von den ehemaligen Waffenbrüdern im Kriegsfall Hilfe für Deutschland erwarten. Die große Mehrzahl der Mitglieder des Kriegerverbandes sind harmlose Gesellen, die in der Vereinsspielerei nichts als eine Gelegenheit zum Zeitvertreib sehen. Allerdings sind unter ihnen arge Schreihälse, die zur Ausübung ihrer Tätigkeit durch Geschäftsvorteil bestimmt werden. Sollten aber diese Heißsporne je einmal von ihrer Kinderei zum blutigen Ernst übergehen, sie würden durch ein über ihrer Haustür hängendes Hindernis für alle Zukunft am Atmen gehindert werden. Noch mehr. Ihre eigenen, in Amerika aufgewachsenen Söhne würden sich ohne Zaudern gegen sie auflehnen. Im Ernstfall werden die Amerikaner gegen die Sache, der sie bislang bloß Spott entgegenbrachten, ernstere, durchschlagkräftige Gründe anwenden.

Das Deutschtum in Amerika ist unrettbar dem Untergang verfallen. Seinen Grabesgang könnten Kriegsvereinler und sonstige Geschäftspatrioten nicht aufhalten, selbst wenn sie ihren hoch-

tönenden Verkündigungen ernſte Taten folgen ließen. Ihre Feſtredner predigen wohl der Landsmannſchaft die Hochhaltung deutſcher Treue und deutſcher Sprache, während ſie ſelbſt ſich dieſer Pflicht nicht unterworfen glauben.

Was heute aus bürgerlichen Kreiſen noch nach Amerika kommt, will Geld anhäufen. Die Zeit bis zur Bürgerwerdung (fünf Jahre) dauert vielen zu lange; ſie gehaben ſich amerikaniſch unter den Yankees und, wenn es das Geſchäft verlangt, deutſch unter den Deutſchen. Ihr rundes Bäuchlein und die volle Taſche lehren ihnen die Vorteile Amerikas.

Was von den Arbeitern heute noch Brauchbares über das Weltmeer zieht, bekennt ſich zum Sozialismus. Dieſe Arbeiter glauben ihr Heimatland am beſten zu ehren, indem ſie in deutſcher Treue zu ihren Klaſſengenoſſen ſtehen, indem ſie deutſche Gründlichkeit in der Organiſation des Proletariats entwickeln, deutſche Ehrlichkeit und Geſittung in ihren Blättern und durch ihre politiſche Tätigkeit zeigen. So glauben ſie dem deutſchen Namen neuen Ruhm und tieferen Klang zu geben, damit er fortklinge von Geſchlecht zu Geſchlecht.

*

Nun machen Kriegervereinler und Geſchäftspatrioten nicht die ganze Landsmannſchaft aus. Neben ihnen gibt es noch eine Maſſe bürgerliche Leute, die gleich den ſozialiſtiſchen Arbeitern das Feuer der deutſchen Kultur auf amerikaniſchem Boden nähren. Die einen ſchöpfen den Sauerſtoff aus dem Born der klaſſiſchen Literatur, die andern erhalten ihn tagtäglich durch die ſozialiſtiſchen Schriften. Sie folgen ihrem Drang, ohne Hoffnung auf Erfolg zu haben. Auch wenn ſie zahlreicher wären und ſich hundertmal eifriger betätigten, ſie könnten den Untergang der deutſchen Kultur und Sprache im Lande ihrer Wahl nicht aufhalten.

Der zahlenmäßige Niedergang des Deutſchtums in Amerika wird durch natürliche Urſachen, durch Rückgang der Einwanderung, beſtimmt. Wo der Tod eine Lücke reißt, tritt zumeiſt kein Erſatzmann ein. Das fühlen die deutſchen Zeitungen am beſten. Jeder Todesfall bedeutet für ſie den kaum wieder einzubringenden Verluſt eines Beſtellers. Der Verluſt müßte und kann nur durch den deutſchen Nachwuchs ausgeglichen werden. Dieſer aber zeigt dazu auch nicht die geringſte Neigung. Er ſteht der Sitte und Sprache der Väter mit vollſtändiger Gleichgültigkeit gegenüber, eine Gleichgültigkeit, die vielfach umſchlägt in Feindſchaft gegen alles Deutſche.

Die ſchnelle Amerikaniſierung, um nicht zu ſagen Überamerikaniſierung des Einwanderernachwuchſes iſt eine unbeſtrittene Tatſache. Sie iſt zwar auch bei den Einwanderern der andern Nationen vorhanden, jedoch lange nicht in derart auffälligem Maße. Selbſt wenn die Kinder ihre erſten Jahre in Deutſchland verleben, übertreffen ſie, auf amerikaniſchen Boden geſetzt, bald den Yankee an ſchreiendem Patriotismus und ranzigem Spott über den „Dutch". Hebt irgendwo ein Gekreiſch gegen die Einwanderer an, ſo iſt neun gegen eins zu wetten, daß deutſche Abkömmlinge unter den Schreihälſen ſind.

In Amerika wird das Deutſchtum von ſeiner eigenen Nachkommenſchaft verleugnet, nein, noch mehr, von ihr ins Grab geſchlagen.

Dieſe Tatſache iſt zu beſtürzend und zu betrübend, als daß man wortlos daran vorübergehen könnte. Nach ihren Urſachen haben Angehörige aller Volksſchichten und ſämtlicher politiſchen Richtungen geſucht. Keinem der Forſcher iſt es, ſoweit ich zu ſehen vermag, gelungen, den Urquell des Übels zu entdecken; ſie konnten ihn auch gar nicht entdecken, weil ſie ihn, anſtatt in Europa, in Amerika ſuchten. Die Suche nach Mitteln zur Beſeitigung des Übels war und iſt zwecklos, ſintemalen es dagegen ein Mittel — leider — nicht mehr gibt.

Eine große Bewegung muß, ſoll ſie Kraft und langes Leben haben, von der breiten Volksmaſſe getragen werden. Dieſe ewige Wahrheit gilt ſelbſtverſtändlich auch für das Deutſchtum jenſeits des Weltmeeres. Wäre es von der unteren, der zahlreichſten Schicht der deutſchen Einwanderung, von der Arbeiterſchaft, kräftig unterſtützt worden, es ſtände heute beſſer da. Das war jedoch nicht der Fall. Die Arbeiter ſtanden gleichgültig beiſeite. Wie hätten ſie anders handeln können? Iſt bei ihnen das Verſtändnis für die deutſche Sache geweckt worden? Hat das deutſche Vaterland durch irgend welche Wohltaten Anſpruch auf ihre Zuneigung erworben? Sind ſie in der Heimat mit den Fähigkeiten ausgeſtattet worden, die es bedurfte, um ihre Kinder mit deutſchem Geiſt zu erfüllen? Mit nichten.

Politiſches Elend oder wirtſchaftliche Not trieb die Arbeiter über das weite Meer. Was ihnen der Steuererheber oder der Gerichtsvollzieher von ihrer kärglichen Habe gelaſſen hatte, langte gerade für die Reiſe im Zwiſchendeck. Im Goldlande Amerika kamen ſie mit leeren Händen und vielem Weh in der Bruſt an. Mit dem Vaterland waren ſie fertig. Gewiß ſtellte ſich bei den meiſten bald ein Klemmen in der Bruſt, eine Sehnſucht nach einem Etwas, kurz das Heimweh ein. Allein ein Blick auf die Waſſerwüſte und auf den Barmittelbeſtand drückte es wieder nieder. Dann ließ der Kampf

ums Dasein ohnehin nicht viel Muße zur Beschäftigung mit solchen Gefühlen. Das rauhe Proletarierleben ist ein schlechter Boden für ihre Entfaltung.

Die Not trieb zur Suche nach Arbeit, noch ehe der Mond im neuen Lande einigemal gewechselt hatte. Allzu wählerisch durfte und konnte der Ankömmling nicht sein. Selbst wenn er daheim der besten einer in seinem Fache gewesen, hatte das jetzt zumeist keine Bedeutung. Die Verhältnisse sowie die Sprache mußten erst kennen gelernt werden, ehe mit weniger Bescheidenheit aufgetreten werden konnte. Vor allem wurde Brot gebraucht und auch einige Dollar für neuen Hausrat. Beim Einkauf gab der Yankee keine Vorzugspreise auf Grünhörnlichkeit. Im Gegenteil. Der Fremdling durfte sich nichts verdrießen lassen. Vielleicht seufzte, murrte er, schluckte den Ärger hinunter, aber jedenfalls schanzte er von früh bis spät. So tat seine Frau. Ihre starken Arme, ihre Rüstigkeit und Arbeitslust kamen dem neu errichteten Haushalt gut zustatten. Sie scheuerte, wusch, nähte, wichste, kurz ersetzte einer eingeborenen Familie einen Mann und ein Mädchen für alles für übermäßig geringe Ansprüche.

Und die Kinder? Diese lagen den lieben langen Tag im Luftpark der Armen, auf der Straße. Die Fabrikpfeifen schreckten sie vom harten Lager, das Tageslicht lockte sie heraus aus dem düsteren Heim, der Straßenlärm begleitete sie, eine gute Vorsehung beschützte sie.

Das Einwandererkind gleicht dem Blatt, das der Herbstwind in die Straße weht und weitertreibt. Einsam, fremd, gottverlassen, sucht es und findet bald Spielgenossen. Deren selbstbewußtes Auftreten, ihre Sicherheit im Urteil, fällt der kindlichen Unschuld vom deutschen Lande sofort auf. Ihre Dreistigkeit im Verkehr mit den „Großen" gebietet Achtung. Von ihnen sieht das fremde Kind verteufelt spaßige Kniffe, hört fremde Laute, die begierig nachgeahmt, zu Worten gemacht, zu Sätzen geformt werden. Bald ist ein englischer Wortschatz gesammelt, mit dem nach besten Kräften gewuchert wird. Mit der Sprache ist der Schlüssel gegeben zu dem Schreine, der für Auge und Ohr des fremden Kindes wundersame Dinge birgt.

Frei von der schützenden, leitenden, zwingenden Elternhand, plötzlich, unvorbereitet hineingeworfen in eine fremde, eigenartige Welt, ringt Herz und Kopf des Einwandererkindes, die sturmartig eindringenden Eindrücke zu fassen. Es läßt sich bescheiden, schüchtern an. Bald wird es mit nicht gerade ehrerbietigen Gebärden „Dutch" geheißen. Es vermeidet alles, was ihm als Ursache dieses Spottnamens deucht. Der geschärfte Verstand empfängt von des „Dutchman's Country" (Deutschland) himmeltraurigen Bericht und

viel, sehr viel Wunderbares, einfach unfaßbar Großartiges von dem „herrlichsten Lande", das die Sonne bescheint, von Amerika. Es mag zweifeln, rechten, deuteln, den ungläubigen Thomas spielen, aber nicht lange. Bald sieht es den Jim blanke Nickelstücke für Zigaretten spenden, den Bill Lackschuhe tragen, den John auf Rollschuhen kugeln. Von den Müttern seiner Spielkameraden hört es sagen, daß sie „Fünf-Dollar-Hüte" haben, Ladies sind, die Schwester eine Miß ist, der Vater einen „Vier-Dollar-Job" hat. Und der fein aufgeputzte Parlor mit dem schönen Hausrat ist auch schon bewundert worden. Das Einwandererkind denkt an seine kalte, kahle Häuslichkeit, besieht sich seine windigen Trittlinge, stellt sich seine Mutter als alles andere vor, nur nicht als Lady, und es weiß, daß es selbst niemals einen Groschen besaß. Was Wunder, wenn alle Vergleiche zu seiner Ungunst ausfallen.

Über die Ursachen dieses Standes der Dinge weiß das Kind noch nichts Bestimmtes zu sagen. Aber bald geht's in die Schule. Noch ehe das Abc gelernt, wird gelehrt, daß Amerika das herrlichste, freieste Land ist, wo jeder, auch der Ärmste, Präsident und Millionär werden kann; daß jeder ein freier Bürger ist, während im alten Lande die Menschen nur Knechte der Fürsten sind. Früher, vor vielen Jahren, sei es in Amerika auch so gewesen; aber die Unterdrücker seien davongeschlagen und die „Hessen", die geholfen, getötet worden. Danach sei Freiheit angebrochen, die Gleichheit aller Menschen verkündet und Reichtum über alle gekommen. Das wisse übrigens die ganze Welt, denn von überall kämen Tausende herbeigeströmt, um Schutz und Reichtum unter dem Sternenbanner zu suchen, das über alle schützend wehe. Solch ein edles Banner zu achten, müsse Ehrensache sein, das glückspendende Land zu verteidigen, die heiligste Pflicht. Das wirkt. Das fremde Kind beginnt sich zu schämen, woanders geboren zu sein; es strebt wieder gutzumachen, was andere „verbrochen", und schreit noch begeisterter und lauter dem Lehrer den Schwur nach: I swear Allegiance to the Flag and to the Country for which it stands! (Ich schwöre Treue der Fahne und dem Lande, dessen Abzeichen sie ist.)

Freilich wird den Kindern die wahre Geschichte jener „Hessen" — die von ihrem vielgeliebten Landesvater als Schlachtvieh an den englischen König verschachert worden waren — nicht erzählt, auch nicht, daß die deutschen Bauern in Germantown ihre Unabhängigkeitserklärung schon entworfen, noch ehe die „Väter des Landes" daran dachten; daß die deutschen Turner in der vordersten Reihe gegen die Sklavenhalter des Südens fochten; daß

auf die deutſchen Scharfſchützen in den dunkelſten Stunden des Bürgerkrieges unbedingter Verlaß war. Noch werden Namen wie Steuben, Siegel, Schurz genannt. Dafür aber wird aus Waſhington ein Gott gemacht, aus den „Vätern des Landes“ mindeſtens Halbgötter, und Lincolns Laufbahn wird zur Möglichkeit für jedes Kind.

Der Vater weiß auf die begeiſterten Geſchichten, die ſein Kind von Straße und Schule mitbringt, nicht viel zu erwidern. Wohl mag er ſtille Zweifel an der Herrlichkeit, Gleichheit und Freiheit des Landes ſeiner Wahl hegen. Er erinnert ſich vielleicht, wie ſchwer er bei der Arbeit getrieben wird; daß einer ſeiner Kollegen verunglückte, ſich aber kein mitleidiges Auge nach ihm wendet; daß andere Kollegen ſofort auf die Straße geſetzt wurden, weil ſie einige Sekunden zu ſpät kamen; daß andere keine Arbeit mehr finden können, weil ſie 40 Jahre alt ſind; daß ein Bekannter betteln gehen muß, weil er ſeine Glieder in der Fabrik eingebüßt hat.

Aber wenn er an die Heimat denkt, werden ſeine Gefühle auch nicht roſiger. Hat ſich ihm das Vaterland jemals anders als in der Geſtalt des Unteroffiziers, des Steuererhebers, des Gerichtsvollziehers gezeigt? Kurz nach ſeiner Ankunft in der neuen Welt ging er mit der Hoffnung auf Rat und Hilfe aufs deutſche Konſulat. Hier wurde er mit vielen: Äh! Äh! und: Jibt's nich! oder von einer Feldwebelſchnauze abgewieſen. Damit ward der letzte Faden zerriſſen, der ihn noch mit dem Vaterland verband.

Die neue Heimat mag auch nicht beſſer ſein als die alte, immerhin iſt er jetzt den Polizeigeruch los. Zwiſchen ihm und der preußiſchen Drangſal liegt das Weltmeer. Seine Söhne brauchen nicht ihre beſten Jahre in der Kaſerne zu vergeuden. Das Sümmchen, das ihm bei der Teilerei mit dem Fabrikanten verbleibt, wird nicht noch einmal vom Steuererheber geteilt. Dann braucht er weder Schulgeld zu zahlen noch Leſebücher zu kaufen. Und vor allem: er kann ſich in Amerika doch wenigſtens ſatt eſſen, wenn er Arbeit hat.

So muß ſchon etwas Wahres an den Geſchichten ſeines Sprößlings ſein. Über das Wieviel oder Was zu deuteln, verbieten ihm Zeitmangel und Unkenntnis. Übrigens, wenn er mit ſeinem Jungen anfangen wollte, Vorzüge des Vaterlandes gegen Amerika zu ſieben, würde er nicht weit kommen. Sein in der amerikaniſchen Umwelt gewordener Junge arbeitet ſchlagfertig mit Tatſachen, zieht Vergleiche zwiſchen dem Ergehen ſeiner und anderer Familien, rechnet dem Alten den Unterſchied der Arbeitslöhne hüben und drüben an den Fingern vor und vergißt nicht, auf den fortwährend ſteigenden Zuſtrom von Einwanderern hinzuweiſen.

Ohne Zweifel wird mancher deutsche Vater in diesem Redegefecht mattgesetzt werden ohne überzeugt zu sein. Nach eingehender Prüfung wird sein Gefühl immer noch günstig für das Vaterland abschließen, nur kann er nicht recht erklären, aus welchen Summen sich dieser Überschuß zusammensetzt: seine Bildung erlaubt es nicht, sein Sprachvermögen hat dafür keinen Ausdruck. Von den Werten, die den Ruhm des Volkes der Dichter und Denker ausmachen, hatte er sehr wenig erhalten. Die vaterländische Schule hatte ihm, dem Arbeiterkind, eine Bildung gegeben, die für eine wallachische Stallmagd gerade gereicht hätte. Dieser Mangel war auch nicht kleiner geworden durch Eintrichterung von Bibelsprüchen, Gesangbuchversen und durch Einzelbeschreibung des Jenseits. Die Meisterwerke der deutschen Literatur waren für ihn nicht geschrieben, die Werke der deutschen Kunst für ihn nicht geschaffen, die deutschen Sprachmeister hatten für ihn nicht gesprochen. Das Herz war voll geworden von Sorgen und schattenhaften Erinnerungen, der Kopf entbehrte das für den Lebenskampf Notwendige. Sein Wortschatz der Muttersprache langte gerade, am Familientisch die Sorgen zu erzählen, aber nicht dazu, bei den Kindern ein liebevolles Verständnis für deutsche Kultur und deutsche Sprache zu fördern.

Mit einer so armseligen geistigen Ausrüstung ist gegen Jungen, die sich an den gleißenden Brüsten der Amerikana großgesogen haben, nichts auszurichten. Ihre Überlegenheit fühlen sie bald heraus. Übrigens sehen sie ja, daß der Alte nicht einmal gerade schreiben kann, englisch kann er auch nicht, die Unabhängigkeitserklärung hat er auch nicht gelesen, selbst von den „Hessen" will er nichts gehört haben. Dabei sehen sie, daß es in der eigenen Familie kärglicher zugeht als bei den Eingeborenen, daß sie schon mitarbeiten müssen, wenn die andern Kinder noch auf der Straße tollen. Zu alledem bringen die Sonntagsblätter himmeltraurige Geschichten über des „Dutchman's Country".

Dies alles läßt bei dem Einwandererkind das Bewußtsein keimen und befestigen, daß Amerika das erleuchtetste und beste Land der Welt ist; daß es sich verlohnt, sein Bürger und Verteidiger zu sein.

Es beginnt sich zu schämen, anderswo geboren zu sein; es ärgert sich über den Vater, der in der Wahl seines Geburtslandes jedes Unterscheidungsvermögen missen ließ. Scham und Ärger werden zum Haß gegen alles, was nicht Amerika heißt. Das Verbrechen, das das deutsche Kind in seiner Herkunft sieht, sucht es gutzumachen durch lautes Brüsten mit Amerikas Herrlichkeit. Deutsche Lebensart macht der amerikanischen Platz; mit Ängstlichkeit wird jeder deutsche Laut vermieden. Die Alten sprechen deutsch,

die Kinder antworten engliſch. Auf der Straße wird ein neuer „Dutchman“ mit dem Spott und dem Haß des Abtrünnigen empfangen. Aus dem Hans wird ein John, aus dem Lieschen eine Beſſy. Und wo immer ſich ein patriotiſches Geheul hören läßt, heult der deutſche Nachwuchs am lauteſten mit.

*

In Amerika konnten die Millionen Deutſchen Staat und Geſellſchaft nicht fühlbar beeinfluſſen, weil ihnen in der Heimat die Möglichkeit genommen ward, die dazu nötigen Fähigkeiten und Eigenſchaften zu entwickeln. Die hinübergewanderten Arbeiter vergaßen das Vaterland bald, weil es ihnen Steine ſtatt Brot, Unterdrückung ſtatt Freiheit, Unbildung ſtatt Bildung gegeben hatte. Der deutſche Nachwuchs verſpottet, haßt Sprache und Kultur ſeiner Väter, ſtellt Amerika weit über die Heimat der Alten, weil es ihm beſſere Gelegenheit zum Emporkommen, höhere Schulbildung, weniger Drangſal, mehr Freiheit bietet.

Das Elend des Deutſchtums in den Vereinigten Staaten iſt die Folge des Elends im Vaterland. In Amerika hat die deutſche Sache das zu büßen, was die herrſchende Klaſſe in Deutſchland am arbeitenden Volk geſündigt hat.

# Amerikaniſches.

Columbia . . . . . ,
Crude at the ſurface, rotten at the ſcore.
Dickens.

In Neujork brachte ich eines Tages Bancrofts Geſchichte der Vereinigten Staaten aus der Leſehalle mit heim. Der Sohn meines Hausherrn blätterte nachläſſig, faſt verächtlich, in den ſtark vergilbten Bänden. Plötzlich hob der Knirps an: „Miſter, wie viel gibt Ihnen der Boß mehr, wenn Sie dieſe alten Schmöker da geleſen haben?“

„Keinen Cent mehr.“

„Sooo, da würde ich das Zeug nicht leſen,“ ſprach der Dreikäſehoch mit vertraulichem Zwinkern weiter. „Miſter, ich will Ihnen was ſagen, morgen bringe ich die Adreſſe von einem Fußballklub, dort können Sie 25 Dollar die Woche verdienen und brauchen keine ſo alten Bücher zu leſen.“

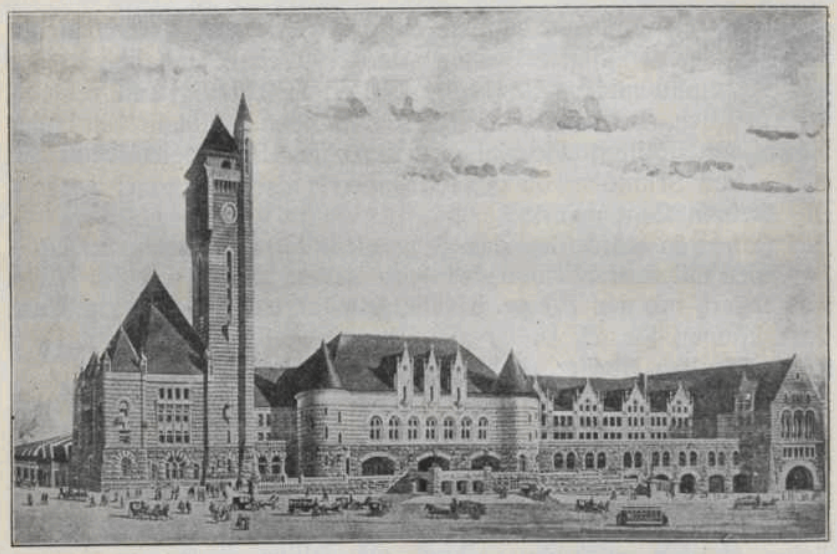
Vom Standpunkt des Amerikaners hatte der Knirps ſicherlich recht. Sein Geiſt geht in erſter Linie aufs Geldverdienen; er hält nur die Beſchäftigung und bloß ſolche Dinge nützlich, die ſich in Dollarzahlen ausdrücken laſſen.

Der Amerikaner wird in vielen Büchern als ein außergewöhnlicher Menſch geſchildert. Auch mir ſchien er ſo; im Anfang wenigſtens. Er tritt ſicher auf, urteilt ſcharf, geht aufrecht und gerade. Ausſprüche wie: die größte Brücke der Welt! das reinſte Waſſer der Welt! das feinſte Bild der Welt! werden von Alt und Jung, im Oſten wie im Weſten, mit gleicher Bombenſicherheit vorgetragen. So etwas verblüfft, wenn auch bloß kurze Zeit. Nach und nach merkt man, daß hinter dieſer Sicherheit im Urteil nicht viel anderes ſteckt als knabenhafte Prahlſucht. Die Eigenheiten des Amerikaners ſind zu gleichartig, als daß ſie als der Ausdruck der inneren Stärke des Einzelnen gelten können. Bald entfachen ſie kein Erſtaunen mehr, noch reizen ſie die Kritikluſt, wohl aber die Lachmuskeln.

Der Amerikaner pflegt den Kultus der Größe, er betet die Tat an, hat eine ſtarke Neigung zum Übertreiben. Wiſſenſchaft der

Wiſſenſchaft halber pflegen, Kunſt der Kunſt wegen treiben, fällt ihm nicht ein. Studium, Lebenstätigkeit, ja das Leben ſelbſt gelten ihm nur dem Zweck, materielle Erfolge zu erzielen.

Dieſe Eigenheit des Amerikaners hat die Kolonialzeit geboren. Die Größe des Landes war ihrer Entwicklung ſehr förderlich, und dank der günſtigen (geographiſchen ſowie klimatiſchen) Verhältniſſe konnte damit von Erfolg zu Erfolg geſchritten werden, Erfolge auf wirtſchaftlichem, auf materiellem, nicht auf geiſtigem Gebiet. Man kann ſich fragen, was wohl die amerikaniſche Eigenart in Europa anfangen würde, alſo dort, wo die Verhältniſſe viel



Die Union-Station in St. Louis.

ſchwieriger, die Naturſchätze ſeltener, die Abſatzgebiete kleiner ſind, und folgedeſſen die Erzielung materieller Erfolge viel mühevoller iſt. Mit Kühnheit und Hoffnungsſeligkeit allein wäre dort wohl verteufelt wenig zu erreichen.

Amerika wird das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ genannt. Dieſes Wort hat von jeher nur einen bedingten Sinn haben können. Eine amerikaniſche Kultur iſt in abſehbarer Zeit ebenſo unmöglich wie eine amerikaniſche Kunſt; „unbegrenzt“ möglich ſind bloß Gelderwerb, Politik, kurz Dinge, wofür weder Urtümlichkeit des Gedankens noch überragende Geiſteskräfte nötig ſind.

Aber das alles weiß der Sohn des Onkel Sam nicht, will er nicht wiſſen. Vor ſeinen Augen ſtehen die Wolkenkratzer, die

Förderungszahlen, die Rieſenvermögen. Daran rankt ſich ſeine Freude und das Bewußtſein ſeiner Überlegenheit empor; damit ſucht er auf die Umwelt zu wirken, was ihm ja auch ſehr oft gelingt.

In St. Louis empfingen mich zwei Eingeborene mit: „Miſter, haben Sie ſchon unſere Union-Station betrachtet? Der feinſte Bahnhof der Welt!“

Da ich dieſe Behauptung etwas zu gewagt hielt, zeigte ich ihnen eine Poſtkarte mit einem Bahnhof in Europa. Sie ſtarrten auf das Bild; nicht über das Gebäude, ſondern über den davor ſtehenden Straßenbahnwagen waren ſie erſtaunt.

„Iſt das möglich? Elektriſche Straßenbahn im alten Land?“ hörte ich den einen murmeln.

„Das iſt 'n Bluff!“ raunte der andere. Nach einigem Beſinnen erklärte der erſte: „O, das kann doch ſein; zurzeit der Ausſtellung (1905) haben die St. Louiſer Wagenfabriken drei Schiffsladungen Wagen nach Europa geſchickt, und nun haben ſie im alten Land auch elektriſche Wagen.“

In St. Franzisko ſagte mir ein nach Europa reiſender Beamter: „Es muß doch ſpaßig ſein, drüben überall ſofort als Amerikaner erkannt zu werden.“

„Wieſo das?“ fragte ich.

„Nun, wir müſſen doch jedem Ihrer Landsleute gleich auffallen durch unſere auserleſene (exquiſite) Lebensart ſowie durch unſer achtunggebietendes Auftreten und ſmartes Geſicht.“

Der ſo redete, hatte meines Wiſſens bloß eine „auserleſene Lebensart“ — er ſpuckte wie ein ſeekrankes Krokodil, körperlich und geiſtig aber war er derart beſchaffen, daß er die nach dem „Miſſing Link“ (fehlendes Verbindungsglied zwiſchen Tier und Menſch) ſuchenden Darwinianer hätte entzücken können.

*

Um einen vollſtändigeren Begriff von der amerikaniſchen Eigenheit zu bekommen, muß man noch jener Eigenheit gedenken, die ich mangels eines trefflicheren Ausdrucks „Spleen“ benamſen möchte. Ihn haben Puritanismus und Tollwut in unſittlicher Verbindung gezeugt. Der Spleen iſt zuweilen gefährlich bis zum Entſetzen, mitunter komiſch bis zum Kranklachen, immer aber heißt er an dem Verſtand ſeiner Träger zweifeln. Der harmloſe Spleen iſt bei allen Yankees, vornehmlich aber bei den Gerechtigkeitsverſchleißern ſchrecklich ſchön in die Halme geſchoſſen. Zuerſt von der harmloſen Art dieſer Eigenheit.

Für häusliche Angelegenheiten beſteht folgendes Geſetz:

Der Ehemann iſt unbeſchränkter Herrſcher und Schatzmeiſter. Nach dem Geſetz iſt er berechtigt, ſeine Mahlzeiten jederzeit zu verlangen. Er kann die Nahrung wählen, die ihm gefällt. Wenn er eine Speiſe wählt und ſeine Frau eine andere, ſo hat er endgültig zu entſcheiden. Ein Dienſtmädchen, das dem Herrn nicht zuſagt, muß entlaſſen werden. Der Mann, der die Rechnungen bezahlt, iſt der Herr im Hauſe, und nicht die Frau.

Dieſes Geſetz ſtammt nicht etwa von einem Geiſteskranken im Mittelalter, ſondern iſt im 11. Jahre des 20. Jahrhunderts von dem Richter Charles Long im Staate Maſſachuſetts erlaſſen worden.

In der guten Stadt Bayonne, Neujerſey, wird eine Frau zu einer Woche Gefängnis verdonnert, weil ſie auf der Straße geraucht hat. — In Winona, Minneſota, wird der 20jährigen Jungfrau Grace L. durch gerichtlichen Einhaltsbefehl verboten, mit dem 60jährigen Bauer Leroy Bell, einem Witmann, zu reden oder ſonſtwie zu verkehren. Dem könnte jeder junge Junggeſelle zuſtimmen, wenn der Einhaltsbefehl nicht auch der Jungfer verböte, den Bauernhof, den ihr der alte Knabe geſchenkt hat, auf andere zu übertragen.

Der Bürger D. Burns zu Bridgeport, Connecticut, wird eines ſchönen Sonntags auf der Straße verhaftet und zu 5 Dollar Strafe ſowie die Koſten verurteilt, weil er öffentlich, noch dazu am Sabbattag, ſeine Frau geküßt hat. Zwei alte Jungfern hatten ihn angezeigt. Geſchieht ihm recht, warum ſchändet er den Ruhetag mit unerlaubter Überzeitarbeit. — Ein freier Bürger, John Marton mit Namen, hat ſeine Ehefrau geſchlagen. Dieſerhalb wurde auf Prügelſtrafe erkannt. Der Richter befahl ihm, einen Schuh auszuziehen, womit ihm der Gerichtspolizift vor Richter und Zuſchauerſchaft das Sitzfleiſch vergerben mußte. Nach einer Weile wurde die Ehefrau des Gezüchtigten gefragt, ob ſie ihren Mann für genügend verprügelt halte und ob ſie ihm nun verzeihe. Dieſe böſe Geſchichte hat ſich in Bayonne, Neujerſey, zugetragen.

Einem St. Franziskoer Poliziſten wurde eine Gefängnisſtrafe zuerkannt, die ſo lange dauern ſollte, bis er ſich entſchloſſen habe, ein beſtimmtes Mädchen zu ehelichen. Er hatte, wie Nachbarn bezeugten, verſchiedene Male mit dem Mädchen vor ihrer Haustür geſprochen, was der weiſe Richter als vollgültigen Beweis für ein Heiratsverſprechen anſah. Auf die richterliche Drohung hin wuchs plötzlich in der Polizeibruſt die Liebe zu dem Mädchen derart, daß er ſie auf der Stelle heiratete. (In St. Franzisko verbürgen Rechtsanwälte eine Ehefcheidung für 10 Dollar bar.)

Die amerikaniſche Juſtiz kreidet den Bruch des Heiratsverſprechens — oder was man im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten ſo nennt — ſchwer an. Landauf landab ſitzen Leute, und das nicht wenig, hinter Schloß und Riegel, allwo ſie das Erwachen ihrer Herzensneigung oder doch wenigſtens der Heiratsluſt mit einer ehebrünſtigen Maid abzupaſſen haben, oder wo ſie ſich zur Zahlung von Entſchädigungen für entgangene Ehehoffnungen entſchließen ſollen. Heiratszwang, Zeugniszwang, Schuldhaft ſind in dem herrlichen Freiſtaat allenthalben in Brauch. Es darf nun allerdings nicht verſchwiegen werden, daß in Heiratsſachen mit Gefängnisſtrafe auffallend ſchnell der erwünſchte Erfolg erzielt wird. Die bloße Haftandrohung genügt oft; beſonders hartnäckige Geſellen werden durch mehrtägige oder mehrwöchige Zelleneinſamkeit heiratswillig gemacht. Allerdings ſind viele der Opfer ſchlecht genug, vom Standesamt ſpornſtreichs zum Scheidungsamt zu laufen. Immerhin, der Buchſtabe des Geſetzes iſt erfüllt worden. Die Scheidungsmühle mahlt ſchrecklich gut. In Amerika wird jede zwölfte Ehe durch Gerichtsbeſchluß gelöſt. —

Der Bürgermeiſter von Indianapolis verurteilt die das Sonntagsgeſetz übertretenden Wirte zum — Kirchenbeſuch. (Demnach iſt der Kirchenbeſuch eine Strafe.) Dieſes Stadtoberhaupt iſt übertrumpft worden von ſeinem Kollegen in Maſon City, Jowa. In dieſer Stadt wird trotz des Trinkverbots ſo viel geſoffen, wie im ſchwarzen Walfiſch zu Askalon. Wer ſich dabei erwiſchen läßt, der wird eingeſperrt, aber nicht mehr, wie bis zum Jahre 1910, zu 30 Tagen Steinklopfen verurteilt, ſondern zu 30 Tagen — Heilsarmee. Einen Monat lang Abend für Abend die Gebetsübungen der Heilsarmee mitmachen müſſen, finden ſelbſt die abgehärteten Yankees für zu grauſam. Bei Ablauf der Strafzeit trinken die Opfer aus heller Verzweiflung weiter, vermehren alſo die Zahl der Verbrecher auch weiterhin.

Derartige Fälle werden ſtändig in amerikaniſchen Blättern berichtet. Zur Darſtellung des luſtigen Spleens ſind die genannten ausreichend. Nun noch einige Beiſpiele für die Art von Spleen, die ich gefährlich bis zum Entſetzen bezeichnet habe. Man vernehme:

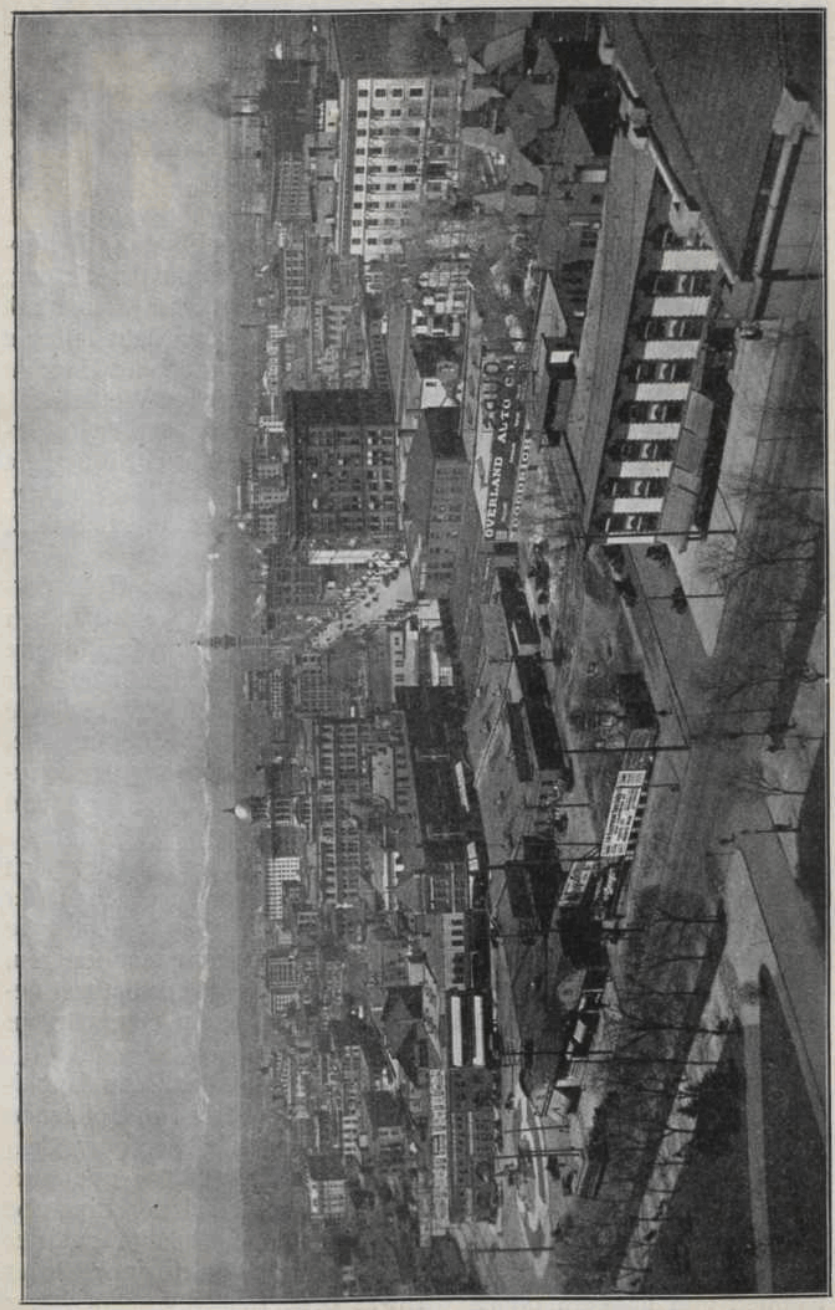
In Alabama wird ein ſechzehnjähriger Neger zu 18 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, weil er 1,25 Dollar (= 5,25 Mark) entwendet hat. — In Neujerſey wird ein zehnjähriger Junge ins Gefängnis geſchickt, weil er 90 Dollar Schulden gemacht und ſie nicht bezahlen konnte. — Zu Buffalo, Neujork, iſt F. Th. Spader zu fünf Jahren Gefängnis verdammt worden, weil er 1 Cent

(= 4 Pfennig) aus einem Automaten geſtohlen hatte. — Zu einer Strafe von acht Jahren Gefängnis wurde G. Gron verdonnert, weil er mit einem anderen 8 Cent (= 32 Pfennig) aus einem Laden in Oakland, Kalifornien, entwendete. — In Neujork iſt der zehnjährige Duncan, der Junge eines griechiſchen Einwanderers, eine Woche in Haft behalten worden, weil er ohne Strümpfe auf der Straße getroffen wurde. — In Georgia wurde (1909) ein zehnjähriger Junge beim Stehlen einer Flaſche Selterwaſſer ertappt. Für dieſes Verbrechen iſt er elf Jahre in die Induſtrieſchule, das iſt eine Art Arbeitshaus für Jugendliche, geſchickt worden. Das Urteil iſt vom oberſten Gerichtshof des Staates beſtätigt. Der Junge wird bis zu ſeinem 21. Jahre im Arbeitshaus ſtecken.

Noch mehr Belege für den verbrecheriſchen Spleen hier anzuführen, iſt nicht nötig, die amerikaniſchen Blätter bringen fortwährend genug davon. Immerhin ſoll noch einer anderen Spleenart durch ein einziges Beiſpiel gedacht werden. Einem großen amerikaniſchen Blatt entnehme ich das folgende Telegramm:

Boſton, 27. Dezember (1912). Es iſt gerade bekannt geworden, daß an der Weihnachtsfeier, die Miß Clara Barteaux — eine hochgebildete und ariſtokratiſche Dame — in ihrem Haus an der Commonwealth Avenue veranſtaltet hat, Hunde aller Größen und Formen, jeglichen Alters und Ehrgeizes teilgenommen haben. Die Feier galt dem Andenken des vielgeliebten Schoßhundes der Miß Barteaux, einem havaniſchen Terrier, Henrietta benamt, der jüngſt verſtorben iſt. Um 2 Uhr wurde eine lange Reihe hochgeborener Raſſehunde, die ihr Feſtgewand anhatten, und von ihrem Herrn oder ihrer Herrin begleitet waren, von Miß Barteaux und ihren zwei Salonhunden empfangen. Dieſe beiden Hunde, Lady Baltimore und Tettrazzina, ſind ſehr klug. Sie begrüßten ihre Beſucher auf freundliche Art. Den Hunden ſpielte eine Kapelle auf. Der Chriſtbaum war von mittlerer Größe und mit Zuckerherzen, Gummibällen und Spielzeug behängt. Jeder Hund erhielt ein Geſchenk, der Zuckerſtangen, Spielbälle und Spielhunde gar nicht zu gedenken. Auch wurde den vierbeinigen Gäſten mit Erfriſchungen aufgewartet. Unter den hervorragenden Hundegäſten befand ſich Spotty, deſſen Vater ein Vollblutfuchs und ſeine Mutter ein Foxterrier war. Fritz und Nibbe Pope, zwei ältere Dachshunde, waren Ehrengäſte und halfen die Gäſte empfangen.

„Amerika erleuchtet die Welt!“ „Amerika iſt allen voran!“




Denver, die „Königin der Prärie".

# Weſtwärts.

Am Ende einer ſchier endloſen Ebene, am Fuße des Felſengebirges von Kolorado, liegt die „Königin der Prärie“, die Stadt Denver. Die Stadt liegt eben, ihre Sauberkeit fällt auf, eine ſehr reine Luft weht; man ſieht faſt gar keine Fabrikſchornſteine. Denver iſt der Mittelpunkt des Handels und des Geldverkehrs des an Erdſchätzen ſo reichen Weſtens.

Als vor einem halben Jahrhundert von Weſten her der Ruf ertönte: Gold entdeckt! ſtrömten Glückſucher haufenweiſe über die Prärie und bauten am Fuße des Gebirges die erſten Blockhütten. Im Jahre 1870 hatten ſich ſchon 4700 Menſchen angeſammelt, heute ſind es ihrer 213000.

Die Richtigkeit jener Kunde wurde durch blankes Gold dargetan. Ein ungeheures, ungeahntes Ausbeutungsfeld entrollte ſich dem Kapital. Induſtrieritter folgten dem Pfade, den die Pioniere unter unſäglichen Mühen getreten hatten. Nach Eintreffen der verlockenden Botſchaft ſandten die im Oſten wohnenden Geldleute Fachmänner zur Unterſuchung aus. Verlohnte ſich die Ausgabe, verbürgte der Erzvorrat genügenden Gewinn, warfen die Bahngeſellſchaften Gleiſe, worauf die maſchinelle Einrichtung und Arbeitskräfte beigefahren wurden.

Die Zelte und Erdhöhlen der Pioniere verwandelten ſich allgemach zu Holzbuden, dieſe reihten ſich zu Straßen, bald wuchs ein feſter Bau, das Gerichtsgebäude, empor, daneben entſtand die Kirche und das Gefängnis. Und nachdem die Kirche mit maulfertigen, das Gefängnis mit geriſſenen Geſchöpfen der Bergwerksbeſitzer beſetzt, war die chriſtlich-kapitaliſtiſche Ziviliſation um eine würdige Zweigſtelle reicher.

Die Arbeiter wurden gleich vom Schiff mit der Bahn herbeigebracht. Sie freuten ſich, ſo ſchnell einen Platz im Goldlande Amerika gefunden zu haben, denn den letzten Heller oder Centeſimo hatte der Stellenvermittler in der Hafenſtadt genommen. Und eſſen mußte man. Gleich nach der Ankunft auf der Erzgrube fanden ſie manches auszuſetzen. Schließlich: Daheim auf der Pußta oder unter dem blauen Himmel Italiens hatten ſie auch ſchwer ſchuften und hungern müſſen. Etwas beſſer ſchien es ihnen hier

doch. Wenn fie den verfprochenen Lohn in die heimatliche Währung umrechneten, kam eine fchöne Summe heraus. So wurde denn die Arbeit wohlgemut begonnen.

Die hoffnungsvolle Stimmung fchlug bald in ihr Gegenteil um. Der erfte Lohnzettel wies weniger auf, als verfprochen worden war. Dann mußte bei der Grubengefellfchaft nicht bloß gearbeitet, fondern auch der Lohn verzehrt werden. Sie befaß den Verkaufsladen, fie betrieb das Speifehaus. Beide borgten. Die Zahlen auf

Leadville in Kolorado.

dem Brett des Werkladens wurden immer größer. Anftatt des Lohnzettels gab es bloß noch einen Schuldzettel, worauf deutlich gefchrieben ftand, wieviel man der Grubengefellfchaft fchuldete. Was tun? Guter Rat war teuer. Davonlaufen? Ein Blick auf die ausgedehnte Prärie ringsum fchlug jeden Fluchtgedanken nieder. Murren und fchanzen, fluchen und fchwitzen ging weiter.

So wie gefchildert, waren ungefähr die Verhältniffe im bergbautreibenden Weften, als der Erzgräberverband (Weftern Federation of Miners) feinen Weg (1893 durch das Gefängnistor) in die Welt nahm. Die gefamte Raubwache des Kapitals, Spitzel, Polizei, Pfaffen und Richter, alles, bis hinunter zum Statthalter,

ſtemmte ſich der Erzgräbergewerkſchaft entgegen. Alle Verbrechen, ſelbſt die, die vor ihrer Gründung verübt worden waren, wurden vor ihre Türe gelegt. Das wohlorganiſierte Unternehmertum bewaffnete Galgenvögel, heuerte Spitzel an für die Bergwerke, beſtellte Attentate, ließ mit Streikbrechern gefüllte Züge entgleiſen, „kontrollierte“ die politiſchen Wahlen, zwang anſtändige öffentliche Beamte mit Revolverſchüſſen und Galgenſchlingen, ihr Amt niederzulegen. Dies alles, um die verhaßte Arbeiterorganiſation zu vernichten. Ein beliebtes Mittel der Unternehmer war die Ausweiſung von ſtreikenden Arbeitern. Sie wurden aus dem Streikort hinaus in die Prärie gejagt. Kurz darauf brachten die Zeitungen die Namen der Ausgewieſenen unter der Überſchrift: „Darf nicht zurückkommen.“

Der Erzgräberverband mußte alle Kräfte anſpannen, die verfolgten Arbeiter über Waſſer zu halten und die Angriffe der Juſtiz-, Polizei- und Staatsſtrolche abzuwehren. Im Jahre 1907/08 koſteten ihm die Rechsſtreite allein 816000 Mark.

In dieſem langen blutigen Kampfe mit dem Ausbeutertum haben die Erzgräber ihre Kräfte geſtärkt, ihrer Organiſation eine ſehr geachtete Stellung verſchafft. Heute zählt ſie 50600 Mitglieder. Doch iſt ihr Einfluß bedeutend größer als durch dieſe Zahl zum Ausdruck kommt. Wo ſie in einem Orte erſcheint, weicht von den Arbeitern das Gefühl der Verlaſſenheit und der Schwäche. In mehren Staaten hat ſie für ihre Mitglieder einen Mindeſtlohn von 3,50 bis 4,— Dollar (= 14,70 bis 16,80 Mark) und den Achtſtundentag erſtritten, den noch kein Richter verfaſſungswidrig zu erklären gewagt hat. Der Name der Weſtern Federation of Miners hat für das arbeitende Volk in den amerikaniſchen Erzfeldern denſelben Klang, wie einſt der Name Cromwell für die Kinder Irlands.

*

Hinter Denver beginnt die „bilderreichſte Bahnſtrecke der Welt“. In wurmartigen Windungen ſteigt die Riograndebahn ins Felſengebirge von Kolorado. Herrliche Ausſicht auf Tal und Schneeberge. An alten Bergwerken und verlaſſenen Goldwäſchereien geht's vorüber. Der in Rauchwolken gehüllte Induſtrieort Leadville, bekannt durch reiche Erzlager wie durch ſchwere Kämpfe zwiſchen Kapital und Arbeit, kommt heran. Unter Puſten und Ächzen erreicht das Dampfroß den Breckenridgepaß. Bei Boreas iſt die höchſte Stelle des Felſengebirges (3500 Meter) erreicht. Der Aufenthalt genügt gerade, durch Laufen im Schnee die ſteifgewordenen Glieder wieder beweglich zu machen. Das mit ſcharfem Glaſe bewaffnete Auge findet bald das Holy Croß, eine mit ewigem Schnee gefüllte kreuz-

förmige Bergrinne. Nachdem die Waſſerſcheide vorüber iſt, geht es in ſteilen Windungen wieder bergab.

Eine fremdartige, bezaubernde Gebirgslandſchaft verſinkt im Hintergrund. Die Berge gemahnen von weitem an Rieſenſchlöſſer, an mammutartige Burgruinen mit roh behauenen Vorderſeiten, die bei der Näherung zu Felſen mit ſenkrechten Wänden werden, denen Wind und Wetter in vieltauſendjähriger Arbeit Kanten gebrochen, Höhlen ausgeſpart, Form gegeben hat.

Salt Lake City.
Links die Verſammlungshalle, in der Mitte das Tabernakel, rechts der Mormonentempel.

In der Zehnmeilenſchlucht donnern Waſſermaſſen zu beiden Seiten in die Tiefe. An den faſt ſenkrechten Abhängen wühlen in ſchwindelnder Höhe Menſchen gleich Maulwürfen im Eingeweide der felſigen Erde nach dem glitzernden Erz. Vom Zuge aus gleichen ſie lebenbegabten Erdklümpchen. In harten Felſen getretene Pfade ſchlängeln zu ihnen hinan, die von ziemlicher Höhe an von Waſſerleitungen talwärts begleitet werden. Die Pflanzenwelt iſt armſelig genug. Erſt weit unten beginnt ſich die Kahlheit der Natur zu vermindern und ſchließlich einer bunten Farbenpracht zu weichen. Aber dieſe wechſelt nur zu bald wieder mit einer troſtloſen Wüſte.

Viele Stunden rollt der Zug über verſteinertem Lavaboden unmerklich aber ſtetig der niedrigſten Stelle der Tiefebene zu.

Kein Baum, kein Wäfferchen zeigt fich dem Auge; kein Vogel, kein Tier, kein Menfch hat fich in diefe Sahara verirrt. Die Schatten der Bergriefen verfinken in der Ferne. Soweit der Blick reicht, ein graufchwarzes Einerlei. Unerträglich wird die wüfte Endlofigkeit, unmöglich der Ausblick, unausftehlich die Langweiligkeit. Man hält den Atem an, man fchlummert unbewußt ein. Man träumt:

Durch die endlofe Ebene keuchen Anfiedler mit ihren Planwagen. Die müden Gefpanne fehnen fich nach einer Oafe, nach frifchem Waffer und Gras. Vergeblich fpähen ihre Hirten nach Wegweifer. Kein anderer Fingerzeig will ihnen kommen als die gebleichten Knochen vorfahrender Schickfalsgenoffen am Wege. Auf dem von den erften Schrittmachern getretenen Pfade ziehen lange Wagenreihen mit kräftigeren, mutigeren Begleitern weftwärts: die Mormonen. Ihnen folgen Forfchungsreifende mit bewaffneter Begleitung und felbftlaufendem Lebensmittelvorrat, den Viehherden. Die Mannfchaft erzählt, ohne die fchußbereite Flinte aus der Hand zu laffen, von anftrengenden Märfchen, von ihren Kämpfen mit den Rothäuten, die, von nagendem Hunger oder Raubgier oder wahnfinniger Luft nach Fleifch getrieben, ihre Herden im Nachtlager überfielen, aber blutig abgewiefen wurden. Aus diefem Stimmengewirr glaubt man die Manen der Mühlenbergs herauszuhören, die von friedlichem Taufchhandel mit den Indianern erzählen, von deren Friedfertigkeit und Hilfsbereitfchaft; die berichten, wie die Tugenden der rothäutigen Nomaden mit den Beweismitteln des chriftlichen Zeitalters, mit Lift, Betrug, Schnaps, Blei und Pulver vernichtet wurden. Den Kundfchaftern auf dem Fuße folgen mit Picke und Schaufel bewehrte vierfchrötige Geftalten, deren Gefichtszüge an Italien und Südofteuropa erinnern. Sie werfen Schienenftränge, die den amerikanifchen Often mit der erften auf dem Wüftenwege nach dem Weften gelegenen Oafe verbinden, mit der Mormonenftadt am großen Salzfee.

Die mormonifche Anfiedlung Salt Lake City, heute eine Stadt mit „200000 glücklichen und zufriedenen Seelen", wurde 1847 von religiöfen Eigenbrödlern gegründet. Dank ihrem bienenmäßigen Fleiß entftand um die Anfiedlung ein farbenprächtiger Rahmen. Aus der Stadt der „Heiligen der letzten Tage" ragt weithin leuchtend das Tabernakel empor.

Nach der Salt Lake City folgt der Bahnknotenpunkt Ogden, in fchattigem Grunde gelegen. Der Zug fährt auf einer 37 Kilometer langen Holzbrücke über den Salzsee, fteigt dann allgemach bergan, hinauf in die letzte Bergkette, die uns von Kalifornien trennt, in die bezaubernde Gebirgslandfchaft der Sierra Nevada.

# Kalifornien.

Kalifornien — ein feines Fleckchen Erde! Das lehrten mich die erſten Blicke, die ich von dem Sierragebirge aus ins Tal fallen ließ. Zu den Füßen lag, in goldenen Sonnenſchein getaucht, eine mit dem Auge nicht zu umfaſſende Landſchaft, die durch Flüſſe, Seen, Hügelketten, Palmengärten und Dörfer mit tropiſchem Ausſehen belebt war. Ganz im Hintergrund hoben ſich leicht gewundene Hügelketten ab. Aufſteigende Dunſtwolken ließen dort das Stille Weltmeer vermuten.

Die erſten Augenblicke der Betrachtung Kaliforniens ſagten mir: hier wird's dir gefallen. Was der erſte Eindruck verſprochen, hat er gehalten. Wenn ich jemals Heimweih gehabt habe, dann nach dem „Goldenen Weſten".

Kalifornien mit ſeinem Flächeninhalt von 158 000 Geviertmeilen iſt faſt ſo groß wie Preußen und Bayern zuſammen. Dieſe beiden Staaten haben 46,6 Millionen Einwohner, Kalifornien bloß 3 377 000. Die Bevölkerung iſt in den letzten Jahren viel ſchneller als früher geſtiegen. Die Gemeinden laſſen kein Mittel unverſucht, Menſchen heranzuziehen. Zu dieſem Behuf wird eifrig durch Schriften und Vorträge geworben. Die Ertragsfähigkeit des Bodens, der Erzreichtum, dann beſonders die herrliche Witterung ſind gute Anziehungsmittel.

Der „Goldene Weſten" hat hohe Gebirge, breite Täler, tiefe Schluchten, tote Seen und Sandwüſten, daneben Wälder mit tauſendjährigen Rieſenbäumen, ſchiffbare Flüſſe und geräumige Naturhäfen; er gibt dem Bergmann Erz, Gold, Silber, Kupfer, Petroleum und Kohle; unter ſeinem Klima gedeihen alle Nord- und Südfrüchte. Seine tauſend Meilen lange Küſte beſprengt das Meer, das kühle, reine Luft an heißen Tagen ſpendet, Menſchen und Pflanzen erquickt. Über ſein ganzes Gebiet lacht dreihundert Tage im Jahre eine milde Sonne. So gleicht der „Goldene Weſten" einem rieſigen Erholungsheim, ſo wird er für Schwärmer zum „Paradies".

Auch die Menſchen ſind anders geartet. Sie ſtechen vorteilhaft von ihren Landsleuten im Oſten ab. Deren herbe Geſichtszüge

und geſchäftsmäßige Kälte gehen ihnen glücklicherweiſe ab. Der „Temper of the Weſt“ macht leicht Freunde. Der Humor der Bewohner des Weſtens richtet den Fremden, der nahe daran war, in der öſtlichen Einöde die Lebensluſt zu verlieren, bald wieder auf und heißt ihn mit einſtimmen in den Lobgeſang vom „Goldenen Weſten.“

Was dem Fremdling in Kalifornien wohltut, iſt die Abweſenheit jener häßlichen Unſitte, die den Yankee ſonſt überall begleitet, der Aufſchneiderei. Sie ſcheint in Neujork am ſcheußlichſten in Blüte zu ſtehen. Der Kalifornier hat das Prahlen nicht nötig; ſeine Freundlichkeit ſowie die Sehenswürdigkeiten ſeines Staates ſprechen für ſich ſelbſt.

Die Urſachen der Verſchiedenheit der Menſchen zwiſchen Oſten und Weſten ſind bald genannt: Die raſſebildende Kraft des Landes mußte am Felſengebirge von Kolorado halt machen. Vielleicht kam ſie noch darüber hinaus; aber über die Wüſte von Nevada konnte ſie nicht dringen, weil es unmöglich war, die für die Stärkezufuhr nötigen Verbindungen zu ziehen. Die kaliforniſchen Anſiedler kamen vom Meere her. Die einen nahmen den Weg ums Kap, die andern über die Landenge von Panama. Dieſe Wege hatten auch die Nachkömmlinge jahrzehntelang einzuhalten. Mit der amerikaniſchen Welt im Oſten waren ſie unverbunden. Unbeeinflußt vom Oſten konnten ſich Sitte und Geiſt frei entfalten. Weder äußere Feinde noch freundliche Nachbarn unterbrachen die Anpaſſung an die Umwelt. Später, nach Entdeckung der Goldlager, kam viel fahrendes Volk auf geradem Wege herzu. Dieſes aber konnte Gedanken und Gewohnheiten der Kalifornier, den „Geiſt des Weſtens“, nicht mehr erſchüttern, er war ſchon zu feſt mit der Umwelt verwachſen, wohl aber verſtärkte es die Luſt nach Reichtum, erleichterte die Erforſchung des Bodens, förderte den wirtſchaftlichen Aufſchwung des Weſtens.

Die ſehr verſchieden gearteten Zuwanderer brachten ein hohes Maß von Erfahrung, Fähigkeit und Tatkraft mit, womit ſie im guten wie im ſchlechten kräftig wucherten. Wo und wann ſie ſich auch zeigten, Lebensfröhlichkeit und Unternehmungsluſt betätigten ſie immer. Der karge Beſitz wurde ohne Zaudern für die Erringung von größerem eingeſetzt. Spielwut und Wetten waren an der Tagesordnung. Und auch heute noch. Freilich, mit den Arbeitern kamen auch „unerwünſchte Bürger“ in ſtarken Haufen nach dem „Paradies“. Deſſen herrliche Witterung zwang nicht ſo ſehr zur Suche nach einem ſchützenden Dach. Die Kunde von den vielen Goldfunden verſprach reiche Beute. Später zog das „Paradies“

auch Schwache und Kranke an. Denn wenn irgendwo, so konnten sie hier leichte Beschäftigung finden. Die umliegenden Staaten bewiesen ihre edle Gesinnung, indem sie die Gefängnisbevölkerung in die lachenden Gefilde der Küste abschoben. Allen gebot das Meer halt. Vor ihnen das Meer, hinter ihnen Sandwüste und Entbehrung. Sie mußten also bleiben. So mischten sich Ehrliche und Unehrliche, Gesunde und Kranke, Glückspilze und Pechvögel, Idealisten und Verbrecher, rechtschaffene Arbeiter und Lumpenproletarier zu einem Menschenbrei, der wiederholt starken Wechsel auf politischem sowie sittlichem Gebiet hervorbrachte.

Straße in Alamedo, Kalifornien.

In harten Zeiten kam es, wie leicht begreiflich, zu Unruhen, die die ordnungsliebenden Bürger durch Einsetzung von Ordnungsausschüssen mit fahrbarem Galgen zu dämpfen versuchten. In der Schausammlung im Park am Goldenen Tor hängen einige Kupferstiche, die Hinrichtungen von Rädelsführern veranschaulichen.

Der Drang nach Unabhängigkeit sowie die Hitze der Leidenschaften spiegeln sich in den amtlichen Zahlenangaben wieder. In St. Franzisko wird jede fünfte Ehe geschieden. (1911: 5013 Heiraten, 1028 Scheidungen). Die Verbrechen sind dort so zahlreich, daß sie kaum Aufregung entfachen. Jeden dritten Tag wird einer von der Straßenbahn überfahren. Zwischen Polizei und Militär gibt's zuweilen Scharmützel. Während meiner Anwesenheit in St. Franzisko

mußte einmal die ganze Polizeimacht ausrücken, um Vaterlandsverteidigern die vom Staate gelieferten Schießeiſen abzunehmen. Gegen Abend hafteten die Soldaten ſcharenweis an meinen Fenſtern vorüber, der Chineſenſtadt, dem Sitz des Dirnenweſens zu. Oft und oft wurde ich gewarnt, die unweit von meiner Wohnung befindliche Wirtſchaft zu betreten, weil — Soldaten dort verkehrten.

Das Streben nach Reichtum und Glück unterſtützte die mit Gaben reich verſehene Natur. Der verhältnismäßig leichte Vormarſch auf dem Wege zum Erfolg ſteigerte die Hoffnungsſeligkeit. Der Gewinn entfachte Freudetrunkenheit, und hieß auch die Stiefkinder des Schickſals nicht verzagen. Und dann: wer kann griesgrämig ſein, wenn Mutter Sonne unausgeſetzt freundlich lacht?

Die Roſigſeherei hält ſich nicht mit Kleinigkeiten auf. Selbſtvertrauen führt ein gut Stück Wegs zum Erfolg. Wollte das Schickſal nicht den Weg der Roſigſeherei gehen, wurde eine weiſe Frau über die ſchnurrige Erſcheinung befragt: die Anſiedler waren von jeher dem Überſinnlichen ſehr zugeneigt. Im Lande Homers kann die Wahrſagerei nicht unſchöner entwickelt geweſen ſein als heute in Amerika. So ziemlich alle (bürgerlichen) amerikaniſchen Zeitungen ſind mit Geſchäftsanzeigen von Wahrſagern gefüllt. Der kulturgeſchichtlichen Bedeutung halber ſei eine davon hierhergeſetzt:

> ORMANDE, Lebensleſer. Er nennt euch euren vollen Namen, ohne daß ihr ein Wort ſagt oder ſchreibt; er gibt Rat in Heirat, Geſchäft, Liebesſachen und Verdruß. — Die großen Fragen des Lebens werden gelöſt. Fehlſchlag wird in Erfolg, Sorge in Freude, Armut in Reichtum verwandelt. Holt euch Rat bei dieſem Mann des Geheimniſſes. Ihr werdet gewinnen durch das, was er euch ſagt. Alles Wahrſagen mit voller Haftung. Ausnahmspreiſe dieſe Woche: 0,50 und 1,00 Dollar.

Dieſer Schwindel ſteht im ganzen Lande in höchſter Blüte; in manchen Staaten iſt er geſetzlich anerkannt. In Ohio zum Beiſpiel müſſen nach dem Geſetz von 1883 die „Aſtrologen, Glücksleſer, Klarſeher, Kartenſchläger und Weisſager“ einen Gewerbeſchein löſen, der jährlich 1200 Mk. koſtet. Bis vor etwa acht Jahren blühte in Kalifornien dieſe Art Ausbeutung der Dummen ſo gräßlich, daß geſetzliche Maßnahmen nötig gehalten wurden. Wer ſie jetzt noch allzu kraß betreibt oder die Räder der Juſtiz nicht ſchmieren kann, wird beſtraft. Das Übel iſt aber kaum geringer geworden. In einer Gerichtsverhandlung im Jahre 1909 tat ein Richter klagend

dar, daß nun die Geiſtlichen (in richtiger Betätigung ihres Gewerbes) dieſen Zweig der Erwerbstätigkeit mitübernommen haben. Dieſerhalb die Geiſtlichen zu beſtrafen, iſt in dem überreichlich kirchenfrommen Lande ſehr ſchwer. Jedenfalls fließt dieſe Geldquelle der Betrüger und Einfältigen im „erleuchtetſten Lande“ fortgeſetzt. Das laſſen die teuren Geſchäftsanzeigen, die vielen Aushängeſchilder und die gefüllten Wahrſageſtuben erkennen.

Die „bilderreichſte Bahnſtrecke der Welt“.

# Das „Wunder der Welt“.

An einem prächtigen Sonntagnachmittag fegelte ich von Oakland hinüber nach St. Franzisko, zum „Wunder der Welt“. Es ift nur durch eine der großen Bahnen mit der übrigen Welt verbunden. Die meiften Linien haben ihre Endftelle in Oakland, von wo aus prächtige Fährboote den Verkehr über die Bai weiterleiten. Die Bai, geräumig genug, die Flotten der ganzen Welt zu beherbergen, bietet mit ihrem Hügelkranz, Buchten und Infeln ein Bild von feltener Naturfchönheit. Nach der Weftfeite hin verengert fie fich zu einem Waffer arm, der zwifchen hohen, mit Feftungen gekrönten Felswänden — dem Goldenen Tor — hinausführt auf das Stille Weltmeer.

Schon auf dem Fährboot lehrten mich Fröhlichkeit und Mitteilfamkeit der Leute, daß hier ein angenehmerer Menfchenfchlag lebt als im Often; daß es hier dem Fremdling beffer gefallen müffe als in Neujork oder Chikago. Diefe beiden Riefendörfer dünken mich in jeder Hinficht die fchlechteften Plätze für den fremden Arbeiter in Amerika. Dort ift der Lohn fehr niedrig, die Antreiberei am fchlimmften, das Lumpenproletariat am zahlreichften; dort fteht der gewerkfchaftliche Zunftgeift in böfefter Blüte, ift die Verfpottung, um nicht zu fagen der Haß, gegen die Einwanderer am ftärkften.

Der „Wilde Weften“ ift unbeftreitbar beffer als fein Ruf. Wird im Often eine unfagbar verrückte oder unerhört gemeine Gefchichte erzählt, fo hat fie fich felbftverftändlich im „Wilden Weften“ zugetragen; im Weften hört man dann die gleichen Unfinnigkeiten dem „Schwarzen Often“ zufchreiben.

Den weftwärts ftrebenden Fremdling machen die Yankees in väterlicher Weife auf die kommenden Gefahren aufmerkfam. Noch am Ohio wurde ich gewarnt, nach Denver in keiner Wirtfchaft einen Zehndollarzettel auf den Schanktifch zu legen, denn darauf gäbe es nichts mehr heraus; die Einforderung werde mit Hinauswurf, wenn nicht gar mit dem Schießeifen beantwortet. Diefe Warnung war unnötig. Zum erften hat ein deutfcher Handwerksburfche Zehndollarzettel nicht nur fo zum Hinwerfen, zum andern geht's im „Wilden Weften“ mindeftens ebenfo ehrlich zu wie anderwärts in Amerika. Das will nun allerdings nicht allzuviel befagen.

Beim Betreten der Hügelſtadt — St. Franzisko liegt auf fünf Dutzend Hügeln — wunderte ich mich, daß die Wirtſchaften und ſonſtigen öffentlichen Stätten am Sonntag geöffnet waren. Demnach gehört die wirtſchaftliche Hauptſtadt Kaliforniens nicht zu den „trockenen“ Orten. Die Verfechter der „Trockenlegung“ behaupten, durch die Schließung der Wirtſchaften am Sonntag würde verhindert, daß der Sabbat durch Schlemmerei und auf den Straßen torkelnde Menſchen entheiligt werde. Dieſe Behauptung widerlegt das „naſſe“ St. Franzisko. Hier ſind Sonntags nicht mehr, nein weniger Schlemmer und Betrunkene zu ſehen als beiſpielsweiſe in dem am Sonntag gänzlich „trockenen“ Pittsburg oder dem nur „geſetzlich trockenen“ Neujork.

Das brennende St. Franzisko (April 1906).

In einigen Bezirken Amerikas iſt das Zigarettenrauchen ſtreng unterſagt. Auf dieſes Verbot machen einen die Bürger gewöhnlich erſt immer aufmerkſam, nachdem man ihnen den angebotenen Glimmſtengel abgenommen und angebrannt hat. Im Eiſenbahnzug machte der Kellner wiederholt bekannt, wer noch etwas trinken wolle, ſolle ſich beeilen; wir ſeien bald in einem „trockenen“ Staat, wo berauſchende Getränke nicht verabreicht werden dürften. Daß es aber dann, als wir durch das „trockene“ Gebiet fuhren, im Speiſewagen weniger „naß“ zugegangen wäre als in einem ganz „naſſen“ Staat, möchte ich nicht gerade behaupten. Viele Fahrgäſte hielten ſich verpflichtet, eine beſondere Flaſche auf das

Gelingen der gänzlichen „Trockenlegung“ des Staates zu leeren. Von manchen Orten wird berichtet, daß dort das Spiel mit (neun) Kegeln verboten ſei; die amerikaniſchen Bürger, geſetzachtend wie ſie nun einmal ſeien, befolgten das Gebot auch buchſtäblich — ſie ſpielten eben bloß noch mit acht Kegeln.

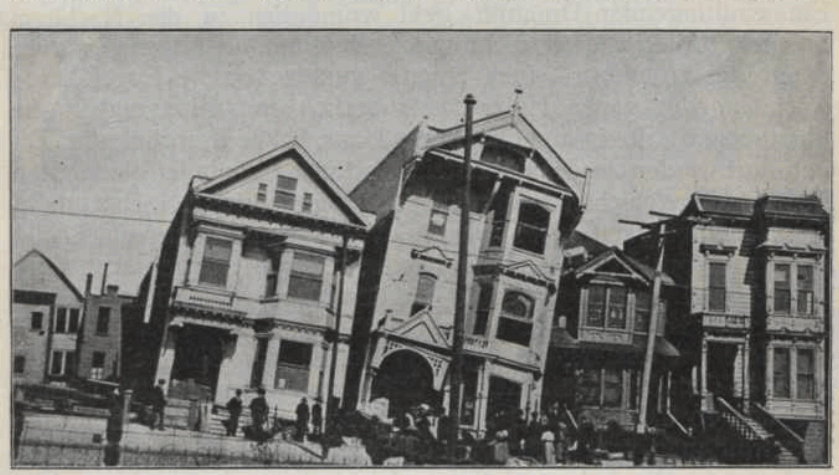
*

Ein muſtergültiges Beiſpiel für die amerikaniſche Tatkraft iſt die Wiederaufbauung St. Franziskos. Die Stadt liegt im Erdbebengebiet. Von Zeit zu Zeit poltert es dort im Schoße der Erde. Die Zeitungen berichten es auch manchmal; immer davon zu erzählen, könnte dem Geſchäft ſchaden. An einem der erſten Apriltage des Jahres 1906 ſchwankte der Boden außergewöhnlich ſtark. Der Erdſtoß ſelbſt richtete nun zwar wenig Schaden an, aber er zerriß Gasröhren und elektriſche Leitungen, wodurch Feuer ausbrach, das eine Straße nach der andern zerſtörte. Der Brand hätte bei weitem nicht den erſchreckenden Umfang annehmen können, wären die Behörden ihrer Aufgabe gewachſen geweſen. Der Brandgeruch mußte ſich verflüchtigen vor dem Geſtank, der der plötzlich zum Platzen gebrachten Eiterbeule entſtrömte. Die Feuersbrunſt zeigte zum Entſetzen der Bürger die Unzulänglichkeit der Waſſerverſorgung ſowie des Löſchweſens, die Kopfloſigkeit der Behörden, die ſträfliche Nachläſſigkeit bei der Organiſierung der öffentlichen Dienſte und bei der Errichtung von Bauten. An allen Ecken und Enden ſcheußliche Korruption.

Was die Kopfloſigkeit der Behörde verſchuldet, ſollte durch die Einberufung der Soldateska verbeſſert werden. Dieſe förderte in den Stunden der wirklichen Gefahr nur noch den allgemeinen Wirrwarr. Sie arbeitete mit Flinte, Säbel, erbeuteten Schnapsflaſchen und Sprengſtoffen zum größten Entſetzen der Bürgerſchaft. Die Reichen flüchteten; die Armen wurden von dem Feuer aus ihrem Heim von Straße zu Straße bis in die Außenbezirke getrieben. Die in Eile zuſammengerafften Habſeligkeiten langten kaum zur Bedeckung der Blöße. Die Welt eilte der aus tauſend Wunden blutenden Stadt zu Hilfe. Die geſammelten Lebensmittel konnten dank der behördlichen Mißwirtſchaft nur mangelhaft verteilt werden; ein Teil verfaulte, ein anderer wurde wahllos verſchleudert und nur ein geringer Teil ſickerte auf die wirklich Bedürftigen durch. Vom Bargeld verſchwand ein guter Teil in den weiten Taſchen der Großdiebe. Die Geſchichten, die noch Jahre nach dem „großen Feuer“ an allen Straßenecken über die Handlungen der Hilfsausſchüſſe und der Behörden in die Ohren

klingen, ſind zu zahlreich und zu ungeheuerlich, als daß ſie wiedergegeben werden könnten. Wäre auch nur der zehnte Teil davon wahr, ſie könnten die Wohltätigkeitshyänen im frommen Kalabrien neidiſch machen.

Nach einigen Tagen ſchreiender Not und ſtummer Ratloſigkeit kam die Bürgerſchaft wieder zu ſich; der „Geiſt des Weſtens“ begann ſich aufs neue tatkräftig zu regen. Mit gemeinſamen Kräften ging's wieder an den Aufbau der Stadt. In drei, vier Jahren ſchon war ſie prächtiger und größer erſtanden. Zu den alten Wolkenkratzern — die übrigens dem Feuer gut ſtandhielten — iſt eine ſtattliche Zahl neue gekommen; für die zerſtörten Innenbezirke ſind neue, ſchöne Viertel im Weichbild gebaut



Häuſer nach dem Erdbeben.

worden. Nur in der Mitte der Stadt blieben noch Brandſtätten liegen, weil ſich nicht gleich jemand fand, der die maßlos in die Höhe geſchnellten Preiſe bezahlen wollte.

Wenn man die Geſchwindigkeit des amerikaniſchen Städteaufbaues richtig verſtehen will, darf das Hirn allerdings nicht durch Gedanken an europäiſche Baugeſetze beirrt werden, noch darf hundertjährige Dauerhaftigkeit und Sicherheit den Ausgang der Betrachtungen über Hausbau bilden. Über papierne Hinderniſſe und mit Sorgen über das, was nach ihm ſein wird, grämt ſich der Yankee nicht. Wenn man vom Lande der Wolkenkratzer hört, darf man nicht denken, die ganze oder halbe Bevölkerung des Landes ſei in ſolchen aus Eiſen und Zement verfertigten Ungetümen untergebracht. Die ſechzehn Millionen Familien des

Onkel Sam wohnen nahezu alle in Ein-, Zwei- oder Dreifamilienhäuſern. Am Goldenen Tor iſt das Dreifamilienhaus faſt allgemein. Eine Familie bewohnt ein Stockwerk mit etwa vier Zimmern nebſt Baderaum. Die milde Witterung erlaubt Nachläſſigkeit in der Vorſorge gegen Kälte.

Über die Häuſerbauerei im „Wilden Weſten“ wird der europäiſche Fachmann ſich höchlich ergötzen. Das dreiſtockige Werk wird aus ſtärkeren Dachlatten und zölligen Brettern buchſtäblich zuſammengenagelt. Die Kunſt des Anordnens der Latten und Bretter iſt die eigene Erfindung der eingeborenen Zimmerleute. Manchmal ſieht man auch drei Zoll ſtarke Bretter, ja ſelbſt vierzöllige Balken verwenden. Die Wände ſind natürlich ſehr ſchwach. Ein eindringender Drahtſtift geht womöglich in des Nachbars Spiegel. Aber das iſt nicht von Bedeutung. Übrigens, warum hängt das Grünhorn ſeinen Spiegel gerade vor die Nagelſpitze? Nachdem die ganze Holzkiſte ſäuberlich mit Gips und Farbe übertüncht iſt, iſt ein amerikaniſches Haus, Klaſſe II, wohnfertig. Da und dort werden an der Vorderſeite Backſteine bis unter die zweiten Fenſter aufgeſchichtet und ruinenfarbig angeſtrichen. Das erhöht die Dauerhaftigkeit nicht wenig. Wenn dann noch ein Schild mit den Worten: Feuerfeſt und erdbebenſicher! angebracht wird, ſo ſind alle Bedingungen erfüllt, die der Bürger an ein ſtandſicheres Heim billigerweiſe ſtellen kann.

Dieſe Art des Bauens hat den Vorteil der Billigkeit. Dank ihr iſt es dem Mann mit kleinem Geldbeutel, dem Arbeiter, leichter möglich, in die Kaſte der Hausbeſitzer zu treten. Am Goldenen Tor trifft man weit mehr Induſtriearbeiter mit eignem Heim als in Europa. Die höheren Löhne erleichtern die Anſammlung eines Sümmchens. Der weiterſehende Arbeiter benützt es als Anzahlung für ein „Lot“, ein Stück Land in Sacktuchgröße. Noch ehe er es abgezahlt, hat er gewöhnlich ſchon mit dem Errichten eines Hauſes begonnen, wenn er nicht vorgezogen haben ſollte, Land und Haus für, ſagen wir, 3000 Dollar auf Abzahlung zu nehmen. Zinſen und Abzahlungsrate ſind immer noch niedriger als die Miete.

Hat der hausbauende Arbeiter einige Freunde in der Zimmerergewerkſchaft, ſo ſind ſie ſchließlich nicht abgeneigt, ihm jeden Sonntag ein Stockwerk zuſammenzunageln. Natürlich muß er ihnen den Mindeſtlohn und noch den Zuſchlag für Sonntagsarbeit zahlen, daneben genügend Zeit und Mittel geben, die ſonntäglichen Sägemehlſtaub doppelt ſchwer verdauenden Kehlen zu netzen. Die von den Zimmerleuten noch ungetan gelaſſene Arbeit verrichtet der werdende Hausbeſitzer oft ſelbſt. Große Eile und

Geschicklichkeit sind dazu nicht nötig. Immerhin, er hat ein Heim und zieht mit seiner Familie ein. Mit der Vollendung des Daches muß er sich natürlich beeilen, wenn der November, die Regenzeit, heranrückt.

Daß die aus raschelndürren Brettern und Latten zusammengenagelten, durch feuertechnische Maßnahmen kaum geschützten Behausungen ausgezeichnet brennen, braucht nicht besonders gesagt zu werden. Wenn Feuer ausbricht, werden gleich ganze Häuserreihen vernichtet. Darüber braucht man sich nicht zu grämen. Die Versicherungsgesellschaft deckt den Schaden, sie deckt sich aber schon im voraus durch übermäßig hohe Raten. In Amerika beträgt die Versicherungsgebühr für das Hundert oft soviel wie in Europa für das Tausend des versicherten Wertes.

So mangelhaft wie der Oberbau, ist der Unterbau der Häuser. Ein starkes Grundmauerwerk wird zumeist entbehrlich gehalten. Die hölzerne Bude wird auf einige Schichten Ziegelsteine oder Zementlagen gesetzt, sonst dem Himmel überlassen, sie darauf zu halten.

Der freie Raum zwischen Erd- und Fußboden bildet für Ratten einen molligen Unterschlupf. Wo sollten sich sonst die armen Tiere aufhalten, die sich von aller Welt her in der Hafenstadt zusammenfinden? Leider sind viele von diesen vierbeinigen Weltumseglern mit Pest behaftet. Da sie sich den Gesundheitsbehörden nicht zur Untersuchung vorstellen, müssen sie eben am Lande in ihren Versammlungsplätzen aufgesucht werden.

Kurz vor meiner Ankunft in St. Franzisko war den Ratten wieder einmal der Krieg erklärt worden. Von Washington hatte die Stadt einen Fachmann kommen lassen, der mit einer Schar rüstiger Gesellen die Vertilgung der vierbeinigen Pestträger nach allen Regeln der Wissenschaft versuchte. Häuser, Kisten, Böden, kurz alles wurde aufgebrochen, wo man den Feind vermutete. Darob fluchten die ruheliebenden Bürger. Um ihnen die Notwendigkeit des Krieges darzutun sowie ihnen die Riesensummen, die er kostete, vergessen zu machen, marschierten Rattenfänger, ein Beutestück auffällig am Schwanze schlenkernd, herum, von einem Knappen begleitet, der unter der Last einer für kleinere Bären bemessenen Falle keuchte. Nachdem viele Wochen lang Ratten geködert, gefangen, gesichtet, gemessen und getötet, ihre Herkunft, Rasse, Alter und Farbe festgestellt, das Ergebnis wissenschaftlich gesichtet, verarbeitet, besprochen und veröffentlicht worden war, endete der Krieg zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Die Ratten haben wieder Ruhe, die Steuerzahler behalten ihr Geld,

die Krieger freuen ſich, einen ſo „eaſy job“ (leichte Arbeit) für ſtädtiſchen Mindeſtlohn und bürgerliches Höchſttrinkgeld gehabt zu haben und ſie hoffen, daß in der Chineſenſtadt bald wieder ein Peſtfall oder ähnliches vorkommen möge, damit der Rattenkrieg wieder beginne.

Das „Wunder der Welt“ breitet ſich über fünf Dutzend Hügel aus. Die Straßen ſind ſchnurgerade über die Anhöhen gezogen. Hügel ſcheinen für die Stadtplanmacher nicht vorhanden geweſen zu ſein. Ihre in der Kanzlei auf gerades Papier geworfenen Zeichnungen ſind rückſichtslos ausgeführt. Da gibt es Häuſer, die hinten bis zum Dach in der Erde ſtecken und vorn vielleicht die „größte Zigarrenhandlung der Welt“ beherbergen. Die Rohre für Zu- und Ableitung des Waſſers im Hausinnern anzubringen, gilt hier nicht immer vorteilhaft. Sie werden einfach an der Außenſeite hinaufgenagelt und laſſen ſich ſo beſſer ausbeſſern. Gasmeſſer ſah ich oft außen an der Hausſeite auf die Erde geſtellt, wohl damit dem Beamten der umſtändliche Weg erſpart bleibe.

Der Schönheitsſinn iſt in den amerikaniſchen Gemeinden erſt im Keime vorhanden. Um die Verſchönerung der Städte oder die Reinigung der Straßen wird kaum ein Pfifferling gegeben. Nicht doch, im Gegenteil: es werden jahraus jahrein ſchwere Summen dafür ausgeworfen. Die Verträge für Straßenreinigung und -ausbeſſerung ſind viel geſucht, denn ſie ſtellen eine günſtige Gelegenheit dar, die Stadtkaſſe in unauffälliger Weiſe zu plündern. Für die Erlangung dieſes Vorrechtes werden Tauſende von Dollar an Beſtechungsgeldern an die Stadtväter gezahlt. Einmal den Vertrag in der Taſche, hält der Unternehmer den beſten Teil der übernommenen Arbeit für beendet. Die Fortſchaffung des Unrates als auch die Ausbeſſerung der Straßen wird zur Nebenſache.

# Gewerkschaften und Arbeitslöhne am Goldenen Tor.

Der amerikanische Gewerkschaftsmann deutet mit Stolz auf St. Franzisko, denn dieses ist eine der stärksten, wenn nicht die stärkste Hochburg des Tradeunionismus. Von jeher schlug hier die Arbeiterbewegung hohe Wellen. Und heute steht die Stadt mit den verhältnismäßig zahlreichsten Gewerkvereinen und den besten durch Verträge festgelegten Löhnen obenan. Ohne Zweifel half hier die Gunst der Verhältnisse in hohem Grade mit. Die Arbeiterscharen, die sich am Goldenen Tor zusammenfanden, hatten ihre Tatkraft und ihre Unternehmungsluft schon durch die Reise über die Prärie oder um das Kap bewiesen. Sie kamen, um in den rauhen Felsenklüften oder Sandwüsten nach Mammon und Glück zu graben. Ob sie nun ihre Hoffnungen erfüllt sahen oder nicht, sie kamen allesamt eine Zeitlang oder dauernd in den volkreichsten Ort an der Bai, die Glücklichen, um das Erworbene zu genießen, die Erfolglosen, um neue Pläne zu schmieden oder Arbeitsgelegenheit zu suchen. Ihre im rauhen Kampf mit dem Schicksal erworbene Selbständigkeit im Denken und Handeln ließen sie nicht zurück.

Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter von St. Franzisko zerfallen in zwei Haufen, von denen ein jeder eine besondere Oberleitung und Zeitung hat. Die Baugewerbe haben ihr eigenes Kartell (Building Trades Council), die andern Berufe sind im Arbeiterkartell (Labor Council) vereinigt. Die Bauarbeiter sind die „Aristokraten" der Arbeiterschaft. Sie verdienen bedeutend mehr als die andern Gewerbe.

Nach einer von mir gemachten Aufstellung, die natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, haben von 40 Bauarbeitergewerkschaften 18 einen vertraglichen Mindestlohn von 21 Mk. den Tag, 12 einen von weniger als 21 Mk. (16,80 bis 18,90 Mk.) und 10 einen von über 21 Mk. (25,20 bis 29,40 Mk.). Die tägliche Arbeitszeit ist nahezu bei allen 8 Stunden, oder 44 Stunden die Woche.

Einem Kampf um die Erhaltung oder Erhöhung der Löhne gehen die Bauarbeiter nicht aus dem Wege. Die Verhältniſſe ſind ihnen viel günſtiger als den andern Gewerben. Dank der kolonialen Beſchaffenheit des Landes kommt fortdauernd ein Menſchenſtrom, wodurch die Nachfrage nach Häuſern rege gehalten wird. Dann fördern liederliche Bauart und Feuersbrünſte die Arbeitsgelegenheit. Der Bauunternehmer kann nicht wie der Maſchinenfabrikant fertige Waren aus nichtorganiſierten Gegenden herbeiſchaffen. Für die Hafenſtadt St. Franzisko kommen noch beſonders das Erdbeben (1906) ſowie die ſtarke Entfaltung der Induſtrie, des Handels und der Landwirtſchaft hinzu. Auf die Einhaltung der Arbeitsregeln und der Verträge mit den Unternehmern wird ſtreng gedrungen. Ein Mann ohne Gewerkſchaftskarte darf auf keinen Bau, wenn der Unternehmer ſein Werk nicht allein fertigmachen will. Überzeitarbeit muß höher, gewöhnlich doppelt bezahlt werden.

Zur Bekräftigung des Geſagten will ich ein paar Sätze aus den Satzungen zweier Bauarbeitergewerkſchaften anführen. In den Satzungen der Bauelektriker heißt es: „Jeder Kollege muß das Gewerkſchaftsabzeichen (Knopf) ſichtbar tragen; wer ohne dieſes iſt, muß binnen 24 Stunden dem Gewerkſchaftsbeamten angezeigt werden. Die Unterlaſſung wird mit 1 Dollar gebüßt. Jedes Mitglied muß den andern am Zahltag ſeinen Lohn zeigen. Wer ſich weigert, wird mit 5 Dollar beſtraft."

Bei den Klempnern heißt es: „Die Arbeitszeit liegt zwiſchen 8 Uhr morgens und 5 Uhr nachmittags. Auf keinen Fall darf die Arbeit vor 8 Uhr begonnen werden. Der Mindeſtlohn der Geſellen iſt 5,50 Dollar (23,10 Mk.) den Tag. Der Lohn iſt in bar, und zwar Sonnabend mittags um 12 Uhr zu zahlen. Von dieſer Stunde an gilt der Überzeitſatz (doppelter Lohn)."

Durch die Beſtimmung: „Lohn iſt in bar zu zahlen", wird einem großen Unfug, der Zahlung in Anweiſungen, geſteuert, die in Wirklichkeit glatter Betrug iſt oder auf Kundenfang für Banken von fragwürdiger Beſchaffenheit hinausläuft, immer aber für den Arbeiter Schererei bedeutet. Nebenbei bemerkt iſt es dem Arbeiter in Amerika unmöglich, Lohnforderungen raſch einzuklagen. Auch weiß er oftmals nicht, für wieviel Zeit oder Stück er entlohnt iſt. Lohnzettel mit Aufzeichnungen im einzelnen gibt es ſelten; Auskunft iſt ſchwer, und wo fremde Arbeiter ſind, gar nicht zu erhalten. Die Unternehmer verüben fortwährend Betrug an den Arbeitern, dem dieſe machtlos gegenüberſtehen. Gewerbegerichte ſind nicht vorhanden, die Beſchreitung des ordentlichen Rechtswegs iſt für den Arbeiter gleichbedeutend mit dem Gang zum

Pfefferland. Diese Mängel der Gesetzgebung streben die Gewerkschaften durch Verträge und Arbeitsregeln auszugleichen.

Die dem Arbeiterkartell (Labor Council) angeschlossenen Gewerbe sind nicht so glücklich wie ihre Klassengenossen vom Bau. Ihre Berufe, wie Maschinenbau, Formerei, Schneiderei, Bäckerei und dergl. sind schwerer zu überwachen und haben mit stärkerer Zuwanderung fremder Arbeiter zu rechnen. Dessenungeachtet können sie sich mit ihren gewerkschaftlichen Errungenschaften getrost neben

„Des Arbeiters Heim" in Alamedo bei St. Franzisko.

ihre Berufskollegen in anderen Orten stellen. Ihre täglichen Mindestlöhne schwanken in der Hauptsache zwischen 16,80 und 21 Mk., sie gehen öfter unter als über diesen Satz. Der Achtstundentag wiegt vor, doch ist auch der Neunstundentag anzutreffen.

In dem Vorhergehenden wurde nur von den organisierten, also den bestbezahlten und gelernten Arbeitern gesprochen. Betrachtet man die Gesamtheit der St. Franziskoer Arbeiterschaft, also organisierte und unorganisierte, gelernte und ungelernte, junge und alte Arbeiter, so ist das Bild etwas ungünstiger.

Nach der amtlichen Ermittlung (1911/12), die sich auf 60166 Personen erstreckt, arbeiten 54,1 v. H. täglich 8 Stunden und

weniger, 32,4 v. H. 9 Stunden, der Reſt über 9 Stunden. Für die Arbeiterinnen Kaliforniens beſteht ſeit dem Jahre 1911 der geſetzliche Achtſtundentag. Von den Männern verdienen 14,1 v. H. weniger als 50,40 Mk. die Woche, 28,7 v. H. von 50,40 bis 75,60 Mk., 32,9 v. H. von 75,60 bis 105 Mk. und 24,3 v. H. über 105 Mk. Von den Arbeiterinnen erhielten 7,4 v. H. 25,20 Mk. und weniger die Woche, 33,6 v. H. von 25,20 bis 37,80 Mk., 28,9 v. H. von 37,80 bis 50,40 Mk., 15,7 v. H. von 50,40 bis 63 Mk., und der Reſt über 63 Mk.

Aus alledem geht hervor, daß die Arbeiter am Goldenen Tor ſehr hohe, wenn nicht die höchſten Löhne der Welt haben. Ihr Lohneinkommen iſt zwei-, ja dreimal höher als das der Arbeiter in Europa und um einiges höher als das ihrer Kollegen im amerikaniſchen Oſten. Allerdings wird ein Teil deſſen, was ſie an Lohn mehr erhalten, durch die höheren Ausgaben für den Lebensunterhalt aufgefogen.

*

Merkwürdig: von allen amerikaniſchen Städten, die ich beſuchen wollte, kamen Berichte über ſchlechten Geſchäftsgang und große Arbeitsloſigkeit. Das war ſo in Neujork, in Pittsburg, in Chikago, in St. Louis, in Denver. Natürlich durfte ich die Ausführung meines Reiſeplanes nicht von derartigen Mitteilungen abhängig machen. Das hat mir manchen Vorwurf eingetragen. Immer, wenn ich in einer Stadt eintraf, machten mich eingeborene Gewerkſchaftler und noch mehr liebe Landsleute darauf aufmerkſam, daß ich gerade den allerungünſtigſten Zeitpunkt gewählt habe. Ob ich denn nichts von der großen Arbeitsloſigkeit wüßte? Aber ja, davon habe ich viel geleſen, ſonſt ſei ich ja gar nicht gekommen: wenn es ſo viele Unbeſchäftigte gäbe, müßten folglich auch viele Arbeitsplätze frei ſein. Na, aber natürlich, jedoch . . . ? Die Geſichter wurden ſo lang wie der Tag von Johanni. Meine Schlußfolgerung hielten ſie für verrückt: nur ein Grünhorn könne ſo töricht reden.

Nach den von Kalifornien kommenden Berichten mußte dort mindeſtens die Hälfte der Arbeiter auf der Straße liegen. Dieſer Umſtand hieß mich die große Reiſe nach der Weſtküſte voller Hoffnung antreten und in St. Franzisko ſofort wohlgemut auf die Suche nach Arbeit gehen. Die Unwiderſtehlichkeit des Dranges, mich den Fabrikanten ohne Zeitverluſt vorzuſtellen, wurde durch die Geringfügigkeit meiner Barmittel — 12 Dollar — erzeugt. Ich ſollte mich nicht getäuſcht haben. Gleich in der erſten Fabrik

wurde mir eine Stelle angeboten, die ich aber nicht antrat, weil ich erfuhr, daß man, um dort bleiben zu dürfen, der House Smiths Union (Bauschlossergewerkschaft) angehören müsse. Noch 35 Dollar Eintrittsgeld zahlen, hatte ich keine Lust. Ein Platz mußte gefunden werden, wo die Mitgliedskarte des Maschinenbauerverbandes genügte. An solchen Geschäften konnte es nicht mangeln. Denn wer hat heutzutage nicht etwas zu schneiden oder zu schweißen, zu drehen oder viereckig zu machen? Ich zog bald los, den Herren Maschinenfabrikanten der Reihe nach mein Dasein kund zu tun.

Bevor ich das erste Geschäft betrat, umkreiste ich, alter Gewohnheit gemäß, die Werkstätten, spähte durch Tür und Wandschlitz, um herauszufinden, welche Fachkenntnisse da wohl erwünscht sein mochten. Dann machte ich dem Boß meine Aufwartung. Der feiste Mensch hatte nun wahrhaftig kein gewinnendes Wesen. Allein der erste Eindruck trog. Die rauhe Speckhülle barg ein gutes Herz. Nach kurzem Zwiegespräch begann er verdächtig zu schmunzeln. Ob er sich über die neue Bekanntschaft freute oder über die flotten Antworten, die er auf die Fragen nach meinen Fachkenntnissen erhielt, vermochte ich nicht bestimmt zu sagen. Wahrscheinlich über das letzte. Denn nur selten ist es einem Unternehmer vergönnt, einem Arbeiter zu begegnen, der sein Lebenlang, in der alten wie in der neuen Welt, in nichts anderem als in seinem Sonderfach tätig gewesen ist. Bei einem solchen Mann sind vielseitige Erfahrungen, wenn nicht gar Erfindungen zu vermuten.

Der dicke Boß gab mir zu verstehen, daß er keinen Grund sehe, mich nicht an der Förderung seines Geschäftes mitarbeiten zu lassen. Dafür versprach er einen Stundenlohn von knapp 40 Cent (= 1,68 Mk.). Das war nun allerdings weniger, als die Kunde von den hohen Löhnen in St. Franzisko hatte erwarten lassen, aber für den Anfang nicht unannehmbar.

Am folgenden Tage begann die Arbeit. Daß ich auch diesem Boß auf die Frage nach meinen Berufskenntnissen wahr geantwortet hatte, erwies sich bald. Um den Anforderungen zu genügen, brauchte man wahrhaftig kein Fachkünstler zu sein. Geheimnisse gab es da keine zu entschleiern, Schwierigkeiten nicht zu lösen, bloß in der Gießerei tauchten Neuheiten auf.

Die Fabrik war ein Sondergebiet der Italiener. Sie mochten 90 Hundertteile der Belegschaft ausmachen. Sie gehörten zumeist dem gebildeteren, dem norditalienischen Schlag an; Süditaliener waren selten. Die alte Feindschaft zwischen Nord und Süd machte sich auch hier bemerkbar. Der Norditaliener kann nun einmal

Institut für deutsche Volkskunde

aus wirklichen oder eingebildeten Gründen den Süditalienier nicht leiden. Die ſtille Abneigung geht mitunter in offene, tätliche über. Gar manchem dieſer Kollegen lugte ein langes, ſcharfes Gickeiſen aus der hinteren Hoſentaſche. Das war aber natürlich bloß zum Brotſchneiden, und nicht etwa, um damit dem lieben Landsmann die Haut zu verſchnippeln.

Dem italieniſchen Einwanderer fällt es ſchwer, ſich in die amerikaniſchen Verhältniſſe zu finden und ſich mit ſeinen eingeborenen Klaſſengenoſſen zu verſtändigen, weil ihm die Erlernung der engliſchen Sprache viel mehr Schwierigkeiten macht als dem deutſchen oder ſkandinaviſchen. Das tut aber ſeiner Zuneigung zu Onkel Sam keinen Abbruch. Mit dem Gefühl mag er noch an ſeinem Geburtsland hängen, mit Verſtand und Tat aber iſt er Amerikaner. Gewiß, nicht alle. Mehre Male befragten ſich einige italieniſche Kollegen bei mir über die beſte Art der Rückreiſe nach Europa. Sie nahmen dann auch Abſchied, kamen aber nach wenigen Monaten mit Frau, Kinder und Verwandten wieder zurück. Die Heimat war ihnen immer weniger anziehend geworden, je näher ſie ihr gekommen waren.

In St. Franzisko verdienten ſie im Zeitlohn 2 bis 2,50 Dollar, im Stücklohn bedeutend mehr, alſo ſoviel Dollar wie in der Heimat Lire, das iſt fünfmal mehr.

Chineſenſtadt in St. Franzisko.

# Verdienſt, Kräfteanſpannung und Lebensunterhalt.

Eins muß ich ſchon ſagen: in Amerika bin ich am Zahltag mit wohligeren Gefühlen heimgegangen als in Europa. Das angenehmere Behagen entſprang dem Geldbeutel. In der Taſche klimperten blanke Goldſtücke eine herzerfriſchende, den moraliſchen Mut mächtig ſtärkende Melodei. Ich hatte einen zwei-, drei-, ja dreieinhalbmal höheren Lohn als in der alten Welt, ohne dafür ſchwerer arbeiten zu müſſen. Die beſſere Bezahlung ſtärkte die Arbeitsluſt, ſchwächte die Neigung für einen „Blauen“, das Sparen machte mehr Spaß. Von den gleichen Gefühlen waren, wie ich mich genugſam überzeugen konnte, auch andere Einwanderer beſeelt.

Bevor ich nach Amerika ging, hatte ich oft gehört und geleſen, die amerikaniſchen Arbeiter ſeien allerdings beſſer entlohnt als ihre Kollegen in Europa, aber dafür müßten ſie viel ſchwerer ſchanzen, und das höhere Einkommen nütze ihnen keinen Deut, weil es durch die größeren Koſten des Lebensunterhaltes aufgefogen werde.

Dieſe Behauptung mußte ich ſo lange glauben, bis ich nicht ſelbſt Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen. So ſchwieg ich denn. Ich ſagte nichts, als auf der Überfahrt heimkehrende Deutſchamerikaner über die Filzigkeit der Wirte und über die ſchrecklich hohen Koſten des Lebensunterhalts in Deutſchland ſchimpften; ich konnte auch nichts erwidern, als mir in Neujork Landsleute erklärten, in Amerika müſſe man für ſein Geld zehnmal mehr ſchuften als in der Heimat. Die Verhältniſſe Weſteuropas hatte ich durch eine vieljährige Wanderſchaft kennen gelernt, wie ſie aber in Amerika waren, hatte ich trotz heißem Bemühens nicht recht erfahren können. Sie zu ſtudieren, war ich gekommen. Jetzt, wo ich am Goldenen Tor angekommen bin, glaube ich es wagen zu dürfen, mich darüber zu äußern. Auf dem 3500 Meilen langen Wege von Neujork bis St. Franzisko habe ich Gelegenheit genug gehabt, mich zu unterrichten.

Um es gleich vorweg zu nehmen: Der amerikaniſche Arbeiter erzeugt — allgemein geſprochen — in gleicher Zeit und bei gleichem Kraftaufwand mehr als der europäiſche. Dies iſt in der Hauptſache auf die größere Einheitlichkeit der Warenerzeugung, die allgemeinere Verwendung von Maſchinen und dergleichen zurückzuführen. Er iſt im Verhältnis zu den vorhandenen Reichtümern und zu den von ihm geſchaffenen Werten ſchlechter entlohnt als ſein Kollege in der alten Welt.

Im Lande der Truſts altert der Fabrikarbeiter frühzeitiger, er reibt ſich in den Sielen des Kapitalismus ſchneller blutig, in der Berufstätigkeit drohen ſeinem Leben und ſeiner Geſundheit größere Gefahren als irgendwo anders. Staatliche Kranken- und Invalidenverſicherung gibt es nicht, eine Unfallverſicherung muß erſt noch geſchaffen werden, und wo ſo etwas wie ein Unfallgeſetz beſteht, wird nicht ernſtlich auf die Durchführung gedrungen. Gewerbegerichte und Rechtshilfſtellen ſind unbekannt. Bei einem Streit mit dem Unternehmer ſteht der Arbeiter allein mit ſeiner Not.

Ein blinder Simſon auch in dieſem Land,
Machtlos, geſchoren, geht in Kett' und Strick.
Longfellow.

Aber daran hat der amerikaniſche Arbeiter ſelbſt ein vollgerüttelt Maß von Schuld. Solange er noch den kapitaliſtiſchen Parteien nachläuft, ſolange er noch beſtechliche Burſchen, nahezu alleſamt Geſchöpfe von des Großkapitals Gnaden, in die Geſetzgebung, auf die Richterbank und in ſonſtige öffentliche Ämter wählt, ſolange darf er ſich nicht beklagen, wenn für ihn keine Schutzgeſetze geſchaffen oder die beſtehenden nicht ausgeführt werden. Was der Arbeiter in Europa daran hat, iſt ſeiner eigenen Anſtrengung zu verdanken. Das europäiſche Unternehmertum iſt genau ſo reaktionär, genau ſo arbeiterfeindlich wie das amerikaniſche.

Wie aber iſt die wirtſchaftliche Lage des amerikaniſchen Arbeiters im Verhältnis zu der ſeines europäiſchen Kameraden? Eine vergleichende Betrachtung fällt ſehr zugunſten des amerikaniſchen Arbeiters aus: Er hat ein höheres Lohneinkommen, er ißt, wohnt und kleidet ſich beſſer. Die Behauptungen von der ſtärkeren Kräfteanſpannung, von der größeren Schufterei, in amerikaniſchen Fabriken ſind in der Allgemeinheit, wie ſie gemacht werden, falſch. Vor einem, zwei oder drei Jahrzehnten mochte in europäiſchen Fabriken die Arbeitsweiſe gemütlicher ſein als in den amerikaniſchen, heute jedenfalls nicht mehr. In der Großinduſtrie der alten Welt, beſonders in der Deutſchlands, ſind durchaus „amerikaniſche Methoden“ gang und gäbe, werden die Arbeiter genau ſo, nein noch mehr

angetrieben, als „Hände", als Teile der Maschine betrachtet wie irgendwo anders, der einzige Unterschied ist bloß der, daß die europäischen Arbeiter ein-, zwei-, dreimal schlechter bezahlt sind als ihre amerikanischen Kollegen.

Im Osten der Vereinigten Staaten, vor allem in Neujork und Umgebung, wird allerdings scheußlich geschuftet. Das hat seine Gründe. Neujork ist eine „europäische Vorstadt". Dort kommen allwöchentlich Tausende von Einwanderern an, die wenig Geld, aber viel Arbeitslust und noch mehr Hunger haben; die sich an allen Fabriktoren um jeden Preis anbieten und dadurch die Arbeitsverhältnisse ungünstig beeinflussen. Die Arbeitswilligenschar vor der Fabrik macht den Ausbeuter herrischer, seine Antreiber dreister, zwingt anderseits die Beschäftigten zu größerer Hast und Gefügigkeit.

Aber Neujork und Nachbarstädte sind nicht ganz Amerika. Sobald man die Küstenstaaten im Rücken hat, bessern sich die Verhältnisse. Besonders dort, wo die Gewerkschaften einflußreich sind, wird auf jeden Fall nicht strenger gearbeitet als irgendwo anders; und sollte behauptet werden, daß es dort in den Werkstätten gemütlicher zugehe als in den der alten Welt, so wird es auch noch seine Schwierigkeit haben, es zu widerlegen.

Die Stückarbeit ist in den Vereinigten Staaten weniger allgemein, als gewöhnlich angenommen wird. In den vielen Fabriken, die ich durchforschte, habe ich nirgends Mädchen an Drehbänken gesehen, wie es in Berlin der Fall ist; niemals habe ich, wie so oft in Europa, gefunden, daß ein Arbeiter mehr als eine Maschine gleichzeitig bedient, noch konnte mir jemand eine Fabrik nennen, wo es der Fall ist; in vielen großen Werken ist den Leuten das Tabakrauchen gestattet. Amerikanische Gewerkschaften verbieten ihren Mitgliedern bei hoher Strafe die Stückarbeit sowie die Arbeit an zwei oder mehr Maschinen, ja sogar die Benutzung des Fahrrades zwischen Wohnung und Werkplatz. Und sie sind darin erfolgreich gewesen.

*

Wie steht es nun mit dem teureren Lebensunterhalt? Bei einer vergleichenden Betrachtung der Kosten des Lebensunterhaltes dies- und jenseits des Weltmeers kommt es wesentlich darauf an, welche Gesellschaftsschicht man dabei im Auge hat: Wer auf dem Fuße der breiten Masse lebt, wer Massenerzeugnisse verbraucht, lebt in den Vereinigten Staaten eher billiger, jedenfalls nicht teurer als in Westeuropa; wer aber mit seiner Lebensweise über den Massendurchschnitt hinausgeht, besonders wer nicht in Masse hergestellte

Waren bedarf, für den ist der Lebensunterhalt in der Union allerdings, und unter Umständen sogar vielfach teurer. Die Arbeiter gehören zu der ersten Gattung. Ihr Lebensunterhalt ist in den Vereinigten Staaten an und für sich nicht teurer, im Verhältnis zu ihrem Lohneinkommen erheblich billiger als in Europa. Das gilt auch noch trotz der Steigerung der Lebensmittelpreise in Amerika.

Nach meinen sich auf 30 Monate erstreckenden Aufzeichnungen habe ich in Amerika im Mittel 71 Cent (= 3 Mk.) den Tag für Speise und Trank ausgegeben, und zwar in Neujork und St. Louis durchschnittlich etwa 60, in Pittsburg 75, in St. Franzisko 80 Cent. Daß man als Landesfremder, der immer nur kurze Zeit an einem Ort bleibt, nicht am billigsten wegkommt, ist bekannt. Für dieses Geld habe ich gut gegessen und getrunken, gut im Sinne des europäischen Proletariers. Mein Wochentagstisch hatte eine größere Reichhaltigkeit als der Feiertagstisch des Arbeiters im Lande der „vollen Kompottschüssel".

Als der tägliche Nahrungsmindestsatz des amerikanischen Arbeiters gelten (die sprichwörtlich gewordenen) drei Mahlzeiten, die zusammen 55 bis 75 Cent (= 2,30 bis 3,10 Mk.) kosten. Jede besteht aus Suppe, Eier- oder Fleischspeise, Brot, Gemüse, Butter, Nachtisch, Kaffee oder Milch. Die Gerichte sind — immer im Vergleich zu westeuropäischen Arbeiterverhältnissen — nicht gerade knapp bemessen. Der amerikanische Wirt kennt die deutsche Knauserigkeit glücklicherweise nicht. Er wird es nicht wagen, seinen Arbeitergästen solche Fliegenflügeln gleichenden Fleischgerichte vorzusetzen, wie es seine deutschen Berufskollegen tun, noch wird es ihm einfallen, jedes Stückchen Brot vorzuzählen und zu berechnen. Die Mahlzeit, die in Amerika 1 Mk. kostet, ist in europäischen Großstädten sicher teurer. Jedenfalls ißt der amerikanische Fabrikarbeiter bedeutend mehr Fleisch als sein deutscher Genosse.

Nun könnte das Gesagte leicht durch Wiedergabe der Preise erhärtet werden, die der Arbeiter dies- und jenseits des Weltmeers für Lebensmittel zu zahlen hat. Doch davon kann abgesehen werden, weil es schließlich zugegeben wird, daß, soweit Speise und Trank in Frage kommen, meine Behauptungen nicht unrichtig seien. Aber der Mensch lebe nicht von Brot allein. Ganz richtig, er braucht auch noch Kleidung, Wohnung und dergleichen.

Aber ist denn die Arbeiterkleidung in Amerika teurer? Das läßt sich nun zwar nicht leicht beantworten, denn dabei spielen Güte, Mode, Schnitt, Aufputz eine große Rolle. Immerhin, meine Erfahrung läßt mich sagen, dem Arbeiter kosten die Kleider in Amerika nicht mehr als in Deutschland, sofern er eben kein „tailor made suit",

sondern Fertigware verwendet. Einige Stücke mögen etwas teurer sein, andere sind dafür wieder billiger. Im Verhältnis zum Arbeitslohn aber ist die Kleidung jedenfalls billiger.

Bevor ich in Pittsburg die Reise nach dem Westen antrat, hatte ich mich aus Gründen, die im Handbuch des erfahrungsreichen Reisenden stehen, von Kopf bis Fuß frisch einzukleiden. So ging ich denn mit meinem Wochenlohn, der die letzte Zeit 24 Dollar betrug, in ein Warenhaus und kaufte:

| | | |
|---|---|---|
| 1 Anzug | 10,50 | Dollar |
| 1 Paar Schuhe | 2,50 | „ |
| 1 Hut | 1,50 | „ |
| 2 Stück Unterwäsche | 0,50 | „ |
| 1 Paar Strümpfe | 0,25 | „ |
| 2 Stehumlegkragen | 0,25 | „ |
| 1 Krawatte | 0,25 | „ |
| 1 Hemd | 1,00 | „ |
| Zusammen | 16,75 | Dollar. |

Vom Warenhaus brachte ich von dem Wochenlohn noch 7,25 Dollar heim, wovon mir nach Bezahlung der Miete noch 4,70 Dollar zur Bestreitung der Magenbedürfnisse verblieben. Am folgenden Wochenende hatte ich von den 4,70 Dollar noch ebensoviel übrig wie in Europa, wenn ich von meinem Wochenlohn bloß die Rechnung für Kost und Logis für sieben Tage beglichen hatte.

Nun wird man vielleicht einwerfen, der Anzug für 10,50 Dollar wird schönes Gelump gewesen sein. Mag sein, jedenfalls war er, wie übrigens auch die andern Stücke, in Güte nicht schlechter als alle, die ich vorher gehabt hatte; im Schnitt war er aber bestimmt bequemer. Den Anzug habe ich zwei Jahre hindurch getragen, und er hat dann in St. Franzisko noch einem italienischen Kameraden als Werktagskleid gedient.

Die Wohnungen scheinen in Amerika allerdings erheblich teurer zu sein als in Europa. Die hohe Miete erhält jedoch ein milderes Aussehen, wenn die Lage der Häuser und ihre innere Einrichtung in Rechnung gestellt werden. In der Großstadt St. Franzisko zahlten meine Werkstattkollegen monatlich 58 bis 75,60 Mk. Miete. Das ist sehr viel für europäische Begriffe. Der großstädtische Arbeiter der alten Welt gibt weniger für seine Wohnung aus. Er preßt sich mit seiner Familie in ein paar enge, kahle Zimmer einer dumpfen Mietskaserne, weil sein Einkommen besseres nicht gestattet. Meine St. Franziskoer Kameraden haben für jene Summe drei oder vier Räume mit Küche und Badzimmer in einem freigelegenen Dreifamilienhaus. Die Wohnung bildet ein abgeschlossenes Ganzes,

hat einen eigenen Eingang von der Straße. Sie iſt mit Waſcheinrichtung verſehen, in den Wänden ſind Kleider-, Wäſche- und Geſchirrſchränke eingebaut. Für ein Zimmer, das in weſteuropäiſchen Großſtädten 20 bis 25 Mk. koſtet, habe ich in den Vereinigten Staaten, wenn ich von Neujork, der Stadt mit den außergewöhnlich hohen Mieten abſehe, 33,60 bis 42 Mk. gezahlt. Dafür hatte ich einen hübſchen Raum in einem kleinen angenehmen Haus, hatte Bad, Beleuchtung und mitunter auch Heizung unentgeltlich. Wenn ich zu dem europäiſchen Zimmerpreis noch die Beträge für Bad, Licht und Kohlen zähle, bleibt er nicht weit hinter dem amerikaniſchen zurück. Freilich war in dem Preis für das möblierte Zimmer Wäſche, Kleiderausbeſſern oder Stiefelwichſen nicht einbegriffen. Solche Dinge von einer amerikaniſchen Lady verlangen, könnte einen Beleidigungsprozeß nach ſich ziehen. Die eingeborenen Damen beſorgen ſolches oft nicht einmal für ſich ſelbſt, geſchweige für einen Aftermieter.

*

Es hätte der vielen Sätze gar nicht bedurft, um darzutun, daß ſich der Arbeiter in Amerika beſſer ſtellt als in Europa, denn dafür haben wir zwei andere, laut redende Beweismittel: die ſtändig wachſende Einwanderung und die Treue der Einwanderer zu Onkel Sam. Manchmal mag es zwar ſcheinen, als ob die Einwanderer gerade keine beſondere Vorliebe für das Land ihrer Wahl hätten. Wo ſie beiſammen ſtehen, ſchimpfen ſie ſicher über Amerika. Es jedoch freiwillig wieder zu verlaſſen, fällt bloß wenigen ein. Nach Beendigung meiner Weltreiſe ſind mir manche Amerikamüde in den Weg gelaufen. Sie wollten fortan nur noch in der alten Heimat leben. Lange hat dieſe Abſicht bei keinem vorgehalten. Noch ehe der Monat ein paar Mal gewechſelt hatte, ſind ſie wieder hinübergefahren. In ihren Briefen berichten ſie, in der Heimat zu leben, ſei ihnen nicht mehr möglich, ſie ſei ihnen zu dumpf, zu eng geworden; was man auch gegen Amerika ſagen möge, es biete dem Mann aus dem arbeitenden Volke doch noch bedeutend mehr als Europa. Und ſie haben recht.

In der Gewinnung der Einwanderer iſt Onkel Sam von jeher glücklich geweſen. Günſtige Umſtände kamen ihm dabei wohl zuſtatten. Sein Land iſt ſehr ausgedehnt, deſſen Naturſchätze groß. Das eine mußte erforſcht und bebaut, die andern gehoben und verarbeitet werden. Dazu waren viel fertige, willige, ſtrebſame Menſchen nötig. Die traurigen Verhältniſſe Europas trieben ihm mehr Arbeiter zu als er zuweilen brauchte. Der Fremdenſtrom

wälzte sich langsam westwärts. Dort winkte freies Land und irgendwo begrabene Schätze. In Europa mußte ein halbes Menschenleben um eine erschöpfte Scholle gehungert werden, im amerikanischen Westen gab's jungfräulichen Boden umsonst in Fülle. Im „Wilden Westen" konnte sich die überschäumende Kraft betätigen, das starke Sehnen sich erfüllen. Einige fanden Reichtum und Glück, viele andere nicht. Die Enttäuschten redeten nicht, die Glücklichen um so mehr. Deren Schreie lockten neue Scharen herbei. Allmählich füllte sich der Westen, das Freiland wurde seltener, und damit auch die Möglichkeit, selbständig zu werden. Aber der Menschenstrom hört nicht auf.

Die Einwanderer sehen sich mehr und mehr an die Industriestädte gebunden. Hier pressen sie sich auf engem Raum, fordern wenig, und noch weniger wird ihnen geboten. Sie nehmen damit fürlieb, weil es immer noch mehr ist als das, was sie in Europa erhielten. Sie werden und bleiben Fabriktaglöhner oder Bergleute. Reichtum aufzuspeichern ist ihnen nicht möglich; immerhin, sie haben wenigstens satt zu essen, wenn sie arbeiten, und können sich noch einige kleine Genüsse gönnen. Das ist gewiß verflucht wenig, aber doch sehr viel für den europäischen Proletarier.

Dazu kommt noch ein Anderes: Dem Einwanderer wird nicht, wie im Vaterland, auf Schritt und Tritt zu verstehen gegeben, daß er nichts als ein Untertan, ein Paria sei. Gesellschaftlich wird er als gleichberechtigt behandelt. Amerika zeigt sich ihm nicht in der Gestalt des knuffenden Unteroffiziers, des unersättlichen Steuereinnehmers. In seinen Familienangelegenheiten wühlt nicht die Polizeifaust. Seine Freizügigkeit ist gesetzlich nicht beschränkt. Er braucht sich nicht bei der Behörde an- und abzumelden, braucht kein Arbeitsbuch, keinen Militärpaß, keine Arbeitszeugnisse, und begibt er sich ins Ausland, ist ihm die Hilfe des amerikanischen Konsuls sicher. Seine Jungen werden nicht die besten Lebensjahre in die Kaserne gesteckt, die Kinder erhalten Schulunterricht sowie Lehrmittel unentgeltlich. Will er seine Söhne studieren lassen, bedarf es keiner Vorrechte oder eines großen Geldsackes.

Dem Einwanderer brauchen diese Dinge nicht lang und breit auseinandergesetzt zu werden, er fühlt sie am eigenen Leibe. Er weiß sie um so höher zu schätzen, je rückständiger die Zustände im Vaterlande sind. Seine Zuneigung für Onkel Sam beginnt schon in dessen Abendschule zu keimen. Ihm, dem mittellosen Fremdling, dem das Vaterland Rechte und genügenden Unterricht versagte, öffnet Amerika bedingungslos seine Schulen. Das entfacht die Liebe zu dem großen Freistaat. Allerdings findet er vieles nicht

ſo günſtig, wie er erwartet hat: Er wird in Amerika genau ſo ausgebeutet wie in Europa; die Truppen, Richter und Poliziſten werden genau ſo gegen ſtreikende Arbeiter geſandt. Allein er iſt geneigt, dafür weniger den Staat, ſondern eher das ihn beherrſchende Politikantentum und die Truſts verantwortlich zu machen. Das amerikaniſche Volk braucht „ja nur zu wollen“ und die Meute von Polizei-, Juſtiz- und Staatsſtrolchen iſt ungefährlich gemacht. Dieſe Gefühle und Gedanken ſind bei den eingeborenen wie bei den eingewanderten Arbeitern zu finden, und bis zu einem gewiſſen Grade auch bei den ſozialiſtiſchen.

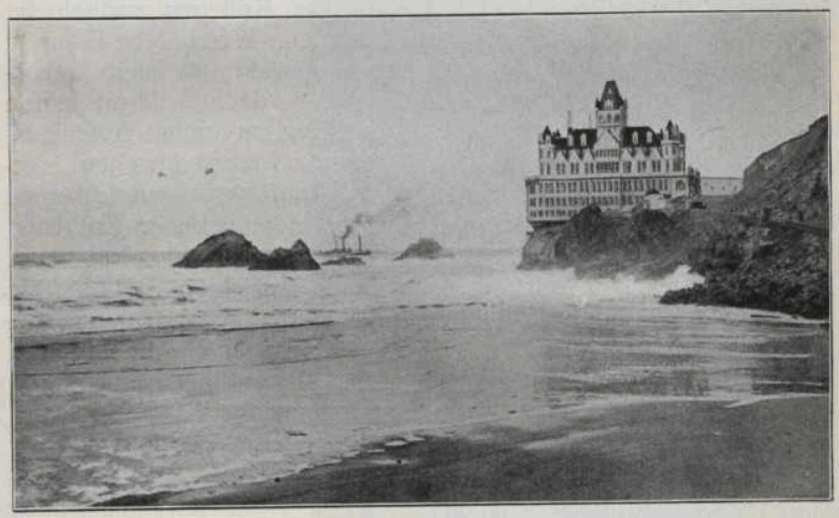
Im kontinentalen Europa iſt es undenkbar, daß ſich bei einer ſozialiſtiſchen Kundgebung die Teilnehmer mit den Nationalfarben zieren. Wer es täte, der wäre der Lächerlichkeit verfallen oder würde dem Krankenwart zur Behandlung übergeben.

Als ich in Amerika an der erſten (gegen die Einkerkerung der Beamten des Erzgräberverbandes gerichteten) ſozialiſtiſchen Kundgebung teilnahm, wurden zu meiner Verblüffung kleine Sternenbanner verkauft. So ziemlich jeder Genoſſe trug eins augenfällig am Bruſtlatz oder ſchwenkte es. Ich hielt das für eine ſchlechte Ausnahme, bis ich eines andern belehrt wurde. In St. Franzisko war bei einer Feſtlichkeit eines ſozialiſtiſchen Arbeitergeſangvereins das auf der Bühne aufgeſtellte Sternenbanner im Verlauf des Abends entfernt worden. Darob regten ſich bürgerliche Blätter nicht wenig auf. Als Antwort kam die wie eine Entſchuldigung klingende Erklärung, der Vorgang habe nicht die (unpatriotiſche) Bedeutung, die man ihm beilege; die Fahne ſei bloß beiſeite geſetzt worden, weil ſie die Aufſtellung des Chores behindert habe. — Wiederholt habe ich aus der Arbeiterpreſſe und von öffentlichen Rednern vernommen, „die Befreiung der amerikaniſchen Arbeiter müſſe mit dem Sternenbanner erſtrebt werden, ſolle ſie Erfolg haben.“

Die Meinung, daß ſolche Taten und Worte Entgleiſungen einzelner ſeien, wird durch ihre Häufigkeit widerlegt. Der Verſuch, ſie mit den Sitten des Landes zu erklären, führt nur halb zum Ziel. Eine gründlichere Kenntnis der Gedanken- und Gefühlswelt des amerikaniſchen Proletariats wird ſie als den Ausdruck des beſſeren Verhältniſſes der Arbeiter zum Staat kennzeichnen. Im Vergleich zu ihren europäiſchen Geſinnungsgenoſſen ſtehen die amerikaniſchen Sozialiſten dem Staat weniger verneinend, freundlicher gegenüber.

Die im Hauſe des Onkel Sam wehende Luft iſt gewiß rauh, wer ſie aber einige Zeit genoſſen hat, der kann ſie nur ſchwer entbehren. Ohne Zweifel, ſie ſetzt dem Einwanderer ſehr zu, macht

ihn klagen und fluchen. Eine Zeitlang wenigſtens. Allmählich jedoch beginnt er zu fühlen, daß ſie auch ihr gutes hat. Mit all ihrer Widerwärtigkeit iſt ſie doch immer noch angenehmer, geſünder, als der mufflige Dunſt der europäiſchen Polizeiſtube. Allerdings vergißt im Verlauf einiger Jahre gar mancher, was ihn über das Weltmeer trieb. Durch den Nebel der Entfernung wird die Heimat immer weniger unfreundlich, immer anziehender. Wohlgemut kehrt er zurück in das Land, wo die Wiege ſtand. Nach einigen Tagen hebt die ganz vergeſſene Plackerei durch die Polizei wieder an, und bei der Suche nach Arbeit wird ihm ein Lohn angeboten,



Das Cliff Houſe an der Küſte von St. Franzisko.

der drüben einem Lehrjungen zu gering iſt. Wieder ſteht das Vaterland in der Geſtalt des Poliziſten, des Steuereinnehmers, des filzigen Ausbeuters vor ihm. Die alte Drangſal ſpürt er jetzt, nachdem er freiere Luft geatmet hat, zehnmal ſtärker. Von all dieſen Behelligungen wußte er drüben nichts. Das Heimweh nach Amerika packt ihn. Er iſt aufs neue europamüde; von nun an für immer.

Einige Wochen ſpäter ſegelt er zum zweitenmal durch das Vordertor der Vereinigten Staaten. Wie wohltuend dünkt ihm jetzt die rauhe amerikaniſche Luft! Die Reiſe hat ihm zum Bewußtſein gebracht, daß er nur noch eine Heimat hat: Amerika. Onkel Sam und er: Up ewig ungedeelt!

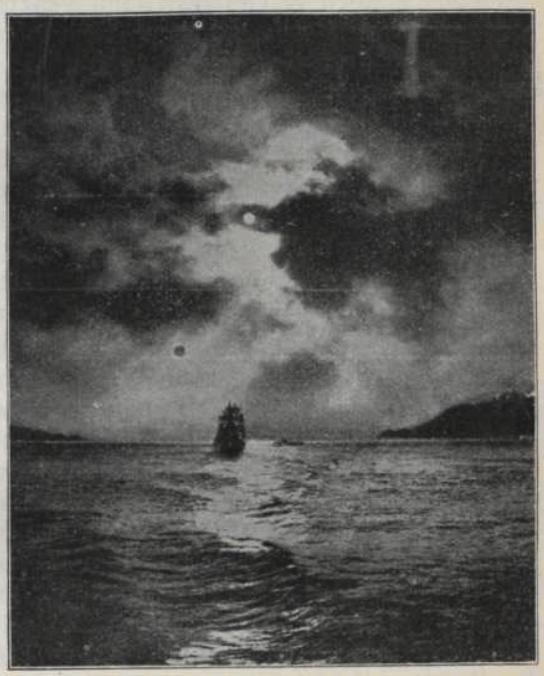
# Dollarland, ade!

Die Stunde des Scheidens von Amerika war gekommen. Es fiel mir ordentlich schwer, meine Arbeitsstelle zu kündigen. Mit den Vorgesetzten wie mit den Kollegen war ich die vierzehn Monate gut ausgekommen. Welch liebe Freunde ich in der Fabrik hatte, wurde ich erst gewahr, als mein bevorstehender Fortgang bekannt wurde. Aus der Gießerei kamen italienische Kameraden mit einer Einladung zu einem Abschiedsessen zu mir. Diese Treuherzigkeit konnte ich nicht abweisen. Am folgenden Sonntag, dem letzten in St. Franzisko, fand ich mich bei ihnen ein. Sie hausten zu sechst in einer noch vom Erdbeben stammenden Holzbude, die an einem Abhang an der Bai stand. Not litten sie allem Anschein nach nicht. Auf einem Stuhl lag ein Fäßchen Wein, in zwei Bratpfannen schmorten sechs Hühner. Ich wunderte mich über ihr Wohlleben. O, dafür sei man in Amerika; Not und Makkaroni und Polenta hätten sie in Italien übergenug gehabt.

Noch schwerer als von den Werkstattkollegen wurde die Trennung von den Hausleuten. Ein guter Stern hatte mich zu prächtigen Menschen geführt. Alle Glieder der Familie Jones beschämten mich mit ihrem Herzensadel. Traurig, aber wahr: in dieser selbstsüchtigen Welt wird man mißtrauisch, glaubt man Eigennutz zu sehen, wenn man einmal wahre Nächstenliebe findet. Allmählich war ich zum Sohn und Bruder geworden. An den kleinen wie großen Freuden des Haushaltes hatte ich teilzunehmen. Je mehr der Trennungstag heranrückte, desto gedrückter wurde die Stimmung. Die Frauen schienen das Lachen verlernt zu haben. Am letzten Vormittag verkroch sich der alte Vater Jones, der mich so oft mit seinen Erlebnissen als Hauptmann eines Sklavenschiffes unterhalten hatte, in den Holzstall — weil es ihm nicht ganz wohl sei; die Frauen steckten in der Küche und schluchzten. Das war mehr als ich vertragen konnte. Wortlos reichte ich allen die Hand und eilte fort.

Glücklicherweise war es mir gelungen, alle, die mich ans Schiff geleiten wollten, davon abzubringen. Bloß bei meinem japanischen Freund Nakazawa fruchtete alles Reden nichts. Schließlich brachte

ich ihn doch wenigſtens ſo weit, daß er nicht ins Haus, ſondern gleich an den Hafen kam. Ich wollte die letzten Stunden allein ſein; ſtill und ungeſtört, wie ein treuer Sohn von ſeiner Mutter, wollte ich Abſchied nehmen von der Stadt, die ich ſo liebgewonnen hatte. Allein, das Herz voller Wehmut, ſtieg ich hinauf auf den Telegraphenhügel, um noch einmal das „Wunder der Welt“ zu ſchauen:



Das Goldene Tor.

Es war noch nicht ganz erwacht. Leicht huſchten die Morgenſonnenſtrahlen über die vielen Hügel, um ſich an den blanken Kuppeln der Wolkenkratzer zu ſpiegeln. Die Briſe, die immer zur Mittagsſtunde voll einſetzt, zeigte erſt leiſe ihr Kommen an. Ruhig, im glänzenden Tiefblau, zeigte ſich die Bai. An dem ſo geſchäftigen Hintertor des Onkel Sam ging es noch recht leiſe zu. Es ſchien, als ob die haſtenden Geiſter noch nicht erwacht ſeien. Nur am Fuße des Telegraphenhügels hatte das Leben ſchon in ſeiner ganzen Lebhaftigkeit eingeſetzt. Die Chineſenſtadt klopfte und ſchrie. In ihren Straßen häuften ſich Waren, Karren und Kiſten. In aller Gottesfrühe umſtanden die Söhne des Reiches der Mitte in gedrängten Haufen lange, hellrote Plakate, die in vergangener Nacht unbekannte Hände angeſchlagen hatten. Starr bohrten ſich die Schlitzaugen in die bekannten und doch ſo rätſelhaften Schriftzeichen. Laut, eifrig, haſtig, mit komiſchen Gebärden wurde die neue Kunde erörtert. Die erregten Geſichter ließen leicht erkennen, daß es ſich um Gewichtiges handelte: Sollte ein neuer Sippenkrieg erklärt worden ſein? Oder wurde zur Ächtung japaniſcher Waren aufgefordert?

Im Gegenſatz zum Stadtinnern ſtand die Hafenkante. Sie war heute mehr als ſonſt ganz Handel, ganz Fabrik, ganz Haſt. Auf den holperigen, ſtaubbedeckten Fahrdämmen keuchten ſchwerbeladene Wagen und ſchweißtriefende Menſchen in raſender Eile. Ein verwettertes, ins Hafenwaſſer hineingeſchobenes, großmächtiges Holzgebäude zog ſie an. Durch ein Tor, worüber „Pier 42“ mit Rieſenbuchſtaben geſchrieben ſtand, verſchwanden ſie. Das Innere des mächtigen Holzkaſtens war heute peinlich ſauber. An ſeine Flanke war ein kleiner Meerrieſe gekettet: die Aſia. Das an ihrem Maſt wimpelnde Seeſtechzeichen zeigte an, daß es noch heute hinausging aufs weite Meer. Die Fahrgäſte ſtanden in Gruppen ihrer Freunde, ſich halblaut unterhaltend. Hier ſtanden junge Mädchen, die ſorgenvolle Blicke hinunter auf das Waſſer warfen; dort weinte eine Mutter mit ihrem Sohne, der ſich zum erſtenmal hinauswagte auf den Ozean des Lebens; drüben ſtanden junge Männer, die mit ſchweren Flüchen ihrer Ungeduld Luft machten; überall ſtanden Seemänner mit ihren Freunden oder Liebſten, ſich gegenſeitig Mut zuſprechend oder zu weiteren Tränen anregend. Man ſprach von baldiger Rückkehr, glücklicher Reiſe, luſtigen Abenteuern; man dachte auch an den Tod.

Im Hintergrunde drängten ſich Hunderte von Chineſen um einen langen Tiſch, woran Beamte der Hafenpolizei Aktenbündel mit viel Gelaſſenheit prüften. Jeder zopftragende Reiſende wurde peinlich mit dem Bild, das ſich auf ſeinen Papieren befand, verglichen, dutzendmal befragt und unterſucht, ehe er auf die Gangplanke gelaſſen wurde. Die Ein- und Abwanderung der Aſiaten wird in den Vereinigten Staaten ſeit Jahrzehnten ſorgfältig überwacht. Keiner, der nicht genau geprüft, durfte das Schiff betreten; ſelbſt den mich an den Hafen geleitenden Japanern wurde die Beſichtigung meiner Kabine barſch verweigert. Auch auf der Fahrt durften die Kajütenreiſenden nicht zu den (aſiatiſchen) Zwiſchendecklern. Die Schutzſperrevorſchriften wurden für dieſes Verbot geltend gemacht.

Das erſte Signal der Schiffspfeife heulte über Land und Waſſer. Des Schiffes Feſſeln waren bald gelöſt. Nach einigem Stoßen und Stoppen und Wenden ſchwamm die Aſia in tiefem Fahrwaſſer. Mit Volldampf ging's die bekannte Küſte entlang, durchs Goldene Tor hinaus auf das Stille Weltmeer. Drüben am Land, auf einem Hausdach, ſchwenkten zwei Frauen ein großes weißes Tuch zum Abſchied. Der Gruß galt mir. Lebt wohl, ihr edlen Menſchen!

—ooc—

# Japanwärts.

Die amerikanische Küste war im Hintergrund verschwunden. Nur noch Himmel und Wasser zeigten sich dem Auge. Jetzt gab es Muße, sich auf dem Schiff umzusehen. Nach einigen Stunden Beisammensein hatten sich unter den Reisenden Gruppen gebildet; man freundete sich an (oder auch nicht). Die Fahrgäste ließen sich's wohl sein nach dem Hasten, der Aufregung, die eine Reise übers Meer mit sich bringt. An Unterhaltung fehlte es nicht. Die Schiffsgesellschaft tat, was sie konnte, ihren Brotgebern das Leben so kurzweilig wie möglich zu machen. Auf dem Wandeldeck gab's Gesellschaftsspiele, im Rauchzimmer wurde um hohe Einsätze gekartet, im Lesesaal stand eine umfangreiche Bücherei mit Werken in den drei Weltsprachen zur Verfügung. Regelmäßig gab's Phonographenkonzerte, selbst ein Lichtspiel war vorhanden. In einem mit Salzwasser gefüllten Schwimmbecken tummelten sich Männlein und Weiblein in seltener Ausgelassenheit. Wer eine Mastkur wünschte, der konnte aus einer reichhaltigen Speisekarte die Mittel dazu wählen. Die leichte Preiserhöhung für Zigarren und (alkoholische) Getränke wurde gar nicht gemerkt, denn die Gäste hatten alle — bis auf einen — vor der Abfahrt vom Dollarland genügend Kleingeld zu sich gesteckt.

Die Schiffsmannschaft setzte sich, wenn man von den ersten Stellen absieht, vollständig aus Chinesen zusammen. Die am Tische bedienenden Stewards (Schiffskellner) nahmen sich mit ihren langen Kaftanen, halbrasierten Schädeln und baumelnden Zöpfen allerliebst aus. Sie verrichteten ihren Dienst geräuschlos und pünktlich. Nur am Ende der Reise, als der unangenehme Zeitpunkt der Trinkgeldspenderei da war, betrugen sie sich fast so bettelhaft wie europäische Stewards.

Die Trinkgelderpest ist auf allen Schiffslinien anzutreffen, nicht zum mindesten auf den deutschen. Da werden eine Menge kleiner Dienste, Notwendigkeiten und ganz unnötige Gefälligkeiten erfunden, um den Geldbeutel des Reisenden zu verpflichten. Verschiedene Schiffsgesellschaften verabfolgen gegen eine Gebühr

Schecks, als das „ſicherſte, beſte und angenehmſte Mittel für die Geldbeförderung“. Sehr ſchön. Sobald man aber den Scheck bei den angegebenen Stellen einwechſeln will, wird man vom Zahlmeiſter zum Steward, von dieſem zum Koch, von dieſem zum zweiten Steward, von dieſem zum Vertreter aufs Land geſandt. Jeder hat gerade zufällig kein Geld, oder man wird darauf aufmerkſam gemacht, daß einem eine große Gefälligkeit erwieſen werde; nicht mißzuverſtehende Worte und Gebärden zeigen dem Schwerhörigen, was gemeint iſt, wenn ihm nicht gleich von vornherein ein „kleines Agio“ abgefordert wird. Man muß dieſem Trinkgeldhunger gegenüber ſchon deutlich reden, ſoll er zum Schweigen gebracht werden.

Der Trinkgelderpeſt gegenüber ſollte jedermann handeln wie jener Engländer, der zu den mit weitgeöffneten Händen daſtehenden Schiffsmenſchen ſagte: „Trinkgelder gebe ich euch nicht, aber ſobald ihr für beſſere Löhne und Abſchaffung des Trinkgeldes ſtreikt, zahle ich hundert Schilling in eure Streikkaſſe; hier iſt meine Karte.“

Die Yankees lieben, wenn ſie aus der heimiſchen Umgebung hinaus ſind, ſich einige Staffeln höher in der geſellſchaftlichen Stufenleiter feſtzumachen. Viele unſerer Reiſegefährten, die einige Tage vorher noch in der Gruppe der ſchwielenharten Hand ſtanden, tauchten auf dem Schiff als Ingenieure und Colonels (ſprich: Körnel = Oberſt) auf; um ſie herum lief noch ein halbes Dutzend „Käppens“. Alle waren — Aufſchneiderei und Nationalſtolz weggetan — jolly good fellows, ſo luſtig und geſprächig wie Yankees eben ſein können. Die Stimmung der Reiſegeſellſchaft ließ kaum etwas zu wünſchen übrig. Dazu trug ohne Zweifel das herrliche Wetter bei. Das Weltmeer, das man das Stille nennt, machte ſeinem Namen alle Ehre. Seine eiſerne Ruhe verlor es ſelbſt dann nicht, als die Miſſionäre unchriſtlich laut mit Beten und Singen begannen. Kein betrübender Zwiſchenfall ereignete ſich. Oder doch? Ach ja: kurz vor Honolulu hängte ein Japaner ſein irdiſches Daſein unten im Zwiſchendeck an einen Schiffsbalken.

Unſere Miſſionärgeſellſchaft ſetzte ſich aus beiden Geſchlechtern, allen Altern und faſt ſo viel Glauben zuſammen, als ſie Köpfe zählte. Ein eigenartiges Völkchen! Sie gingen alleſamt gen Aſien, um die Heiden vom Aberglauben zum Glauben zu bringen. Auf die Frage, worin der Unterſchied zwiſchen Glauben und Aberglauben beſtehe, antworteten ſie mit unchriſtlichen Flüchen. Entweder hielten ſie die Frage für vollſtändig albern oder den Frageſteller für heillos verrückt. Wäre darauf geziemend geantwortet worden, hätte es einen Bürgerkrieg zwiſchen Miſſionären und

Chriſten ohne Hoffnung auf die ſtreitſchlichtende Hilfe der Seekrankheit gegeben. Über die Schwierigkeiten ihres Bekehrungswerkes in China wird wortreich berichtet. Wenn ſich die Chineſen ſo ſelten aus freien Stücken den chriſtlichen Predigern anſchließen, ſo wird das vielleicht an ihrer noch unkultivierten Auffaſſungsgabe liegen, die es ihnen unmöglich macht, den Zuſammenhang zwiſchen chriſtlicher Lehre und Mehrladegewehren zu erfaſſen, wie ſie ihn um die Jahrhundertwende in ſo blutiger Anſchaulichkeit ſahen. Übrigens: warum ſchicken die Chineſen keine Miſſionäre nach Europa? In Moral und Gläubigkeit nehmen ſie es mit andern Gläubigen auf. Für ehrliche, arbeitſame und heuchelfreie Leute gäbe es in Europa und Amerika genügend Liebeswerk zu tun.

Am ſechſten Tag erſchallte der Ruf: Land! Die erſte der Sandwichinſeln kam näher. Einige Stunden ſpäter legten wir in Honolulu an. Die Eingeborenen kamen in kleinen Kähnen entgegengefahren. Im Hafen umſchwammen das Schiff eine Anzahl braune Geſellen, die uns ihre Kunſt im Tauchen zeigten. Jedes Geldſtück, das von Bord hinunterflog, brachten ſie fehllos aus der Tiefe herauf.

Die Inſelgruppe beſteht aus ſieben großen und einer Anzahl winziger Inſeln. Sie wurde 1778 von dem berühmten Seefahrer Cook entdeckt. Die erſten Handelsbeziehungen knüpften 1786 von Amerika nach China ſegelnde Pelzhändler an. Im Jahre 1791 wurden die Inſeln unter Kamehameha I. zu einem Königreich vereinigt. Achtzehn Jahre ſpäter wurde die Abgötterei von Amts wegen abgeſchafft; an ihre Statt traten die Lehren und Götter amerikaniſcher Miſſionäre. Die Vereinigten Staaten warfen gierige Blicke auf die hinſichtlich der Kriegsführung ungeheuer wichtigen Inſeln. Zur Einverleibung kam es erſt im Jahre 1898. Neben ihrem militäriſchen Wert birgt die Inſelgruppe noch große wirtſchaftliche Vorteile. Ihre Witterung iſt allen Früchten des gemäßigten und des heißen Himmelſtriches günſtig. Die hauptſächlichſten Bodenerzeugniſſe ſind Zucker, Tee, Reis, dann Kokosnüſſe, Pomeranzen, Bananen und Ananas. Hawais Warenausfuhr nach den Vereinigten Staaten beziffert ſich in einem Jahre (1911/12) auf 41,2 Millionen Dollar, die Einfuhr auf 22,3 Millionen. Hierzu kommt noch der Warenverkehr mit andern Ländern, der für den gleichen Zeitraum auf 5,9 Millionen geſchätzt wird.

Zur Zeit der Entdeckung (1778) lebten auf den Inſeln, die eine Geſamtfläche von 16946 Geviertkilometer haben, ungefähr 200000 Eingeborene. Ihre Zahl hat ſich ſtetig vermindert. Unter den 192000 Bewohnern der Inſeln ſind (1910) nur noch 98157 Hawaianer. Die Japaner zählten 79000, die Chineſen 21000.

Gleich hinter der Hafenstadt Honolulu erheben sich mächtige Gebirgsketten. In den Niederungen erblickt das Auge mit Reis, Palmen, Kokos- und Bananenbäumen bepflanzte Gefilde. Der Krater Kilauea, der größte der Welt, war leider vom Schiff nicht zu sehen.

Nach eintägiger Rast ging's weiter, japanwärts. Manche der Schiffsgäste hatten ihren Kleidervorrat aus den Läden Honolulus erhöht. Kaum wieder in frischem Fahrwasser, konnten die Modepuppen beiderlei Geschlechtes ihren Tand wieder ganz anhängen und sich damit in den Sitzungen des Vereins für gegenseitige Bewunderung vorstellen. Auf hoher See täglich dreimal die Kleider wechseln, kann dem Spötter Stoff genug liefern. Wenn diese Modenarretei noch eine Zeit weiter wuchert, sind gleichlaufende Schiffe für die Fortschaffung der Kleiderkisten nötig.

*

Das Sternenbanner weht selten auf hoher See. Onkel Sam hat keine großen Handelsschiffe. Der Yankee spricht nicht gerne über diese betrübende Tatsache. Er kann zwar nicht genau sagen, worin die Ursache dieses, das nationalstolze Herz in Wallung bringenden Zustandes liegt. Jedenfalls weiß er nicht, daß sich im Zolltarif ein kleiner „Joker" (Pferdefuß) befindet, der das „herrlichste Land" um eine Hochseeflotte bringt. Im Tarif befindet sich ein Paragraph, der mit vielen Worten sagt: Jedes unter amerikanischer Flagge segelnde Schiff muß in Amerika gebaut sein. Diese Bestimmung haben Gesetzgeber mit weitem Gewissen und noch weiteren Taschen zugunsten einer Schiffswerft getroffen. Natürlich will die Werft das Geld, das ihr die Aufnahme dieser Bestimmung gekostet hat, wieder tausendfältig hereinholen. Daneben hat der Stahltrust für den Inlandkunden höhere Preise. Dadurch wird der Schiffbau viel teurer als im Ausland. Die Unternehmer behaupten zwar, die hohen Arbeitslöhne wären das Übel; diese seien dreimal höher als in Europa. Das mag schon sein. Aber da überall behauptet wird, der amerikanische Arbeiter schaffe dreimal mehr als sein schlecht bezahlter ausländischer Kollege, so muß dieser Beweisgrund der Unternehmer von beträchtlicher Wurmstichigkeit sein.

Wie dem nun auch sei, Amerika hat sehr wenig Hochseeschiffe. Die amerikanischen Kapitalisten ziehen es vor, ihr Geld in Schiffbauanstalten im Ausland anzulegen. Die Waren des Onkel Sam segeln unter fremder Flagge über das Weltmeer. Die kleinen Schiffe, die unter dem Sternenbanner Küstendienst tun, erfreuen sich keines besonderen Vertrauens. An der Westküste möchte jeder die „Tubs"

(Wafchtröge) meiden; an der Oftküfte ift feit der Verbrennung des „General Slocum“ mit feiner Menfchenfracht der Ruhm der amerikanifchen Schiffe auch nicht fonderlich hoch.

Unfer Schiff fegelte unter englifcher Flagge. Es zählt zu den kleinften der Gefellfchaft. Über feine Seetüchtigkeit herrfchte unter den Paffagieren nur eine Stimme. Es brachte uns pünktlich und wohlbehalten an die Küfte Japans.

Abfahrt von Hawai.

DRITTER TEIL

# IM LANDE DER AUFGEHENDEN SONNE

## Japans Umwälzung.

Welche Veränderung der Dinge! Noch vor einem knappen halben Jahrhundert durfte kein fremdes Schiff wagen, an Japans Küften Anker zu werfen. Und heute liegen die Fahrzeuge aller Länder friedlich in den japaniſchen Häfen. Die Nachfahren des Jeſuitenpaters Francis Xavier (1549) wurden mit ſtark wechſelnden Gefühlen empfangen. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es, Eingeborene zu bekehren. Die Erfolge machten die Prieſter dreiſt und vorlaut: nach ihnen käme der Papſt, um das Land zu unterwerfen. Dieſes und noch vieles andere führte zu einer Chriſtenverfolgung durch die Aſiaten, die an Blutigkeit, Gemeinheit und Wahnſinn der heiligen Inquiſition gleichkam. Große Belohnungen wurden ausgeſetzt für Mitteilungen über die ausländiſchen Mönche; Chriſten und Chriſtentum wurden als Jakio (ſchlechter Weg, üble Art) gebrandmarkt.

Die mit unendlicher Geduld und Nachgiebigkeit angeknüpften Handelsbeziehungen wurden vernichtet. Nur noch drei holländiſche Schiffe im Jahre durften im Hafen von Nagaſaki ankern. Sie hatten ſich ſchmählicher Behandlung und entehrender Durchſuchung zu unterwerfen. Den Angeſtellten der holländiſchen Handelsgeſellſchaft wurde ein Inſelchen überlaſſen, wo ſie beinahe wie Gefangene behandelt wurden. Durch die vollſtändige Vernichtung der Verbindungen mit dem Ausland, Zurückweiſung der Fremden ſowie Vernichtung der Chriſten wurden die Vorbedingungen geſchaffen für einen langen inneren Frieden. Dieſe Zeit (1600 bis 1867), die in ſcharfem Gegenſatz zu dem vorhergehenden, durch Krieg und blutige Schrecken ausgefüllten Jahrtauſend ſtand, wird von den japaniſchen Schriftſtellern der „Große Friede“ oder auch der „Lange Schlaf“ genannt.

Bis zur Eröffnung Japans, und noch darüber hinaus, war das japanische Volk in viele scharf abgegrenzte Kasten eingeteilt. An der Spitze des Gesellschaftsbaues leuchtete ein Janusgesicht, dessen eine Seite die göttlich-ohnmächtigen Züge des Mikado, die andere die grimmig-herrischen Gesichtslinien des Schogun (Militärkaiser) zeigten. Unter dieser Spitze standen an die 270 Daimios (Feudalherren), die sich ihrerseits auf einen anderthalb Millionen starken Kriegerhaufen, den Samurais, stützten. Diese zusammen bildeten die herrschende, die nichtarbeitende Klasse. Sie lebten in verhältnismäßiger Üppigkeit und fast ständiger Muße. Für sie hatten die Angehörigen der anderen, ebenfalls streng geschiedenen Kasten zu fronen. Zuerst mußte für die Bedürfnisse der Herren gesorgt werden, und erst wenn diese befriedigt waren, konnten sich die arbeitenden Klassen in den verbleibenden Rest von Nahrungsmitteln teilen. In Zeiten der schlechten Ernte war die Not des gemeinen Volkes gräßlich; Hungertod eine alltägliche Erscheinung. Was kümmerte das die Herren! Der Menschen waren ohnehin zu viel; das Land war sowieso schon für die Menschenzahl zu klein.

Die große Masse des gemeinen Volkes bildeten die Bauern. Sie kannten nichts als harte Fron, Hunger, Krankheit und hündischen Gehorsam; Unwissenheit und Aberglaube war bei ihnen allgemein. Sie bestellten das Feld, wie es zahlreiche Geschlechter vor ihnen getan hatten: mit den Händen; Pflug und Wagen waren ihnen unbekannt. Der chinesische Bauer hatte seit langer Zeit wenigstens Schubkarren und landwirtschaftliche Geräte in verbesserter Form; zu beiden sollte sein japanischer Kollege erst lange nach ihm kommen. Selbst heute sieht man in Japan noch durch Menschenkraft bewegte Pflüge, die sich von denen der Ägypter zu Pharaos Zeiten kaum unterscheiden.

Freizügigkeit kannte der Sohn der Scholle nicht. Wo ihn der Zufall der Geburt hinwarf, blieb er sein Lebtag gekettet. Sein Dasein war an das seines Herrn geknüpft. Auf Reisen, in die Welt gehen, durfte er nicht; das war Sache der Samurais. Er lebte von der Hand zum Mund. Ließen die Herren etwas von den Früchten seiner Arbeit übrig, hatte er etwas zu beißen, wenn nicht, hungerte er. Widerstand gegen seine Bedrücker konnte ihm nicht in den Sinn kommen, Hoffnung auf Übergang in eine höhere Gesellschaftsklasse nur verwegene Schwärmer für erfüllbar halten. Und doch war der Wunsch, in die Kriegerkaste aufgenommen zu werden, ein heißer. Denn mit der Einrückung in diese war das Recht des Säbeltragens, das Recht über Leben und Tod des gemeinen Mannes verknüpft. Der Säbel war das Zeichen des freien Mannes, des Herrn.

Erst mit der Europäisierung des Landes sollte dieser Wunsch nach dem Säbel für die große Allgemeinheit in Erfüllung gehen. Mit welcher Berserkerwut sie ihr Verständnis für das gewährte Vorrecht zeigten, beweisen die Kriege mit China und Rußland.

So elend, hungrig, geschlagen und ausgebeutet der japanische Bauer auch war, er stand sich immer noch besser als die unter ihm stehenden Schichten, nahm immer noch eine hohe Stufe in der Gesellschaft ein. Unter ihm standen die Händler, Totengräber, Gerber, dann die Eta und Hinin. Diese beiden waren die von der menschlichen Gemeinschaft Ausgestoßenen. Von den Eta mußten sieben zusammengehen, um den Wert eines einzigen Menschen zu haben; die Hinin, das heißt Nicht-Menschen, wurden überhaupt nicht als Menschen angesehen, wie ihr Name schon besagt.

Diese beiden Klassen setzten sich aus den Stiefkindern des Schicksals zusammen. Es waren zumeist durch Krankheit heruntergekommene Geschöpfe, die ihr Dasein nur noch durch Bettel fristen konnten.

Im feudalen Japan war das arbeitende Volk so an Willkürherrschaft gewöhnt, daß es an Empörung gar nicht denken konnte; es hatte soviel Unmenschlichkeiten, Angst und Hunger zu erdulden, daß es Scham über die Schmach oder Mitleid mit andern nicht zu empfinden vermochte. Der Anblick geköpfter Menschenleiber, die Schmerzensschreie Gefolterter, die Last der Ketten, die Hoffart der Herren, die Drangsal des Hungers und der Krankheiten waren so alltäglich, so oft gefühlt, daß Mitgefühl gar nicht keimen konnte. Jeder hatte selbst ein vollgerüttelt Maß von Schmerzen, Qualen und Sorgen zu tragen, daß keine Kraft für den Nächsten blieb. So konnte es kommen, daß die Kranken einfach hinausgestoßen, ihrem Schicksal überlassen wurden, ohne daß man sich der Unmenschlichkeit dieser Handlungsweise bewußt geworden wäre. Und wenn die Geächteten, die Eta und die Hinin, dem Hunger oder dem Säbel der Samurai zum Opfer fielen, wer kümmerte sich darum?

Dieser Zustand dauerte bis zur Ankunft des amerikanischen Admirals Perry (1853) im Hafen von Jokohama. Er beendete sehr unsanft den „Langen Schlaf" des kleinen braunen Mannes. Mit den noch halb schläfrigen Schlitzaugen bestaunte er die „weißen Teufel" und die merkwürdigen Dinge, die sie bei sich hatten. Sie kamen auf Schiffen, die ohne Segel gegen den Wind liefen, woraus verteufelt lange Eisenröhren hervorlugten, die Rauch und bleiernes Zeug spieen, wogegen Gott Buddha eine Heilvorschrift zu hinterlassen vergessen hatte.

Was das alles zu bedeuten hatte, wußte der kleine braune Mann nicht gleich zu sagen, immerhin, er erkannte, daß mit den Weißen, der „zurückgebliebenen Rasse", Schindluder nicht mehr getrieben werden dürfe, sollten nicht große Gefahren für Land und Menschen heraufbeschworen werden. Während er geschlafen hatte, hatten sich die „weißen Barbaren" Macht und Waffen geschaffen, die Achtung einflößten.

Daß die Abschließung des Landes aufgegeben werden müsse, war einem guten Teil der herrschenden Kaste klar. Wenn man sich nicht das Wissen und die Waffen der Weißen aneignete, konnte Japan das Schicksal Indiens teilen. Um diese drohende Möglichkeit zu verhindern, wurde aus der Not eine Tugend gemacht: das Land wurde den Fremden geöffnet, dann mit asiatischer Schlauheit und neuzeitlicher Eile versucht, hinter das Geheimnis der Macht der Weißen zu kommen. Japans herrschende Kaste sah in der Europäisierung das beste Mittel, ihre eigene Machtstellung sowie des Landes Unabhängigkeit zu wahren.

Die Macht der 270 Daimios (Feudalherren) ging über auf einen Selbstherrscher, den Mikado; der Feudalismus machte einer Autokratie Platz (der später eine Verfassung angeleimt wurde). Dann wurden Kriegsschiffe und Flinten gekauft, militärische Unterweiser, Lehrer und Techniker angeheuert, Söhne des Landes studienhalber ins Ausland gesandt, Fabriken und Eisenbahnen gebaut. Als dann das heidnische Japan in zwei langen Metzeleien mit den neuen Mordwerkzeugen gezeigt hatte, daß es den weißen Völkern „ebenbürtig" sei, war es für die christliche Welt zu einem Kulturvolk geworden.

Wie stand es nun eigentlich um die Kultur des „Volkes in der Schule?" Hatte Japan von Europa nicht bloß Mordwerkzeuge, Staatsschulden und industrielle Fronfesten, sondern auch Menschenliebe, Volksfürsorge und Bürgerfreiheiten übernommen? War es wahr, was in dicken Büchern über den Kunstsinn des Volkes, über seine politischen Fortschritte, seine große Industrie, von seiner Arbeiterbewegung steht? Oder sollten sich vielleicht die Japanbeschreiber in der Rolle des deutschen Handwerksburschen befunden haben, der für karge Verpflegung große Klafter Holz sägt? Oder sollte Lob und Tadel in einem Verhältnis zu der Masse der abgesetzten Hosenträger, Bruchbänder, Pillen, Bibeln, frommen Schriften und ähnlichen Quacksalbereien stehen?

———ooo———

# Die Ankunft in Jokohama.

Wir sind im Hafen von Jokohama. Noch ist es Nacht, vom Morgengrauen kaum ein Schimmer. Die Schiffsbevölkerung liegt noch tief im Schlaf, als ob sie sich noch einmal tüchtig ausruhen wollte, ehe sie hinausgeht in die unbekannte Welt. Rings umher liegen Dampfer aus aller Welt; ihre Flaggen sind vorderhand nicht zu erkennen. Gleich neben uns schaukelt ein klotziger schwarzer Kasten. Vor seiner Nase lagert ein hoher Dampfer in blendend weißem Kleide. Wer ist dieser schmucke Meerriese? Der Morgenwind hilft die Antwort finden. Sachte, zärtlich neckend, umsäuselt er die Flagge des großen Unbekannten, um sie schließlich sekundenlang zu entfalten: schwarz-weiß-rot! Ein schwimmendes Stückchen Heimat in fremder Welt. Wie wohl das tut!

Aber wo ist Japan? Eine kleine Ewigkeit stehe ich nun im schwer verpönten Nachtkleid auf dem klatschnassen Deck und spähe erfolglos. Es will aber auch gar nicht Tag werden. So ist es immer: wenn man sich ein halbes Menschenalter auf eine wichtige Begebenheit vorbereitet, sie erwartet, ersehnt hat, werden einem die letzten Augenblicke zu schier unertragbaren Unendlichkeiten. Da hatte ich auf zwei Erdteilen die Bilder von Landschaften, Küsten, Städten, Dörfern und Menschen gesammelt, in mein Gehirn gepreßt, sie während des wochenlangen Schaukelmarsches durch die Wasserwüste, Stilles Weltmeer genannt, gepflegt, wieder lebensfrisch gemacht, um sie in der japanischen Welt zu Vergleich und Kritik zu gebrauchen. Und nun steht der Ausführung dieser Absichten ein schwarzgraues Dunkel im Wege!

Doch auch der Ungeduld wird Sieg. Leicht beginnt es zu dämmern. Ich erblicke einen prächtigen Strandspazierweg von Bäumen und Gärten gesäumt, mit zwei-, drei-, ja vierstöckigen Häusern, reinen Palästen, die hohe Glasfenster und breite Steintreppen haben, von deren Ziegeldächern Flaggenmasten in die Wolken schießen. Soll das Japan sein? Ich staune heute wie damals, als ich zum ersten Male Amerika an der fundländischen Küste sah. Dort wunderte ich mich, daß die Landstraßen waren wie in Europa, mit Gräben, Steinhaufen und Bäumen; heute wundere ich mich

über das europäiſche Ausſehen der Straßen und Häuſer in Japan. Aber das war nichts Japaniſches, ſondern die Hauptſtraße des europäiſchen Viertels Jokohamas mit ſeinen großen Hotels, Geſandtſchaftsgebäuden und Sitzen der Schiffsgeſellſchaften. Daß Japan ganz anders ausſieht, ſollte ich gleich erfahren.

Das Himmelsgewölbe ändert ſeine Farbe. Aus dem dunklen Grau wird ein lichtes Rot, ein glänzendes Hellgelb. Jenſeits des Hafendammes wird das Wellengekräuſel zu einem in tauſend Verſchiedenheiten glitzernden Spiegel: Mutter Sonne ſchiebt ſacht ihren glänzenden Scheitel über die Waſſerfläche. Hurtig eilen die Sonnenſtrahlen über die naſſe Bahn. Die Nebel flüchten eiligſt vor der unwiderſtehlichen Macht des Lichts. Nur in weiter Ferne, deucht einem, verminderten ſie die Schleunigkeit ihrer Flucht. Noch ein leichtes Necken zwiſchen Nebelballen und Lichtſtrahlen, ein Scharmützel zwiſchen Nacht und Tag: der Tag ſiegt.

Jokohama.

Ein prächtiger, ſanfter, ein japaniſcher Sommermorgen bricht an. Eine neue, lachende, anziehende und einzigartige Welt tut ſich auf; Inſeln, Meerfelſen, Dünen, Buchten, Wieſen, Gärten und Felder bilden den wechſelvollen, farbenprächtigen Saum von Hügeln und Bergen, die ſich in friedlicher Eintracht um einen weißköpfigen Rieſen (den Fudſchijama, Japans höchſtem Berg) lagern. Das Naturbild iſt reizend in ſeiner Zierlichkeit. Es hätte aus einer Puppenſtube genommen ſein können.

Zierlichkeit iſt ein Merkmal des Landes. In Japan iſt alles klein: Menſchen, Häuſer, Gärten, Berge, Wagen, Eiſenbahnen; nur die Bäume (und die Geldſtücke, die der Fremde zu geben hat) ſind groß.

Nun iſt's auch an Bord lebendig geworden. Den meiſten Schiffsgäſten iſt es nach einigem Mühen gelungen, zwiſchen ſich und die Schlafkiſte eine Treppe zu bringen. Der Zauber der Natur preßt ein: isn't it wonderful? (iſt es nicht wundervoll) durch die Zähne der überall mit ihrem ekligen Stecken Nationalſtolz wandernden

Yankees. Eine allgemeine Erregung greift Platz. Selbst die gelassenen Engländer und eiskalten Quaker und Shaker (Missionäre) können sich ihr nicht entziehen. Alles jauchzt und schreit und rennt und packt die Koffer. In der Aufregung geht selbst das wichtigste Zeichen, das der glückliche Seereisende kennt, der Ruf zum Essen, verloren. Jetzt ist weder Zeit noch Muße, sich mit einer so gemein menschlichen Sache aufzuhalten. Man möchte hinweg, hinüber ans Land fliegen, um die so verlockend angekündigten Wunder in nächster Nähe zu schauen. Noch darf niemand fort; der Hafenarzt muß erst die Ankömmlinge untersuchen. Erst der Einzug der hoch oben flatternden gelben (Quarantäne-) Flagge erlaubt den Auszug der Fahrgäste.

Laute Stimmen dröhnen an den Schiffswänden entlang. Ein Blick über Bord zeigt, daß sich inzwischen unten am Schiff eine Masse Menschen angesammelt hat. Eine große Zahl Sampans (Boote der Eingeborenen) ist angekommen. In diesen schwankenden Nußschalen stehen aufrecht die Bootsmänner, kleine braune Gestalten, und häßlich obendrein. Denn Strupphaar, Schlitzaugen, vorstehende Backenknochen und dergleichen wird ein Kaukasier schwerlich für Zeichen männlicher Schönheit halten. Ihre Kleidung ist zwar nicht einzigartig. Abgesehen von dem großmächtigen Strohhut, der an die Spitze eines runden Strohschobers erinnert, war ihre Gewandung schon — dem biblischen Adam bekannt. Da für Japaner Feigenblätter zu viel Deckfähigkeit haben, wird anstatt deren ein Tuchstreifen zwischen den Gehwerkzeugen durchgezogen und an einem Hüftengurt befestigt. Dadurch wird auch den bösartigen Insekten die Niederlassung an edlen Plätzen verboten, was im Paradies nicht nötig war.

Die Sampans erregen Neugierde. Welchen Zweck hat das Häuschen, diese eingelegte Sänfte, am Ende des Bootes? Es ist der Aufenthaltsort des Gastes. Bei Sturm und Wetter schlängelt er sich da hinein, schließt die Tür und den Schiebeladen am Dache. Der Bootsmann steht hoch aufgerichtet hinten am Ruder. Wie närrisch da gerudert wird! Anstatt daß das Ruder im Winkel zur Längsseite des Fahrzeuges läge und direkte Stöße gegeben würden, liegt das Ruder, eine sehr lange Stange mit flachem Brett am Ende, wie die Fahrrichtung und wird leicht hin und her geschwänzelt. Es scheint, als ob diese Art Ruderei die nämliche Wirkung hätte wie das Kreuzen eines gegen den Wind fahrenden Segelschiffes.

Auch schmucke Motorboote kommen herangeschnurrt und keilen sich zwischen die Sampans. Während die Bemannung der Motorboote zu den Kajütenmenschen hinaufschreit, knüpfen die Sampan-

leute mit den Zwischendecklern (Japaner und Chinesen) Geschäftsverbindungen an. Aber weder die einen noch die andern lassen die gelbe Flagge aus dem Auge. Wie diese von ihrer luftigen Höhe herabsteigt, stürzt die Mannschaft von den Booten die Treppen und Leitern herauf. Man wird einfach überfallen. Zwanzig Hotelmenschen sprechen gleichzeitig auf einen ein. Sie sprechen in allen Sprachen und man versteht sie doch nicht. Der Wortschwall verblüfft, ängstigt. Man zieht sich rückwärts. Und so tut der Hotelmenschentroß. Doch nur, um einen ganz im Kundenfang Geriebenen allein vorzuschicken: „Vertreter des Grand Hotel, feinste Lage, billigste Preise!“ knallt es mir an die Ohren.

„Wieviel den Tag?“ frage ich.

„Neun Jen“ (1 Jen = 2 Mk.).

„Wieviel Mahlzeiten?“

„Drei.“

„Wieviel Gänge jede Mahlzeit?“

„Zehn.“

Nur 18 Mark den Tag — ohne Trinkgeld und Getränke natürlich — ist eigentlich wenig. Aber dafür auch nur $3 \times 10 = 30$ Gänge täglich. Na, schließlich ist der Magen eines deutschen Handwerksburschen daheim auch nicht überladen worden. So nehme ich denn an. Die nächste Minute findet mich mit Gepäck im Boote. Noch einen schwermütigen Abschiedsblick auf die gastliche Asia — und wir schnurren dem Zollhaus zu.

Die Rücksichtslosigkeit der amerikanischen Zollbeamten sieht man glücklicherweise hier nicht. Im „herrlichsten Lande der Welt“ — Amerika — werden bei der Zollnachschau die Koffer aufgebrochen, zerhackt, gestülpt, die Lumpen herumgewühlt, herausgeworfen, wobei nach Noten geschnauzt und gespuckt wird. In Jokohama geht's sittsam, zärtlich zu. Sachte werden die Koffer hingestellt, behutsam der Inhalt gemustert. Gründlich wird auch hier nachgesehen. Besonders auf Tabak und Zigarren geht die Jagd. Das Warum wird verständlich, wenn man hört, daß ein Zoll von 350 v. H. auf diesem Unkraut liegt. Daß in meinem Fellseisen die Suche nach Edelsteinen, Perlen, Goldstangen, Damastwesten, seidenen Unterhosen und ditto Schneuztüchern gänzlich ergebnislos verlaufen müsse, hatte ich mir schon längst gedacht; aber der Zollmensch brauchte doch eine Viertelstunde, sich meine Einsicht anzueignen. Er malte einen Hühnerfuß auf meine Kiste und entließ mich, gnädiglich schmunzelnd.

So steuerte ich hinaus, neuen Zielen entgegen. Geradewegs der Stadt zu.

Die Erfüllung der großen Erwartung war nun doch nahegerückt. Es drängte mich, dieses eigenartige Land, worüber ich so viel gelesen hatte, mit eigenen Augen zu sehen; vor allem brannte ich darauf, meine gelben Klassengenossen kennen zu lernen. Wie sie wohl lebten und stritten? Wie wird sich wohl der erste Kollege vorstellen? Wann werde ich mit ihnen zusammenkommen? Welchen Eindruck — — — Rikscha! Rikscha! Rikscha! — Nanu, wer schreit denn so?

Ein Dutzend brauner Gesellen fliegt auf mich zu. Jeder zieht ein leichtes zweirädriges Wägelchen hinter sich her. Im Nu haben sie mich umzingelt. Immer dichter schließen sie den Kreis. Die Wagendeichseln drohen mich aufzuspießen. Allem Anschein nach wollen sie mich mit ihrem Wagen in der Stadt herumfahren. Mit einem deutschen Handwerksburschen müssen sie noch nicht zusammengekommen sein, denn sonst wüßten sie sicherlich, daß dieser bestimmte Gründe hat, die Einladung zu einer Luftfahrt rundweg abzulehnen.

Wir grinsten uns gegenseitig an. Meine abwehrende Handbewegung wurde recht mißverständlich aufgefaßt. Anstatt daß sie darauf den Rückzug angetreten hätten, drängten sie sich nur noch enger um mich. Schließlich deutete ich auf meine Beine. Das half ein wenig. Einige entfernten sich, ihr Wägelchen rückwärts aus dem Kreise schiebend. Sie hatten mich verstanden. Der Rest aber schien noch stark daran zu zweifeln, ob ich mit meinen Gehwerkzeugen imstande sei, den Fahrpreis, 15 Pfennig den Kilometer, selbst zu verdienen. Ihre beharrliche Ungläubigkeit hieß sie, mir stundenlang folgen.

Das waren also die Rikschaleute. Viel Günstiges hatte ich nicht über sie gehört. Sie sollten ihre Fahrsätze allzusehr nach oben abrunden und dazu noch ein Trinkgeld von der Höhe des Fahrpreises fordern. Gram konnte ich ihnen deswegen nun nicht gerade sein. Sie folgten nur jenem naturgesetzlichen Trieb, mit dem Überfluß anderer die Lehre des eigenen Beutels auszugleichen. Und dann brauchte mir vor einem Versuch, den Beutel der Weißen zugunsten des Beutels der Gelben zu entlasten, nicht bange sein, schon weil bei mir nicht viel zu entlasten war. Alles recht gut und richtig, aber zum Fluchen haben mich die Rikschaleute doch oft gebracht.

Die Rikscha verdankt Japan einem fremden Missionar. Er baute ein Wägelchen für seine kranke Frau, das die Japaner schnell aufgriffen und Jinrikscha oder Kuruma, das ist Mannkraftwagen, tauften. Dieses leichte Wägelchen war und ist heute noch für

den größten Teil des Mikadoreiches das einzige Beförderungsmittel. Wagen und Schubkarren kannte das alte Japan nicht; seine Bewohner gingen zu Fuß, ihre Waren schleppten sie auf dem Rücken.

Der Andrang zum Rikschaberuf ist groß. Er bildet für verarmte Bauern, beschäftigungslose Feldarbeiter, für Soldaten und Krieger, die vom Vaterland mit leerem Magen entlassen werden, die einzige Hoffnung. Gewiß sind in diesem Erwerbszweig keine Schätze zu sammeln. Die Kleidung der Rikschaleute: Strohhut, Badehose und Lauflocken oder Bastsandalen, kann nicht als Zeichen der Wohlhabenheit gelten. Es muß Tag und Nacht, bei Wind und Regen, arbeitsbereit auf der Straße gestanden werden. Viele gehen in ihrem Dienst an Lungenkrankheiten zugrunde. Aber die andern Arbeiter Japans haben es noch schlechter. Selbst wenn das Glück täglich nur zwei Fahrgäste und damit, sagen wir, 50 Sen (= 1 Mk.) in den Beutel bringt, hat der Rikschamann immer noch so viel, wie viele Fabrikarbeiter bei vierzehnstündiger Fron. Dann verhindert der Beruf nicht, liebgewordene Gewohnheiten zu pflegen. Zwischen den Fahrten bleibt Muße genug zum Niederhocken am Straßensaum, ein bißchen zu plaudern, das Pfeifchen zu schmauchen sowie dem Reistopf zuzusprechen.

Ein vornehmer Rikschamann.

Die Rikschaleute bilden die stärkste Gruppe unter der japanischen Arbeiterschaft. Sie setzt sich aus jungen, kräftigen Burschen zusammen. Der Geist der Unabhängigkeit sowie das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist bei ihnen verhältnismäßig gut entwickelt. Sie haben zwar keine Organisation, aber wenn es gilt, den Fahrpreis zu erhöhen oder gegen die Ausdehnung des Straßenbahnnetzes Stellung zu nehmen, sind sie einig.

Der Rikschamann mit seinem Wägelchen ist überall zu sehen, am Strande, in den Bergen, in Städten, Dörfern, Gäßchen und Plätzen, besonders aber vor den Türen der europäischen Hotels. Das Erscheinen eines Fremden bringt ein Dutzend Rikschaleute

in Galopp. Er, der die Eindrücke der fremden Welt allein, in Ruhe und Beſchaulichkeit genießen will, winkt ab. Sie kehren um, nehmen ihr Wägelchen bei den Deichſeln und folgen. Zurückweiſung durch Wort oder Gebärde wird als Anwerbung aufgefaßt, Stillſchweigen desgleichen. Wenn auch einer nach dem andern zurückbleibt, einer bleibt beſtimmt, folgt wie ein treuer Fridolin. Bei jedem Halt an einem Schaufenſter kommt er herangerannt und frägt: „Du willſt bald meinen Wagen haben?“ Beim Beſuch eines Ladens tritt er mit ein, ſchreit die Verkäufer zuſammen, wie wenn er als Führer beſtellt wäre und ſchärft nebenbei dem Ladeninhaber ein, ſeine Gebühr (für die Zuführung des Fremden) auf den Warenpreis zu ſchlagen. Den ekelhaften Burſchen zu verſetzen, iſt vollſtändig ausſichtslos. Am Ende heiſcht er ſeinen Lohn. Weigerung bringt ſofort einen Haufen ſeiner Zunft zuſammen. Die widerliche Lage ſucht man durch ſchleunige Zahlung zu beenden.

An manchen Orten ſind die Fahrſätze der Rikſchaleute in engliſcher ſowie japaniſcher Sprache angeſchlagen. Das hat aber keinen Wert. Der Fremde, der nur den feſtgeſetzten Satz zahlen wollte, könnte üble Erfahrung machen. Reiſehandbuchſchreiber raten, bei jeder Fahrt gleich 50 v. H. als Trinkgeld zu geben. Ob man nun dieſen einfältigen Rat befolgt oder mehrmals 50 v. H. Trinkgeld gibt, nie wird man die Kerle ohne häßliche Auftritte los. Man muß ſchon geraume Zeit im Lande ſein, ehe man ſo viel Geduld, Erfahrung und Frechheit geſammelt hat, wie die Überwindung ſolcher Widerwärtigkeiten erfordert.

*

Als im Jahre 1853 der amerikaniſche Admiral Perry auf der Höhe von Jokohama ankerte, war dieſes ein elendes Fiſcherdorf, ſo unbedeutend, daß den Fremden, als man ſich über die Eröffnung des Landes geeinigt hatte, das weiter landeinwärts gelegene Kanagawa zugewieſen wurde. Da dieſes an der Heerſtraße lag, worauf die Feudalherren mit ihren bewaffneten Schlaraffen gen Tokio zu Eid- und Dienſtleiſtung zogen, ſah ſich die japaniſche Regierung, um Reibereien zwiſchen Fremden und Eingeborenen hintanzuhalten, veranlaßt, die Fremdenanſiedlung mehr ſeewärts, nach Jokohama, zu verlegen. So wurde dieſes dank der Kraftentfaltung, dem Reichtum und der Arbeit der Fremden bald zum wichtigſten Hafenplatz Japans. Die leichten Bretterbuden machten ſteinernen Häuſern Platz, die Papierlaternen der elektriſchen Lampe.

1887 wurde die Waſſerverſorgung und 1905 die elektriſche Straßenbahn gebaut. Die Bevölkerung ſtieg (1910) auf 399000, worunter ſich 6716 Ausländer befinden. Der Reichtum der fremden Anſiedlung wirkte wie ein Magnet auf die Eingeborenen. Auf der Hinterſeite der Stadt wuchs ſchnell japaniſche Induſtrie. Heute gibt es wohl nicht viele japaniſche Häuſer in Jokohama, wo nicht gewerblich gearbeitet wird.

*

So lehrreich nun auch die täglichen Streifzüge durch Jokohama waren, ich kehrte immer wieder gerne ins Grand Hotel zurück. Bei der großen Hitze war ſeine vom kühlen Seewind beſtrichene Veranda doch noch anziehender. Zur Nachmittagsſtunde ſammelte ſich dort eine aus Weltbummlern, Handelsherren, japaniſchen Kaufleuten und einem Schloſſergeſellen beſtehende Geſellſchaft. Sie tauſchten ihre Erlebniſſe in fremden Ländern aus. Durch eine mehrtägige Unterhaltung war hier mehr zu lernen als durch mehrjähriges Bücherleſen. Der Wirt ſorgte durch mannigfaltige und gute Speiſen für das leibliche Wohl der Gäſte. Die Kühlung des Speiſeſaals wurde mittels großen, an der Decke ſchaukelnden Fächern bewerkſtelligt. Sie waren durch einen Strick miteinander verbunden, deſſen Ende durch die Wand führte und draußen von einem Hausknecht fortwährend gezogen wurde. Soweit alles recht gut, nur war wenig Japaniſches vorhanden.

Ein Volk kann nur in ſeinem Heim und bei der Arbeit kennen gelernt werden. Die Betätigung dieſes Erfahrungsſatzes ſtieß hier auf ungeahnte Hinderniſſe. Der Bekannte, der mich am Landeſteg abholen wollte, war nicht erſchienen, und der, der mich gleich nach der Ankunft zu beſuchen verſprochen hatte, mußte ſein Verſprechen vergeſſen haben. Doch wenn die Not am größten, iſt uſw.

Am dritten Tage früh ſitzt im Empfangszimmer ein Fremdling, der ſich mit ſeiner Kleidung nun nicht gerade auf der Linie des Gentleman bewegte. Er war barfuß — ſeine Trittlinge hatte er außen am Tore ſtehen laſſen —, nur mit Kimono bekleidet, aus deſſen Unterteil die bronzebraunen Gehwerkzeuge höchſt unappetitlich hervorlugten. Die Miſſes und Mademoiſelles hielten die Finger über die Augen, um das Erzeugnis japaniſcher Natur in unauffälliger Weiſe beſichtigen zu können. Wie und warum kam dieſe unhochzeitlich gekleidete Geſtalt hier herein? Meine Gefühle wurden auch nicht roſiger, als der Kellner berichtete, der Fremde wünſche mich zu ſprechen. Erſchreckt eile ich zu ihm: Genoſſe K.! Nach kurzer Begrüßung hört er, daß ich ſofort eine

Wohnung bei einem Arbeiter in einem Arbeiterviertel brauche. Das sei sehr schwierig; er selber wisse nichts, aber er habe in Tokio einen Freund, der in Amerika englische Worte, amerikanische Erfahrung und güldene Batzen gesammelt habe, der zwar auch nichts wisse, aber doch vielleicht Rat schaffen könne. Also: Auf nach Tokio!

Die nächste halbe Stunde fand uns am Bahnhof. Schimbun! Schimbun! Schimbun! dröhnte es uns dutzendfältig entgegen, als wir die Halle betraten. Uninteressant konnten die Verursacher dieser Schreierei nun eigentlich nicht genannt werden, wenn auch der beste Teil für die Ehrenmitgliedschaft der internationalen Brüderschaft der Ungewaschenen sicherlich reif und aller Kleidung sehr unvollständig war. Die meisten waren mit einst nicht ausbesserungsbedürftigen Bastsandalen beschuht. Die Vorzüge des Mittelbaues ihres bronzebraunen Leibes bedeckte ein Lappen, so eine Art Badehose, woran aber nicht bei allen Alter und Gebrauch genug Öffnungen für Luft und Schweißdunst ausgespart hatten. Auf der struppigen Krone schaukelte ein mit Tuch gefüttertes großes Strohdach — oder auch nicht.

Das waren Zeitungsverkäufer. Die Bündel bedruckten Papieres auf dem linken Arme ließen es leicht erraten. Kaum hatten sie den Fremdling, den Ijin (fremder, eigenartiger Mann) erblickt, rannten sie wie besessen auf ihn zu, umringten ihn immer enger und boten mit unverständlichen Worten ihre papierene Ware an.

Auf einen solchen Überfall war ich nicht gefaßt. Ich wollte dagegen Verwahrung einlegen. Doch zu mehr als zur Absicht langte es nicht. Den braunen Gesellen bös sein, war platterdings unmöglich, denn ihre braunen Gesichter grinsten gar zu freundlich zu mir empor. So blieb mir nichts weiter übrig, als meinen Gesinnungsadel zu zeigen: Leben und leben lassen! Viel konnte die Betätigung dieses edlen Grundsatzes hier ohnehin nicht kosten. Ich spendete ein Nickelstück. Dafür gab es pünktlich ein Blatt und plötzlich freien Weg.

So schnell, wie sie gekommen, fleuchten diese geschäftseifrigen Burschen davon. Und so tat ich.

Hinter dem Fahrkartenschalter stand eine liebliche Maid. Sie lächelte mir unsagbar zärtlich zu. Ich fand das sehr nett von ihr. Nachdem ich den Fahrpreis und zwei Sen (= 4 Pf.) Fahrkartensteuer entrichtet hatte, schob sie mit der Karte auch ihr niedliches Plattnäschen durchs Schalterloch. Dies nicht etwa, um zu schäkern, behüte — dazu war der europäische Jüngling viel zu ungehobelt —, sondern um das glänzen zu lassen, was man in Japan englische Sprache nennt.

Neben mir ſteht ein Hauptmann in voller Uniform. Sachte legt er einen bunten Bündel, woraus Windeln und Milchflaſchen lugen, auf den Schaltertiſch. Hinter ihm in artiger Entfernung die Frau Hauptmann mit der jungen Brut. An ihren Flanken hängen zwei Schlingel, die den mütterlichen Kimono viel weiter auseinander ziehen, als es die Sittlichkeit erlaubt. Der auf den Rücken geſchnallte zappelnde Stammhalter benutzte ihre brezelartig angerichtete Haartracht als Turngerät; der in den Armen liegende Säugling verſucht an den mütterlichen Brüſten die junge Muskelkraft. Vor mir ſtelzt eine Jungfrau in europäiſchen Kleidern auf japaniſchen Holztrittchen, daneben ein Sohn des Landes in ſchwarzem Gehrock und einem Zylinderhut, der anno 48 ſchon aus der Mode war. Wenn die Japaner ihr Äußeres europäiſch kleiden, glauben ſie es auch ſo mit ihrem Innern tun zu müſſen: oft füllen ſie ihren weniger widerſtandsfähigen Speiſebehälter mit Bier oder Saké (Reisbranntwein) und gleich darauf ihre Zylinderhüte mit dem, was ihr Magen nicht anzunehmen für gut findet. So wird wenigſtens erzählt.

Die Eiſenbahnen ſind alle ſchmalſpurig. Die Bänke in den Wagen ſind an der Längsſeite. An den Fenſterſcheiben ſind weiße Striche quergezogen, um damit dem nicht an Glasſcheiben gewöhnten Sohn des Landes klarzumachen, daß er mit Hinderniſſen zu rechnen habe, wenn er den Kopf durchs Fenſter ſtecke, ohne es vorher zu öffnen. Mitreiſende Händler ſchreien ihre Waren aus; Mädchen vertreiben ſich die Zeit mit Füllen und Leeren von Luftkiſſen; Männer haben ihre Kimono einen Meter höher gezogen als es das Muckerauge gerne ſieht oder reiben ſich mit Seidenpapier die Stellen, wo Hitze am erſten Schweiß treibt; Zugdiener bieten Holzkiſtchen mit Reis ſowie Teekännchen und Pantöffelchen an; Studentinnen und Schüler ziehen, kaum ſitzfertig, Bücher hervor, zumeiſt engliſche Lehrfibeln, damit der Fremdling ihren Fleiß merke.

Das Zügle rollt wie beſeſſen davon, ſo daß ein Mitlaufen ſchier unmöglich wird. In jedem Dorfe wird gehalten. Auf allen Halteſtellen ſtehen große Tafeln, worauf die Sehenswürdigkeiten: Plätze, ein Tempel, ein Grab und ein Waſſerfall, verzeichnet ſind, die die nächſte Umgebung beſitzt. Die Fahrt geht durch prächtige Fluren, an grünen, fein wagrechten Reisfeldern, niedlichen Gärten und ſchmutzigen Dörfern vorüber. Rechts in naher Ferne das Meer, links gebirgiges Gelände, Wald und Teiche. Das Landſchaftsbild iſt reich an Abwechſelung. Es würde noch bedeutend ſchöner ſein, wenn es nicht durch unzählige Anzeigeſchilder entſtellt wäre. Je

mehr wir uns der Hauptſtadt nähern, deſto dichter werden Fabriken, Blechſchornſteine und Rauch.

Im Zuge entwickelte ich meinem Begleiter meine Abſichten, daß ich bei einem Arbeiter zu wohnen wünſche, Fabriken beſuchen und darin arbeiten wolle; daß ich die Gewerkſchaftsbewegung zu ſtudieren beabſichtige, wovon ich faſt jede Woche neue Taten geleſen habe. Vor allem aber wolle ich die treibenden Kräfte unterſuchen, die es in ſo wunderbarer Weiſe fertig gebracht hätten, daß ſich „Japan von ſelbſt, nicht nur zum Kapitalismus, ſondern ſchon zum Sozialismus entwickelt“ habe. Er quittierte mit unbeſtimmbarem Schmunzeln.

Nach fünfviertelſtündiger Fahrt waren wir ſchon am Ende des 28 Kilometer langen Weges, auf dem Tokioer Bahnhof Schimbaſchi angekommen. Vor dem verwetterten Gebäude kamen die Rikſchaleute angelaufen. Mein Führer winkte kurz ab. Er haſtete voraus, ich hintendrein.

Nach einem heißen Marſch durch Gäßchen und Gaſſen, die mit ſpärlich gekleidetem Volk, Gerümpel und Schmutz überladen waren, machten wir an einem Holzgebäude halt. Das war eine Druckerei. Die langen Setzkaſten im Innern ließen es erkennen. Hier mußte der Freund wohnen. Wir ſtiegen eine knarrende Treppe hinauf. In einem Raum, der an ein verlaſſenes Gartenhaus erinnert, hockten wir ab. Ein Mädchen, dem europäiſche Schätzung vierzehn Jahre geben, ſtelzte drollig knixend herbei und verſchwand ebenſo mit unſeren Karten. Bald kam es mit zwei Fächern und fein gehobeltem Eis wieder. Schließlich erſchien auch, in tadelloſes Weiß gekleidet, der Druckereibeſitzer. Er freute ſich, daß ſeine Offizin ſogar von einem Deutſchen beſuchswert gehalten werde. Die Unterhaltung drehte ſich um alle möglichen Fragen, nur nicht um die brennende Zimmerfrage. Ich mahnte meinen Begleiter. Als Antwort folgte eine Einladung in die Setzerei. Eine Schar halbnackter, nein, faſt ganz nackter Geſellen ſtarrte mich an. Das waren Jünger Gutenbergs. Sie arbeiteten in größter Gemächlichkeit und Umſtändlichkeit. Als mir geſagt wurde, daß die Setzer 90 bis 100 Sen (= 1,80 bis 2,20 Mk.), deren Gehilfen halb ſo viel für zehn bis 12 Stunden erhalten, begriff ich ihre gemütliche Arbeitsweiſe ein wenig.

Intereſſant iſt die Art der Setzerei. In Japan hat man ſtatt der 25 mehre tauſend Schriftzeichen. Die chineſiſche Silbenſchrift, zu der noch die rein japaniſchen Zeichen kommen, verlangt mindeſtens 2000, für beſſere Druckereien 6000 Schriftzeichen. Dieſe Maſſe iſt in mächtigen Käſten geſtapelt. Ein Mann lieſt den Schriftſatz,

ein anderer ſammelt die Zeichen und legt ſie in den Kaſten, den eine Hilfsperſon, gewöhnlich ein kleines Mädchen, hinterherſchleppt. Iſt ſo der Satz beiſammen, werden die Platten angefertigt wie anderswo. Im Gegenſatz zu den Männern ſind die kleinen, vielleicht zwölf bis fünfzehn Jahre alten Arbeiterinnen nett gekleidet. In dem dunklen Kimono, ſchnurriger Haartracht und hölzernen Trittchen nehmen ſie ſich ganz anmutig aus. Nach der amtlichen Ermittlung ſchwankt ihr Lohn zwiſchen 11 und 20 Sen (= 22 bis 40 Pf.) den Tag.

Inzwiſchen hatten wir auch den Namen eines Zimmervermieters erhalten. Es wäre ein japaniſches Gaſthaus mit guter Koſt, ſauberen Zimmern und ſchönen Mädchen. Die glühendſten Sonnenſtrahlen konnten uns nicht abhalten, das ſo gelobte Haus ſofort aufzuſuchen.

Japaniſche Geſchäftsſtraße.

## Im japanischen Gasthaus.

Das Auffinden des Gasthauses war nicht leicht. Dutzende von schmalen, etwa anderthalb Meter breite Gassen durchwanderte ich mit meinem Führer. Wiederholt fragte er Vorbeigehende nach dem Wege. Zuweilen schien es, als ob die Welt mit Brettern vernagelt wäre. Schließlich ward die Bahn etwas freier. Die Miene meines Freundes ließ erraten, daß wir vor dem lang gesuchten Hause standen.

Es liegt am Fuße der russischen Kathedrale. An dem Torpfosten stand, wie übrigens an allen Häusern in Japan, der Name des Besitzers oder Bewohners. Ein Blick zeigte, daß es zu den besten Häusern gehörte. Die langen, zweistöckigen, sauber gehaltenen Gebäulichkeiten umrahmten eine landschaftliche Idylle in Westentaschengröße: zwischen Büschen, Pflanzen und Bäumen plätscherte ein Bächlein in steinigem Bett an einem Felsen und an Steinblöcken vorüber, bewacht von einer bronzenen Gottheit.

Der Hotelbesitzer bot den Gruß knieend an. Mein Begleiter tat dasselbe. Sie mußten sich beide für gewichtige Persönlichkeiten halten oder hocherfreuliche Nachrichten austauschen, denn nach jedem Wort oder Satz beugten sie die Köpfe bis auf den Fußboden. Dieser Grüßerei mangelte nicht die Feinheit. Es gibt ein Spielzeug mit zwei Männchen, die sich wechselzeitig bücken und aufrichten, wenn man an der Schnur zieht. Mit derselben Gleichmäßigkeit wie die Pappenmänner des Spielzeuges bewegten sich der Hotelbesitzer und mein Begleiter. Die Sache wurde noch schnurriger, als Knechte und Mädchen in artiger Entfernung hinter ihrem Herrn niederknieten und dessen Rückenkrümmung und Kopfsenkung mitmachten. Die Lustigkeit des Spiels wurde für mich bald zur Peinlichkeit. Sollte auch ich meine Schuhe abstreifen, auf die Matten knieen und mit dem Schädel auf und nieder wackeln? Oder sollte ich kurzerhand davonlaufen? Die Unterhaltung war lang und schien sich auf alles, nur nicht auf Zimmervermietung zu beziehen. Endlich erhob der Hotelbesitzer sein braunes Angesicht, wandte es mir freundlich grinsend zu, verneigte sich tief und rief wiederholt: „Heih! heih!“ Plötzlich stellte sich mein Begleiter auf die Beine und wir eilten aus der schwülen Umgebung.

Die Sache ſei abgemacht: Morgen könne ich einziehen; Zimmer nnd Koſt (Frühſtück und Abendeſſen) ſolle täglich 2,50 Jen (= 5 Mk.) koſten, wofür ich aber auch ein europäiſches Gericht für ein japaniſches, ja ſogar Tiſch und Stuhl haben werde.

Am andern Morgen hielt ich meinen Einzug. Am Bahnhof in Jokohama hatte ich meinen Koffer mit der neuen Adreſſe aufgegeben. Als ich in Tokio ins Hotel kam, war ſchon ein Bahnarbeiter mit meiner Kiſte angekommen. Dieſe Pünktlichkeit berührte wohltuend und ebenſo der Preis. Für das Bringen des Koffers waren mir in Jokohama nur 5 Sen (= 10 Pf.) abverlangt worden.

In vornehmem Haus beim Eſſen.

Beim Eintritt in die Vorhalle des Gaſthauſes gewahrte ich auf der einen halben Meter vom Boden erhöhten Empore zwei knieende Mädchen. Die niedlichen Dinger grüßten mit Worten und Kopfneigungen. Offenbar hatten ſie den großen Gaſt erwartet. Als er ſich auf die Kante der Empore niederſetzte, hüpften ſie herunter und zogen ihm die Schuhe aus. Bei Gott, das war ſehr artig. Dann tänzelten ſie mit ihm durch einen überdeckten Hofgang in ſein Zimmer. Dort knieten ſie beide an der Türe nieder und verneigten ſich tief, dabei artig murmelnd. Anſcheinend baten ſie den hohen Herrn, ſeine Wünſche zu äußern. Da dieſer aber erſt das Zimmer zu beſchauen geruhte, warteten ſie knieend am Eingang.

Der 3×4 Meter große Raum war mit Strohmatten belegt. Die Ausstattung bestand aus einem 25 Zentimeter hohen Tischchen, einem Kasten, worin in einem Sandtopf Holzkohle zum Pfeifenanstecken sowie eine Spuckbüchse aus Bambusrohr lag. Sogar ein Schränkchen war vorhanden, wozu nur noch die Nippsachen fehlten. Das Bett mußte sich irgendwo in einem Wandschrank befinden.

Der neue Zimmerherr ließ sich gut an. Er hockte auf den Boden nieder und gestattete einem Mädchen, ihm Luft zuzuwedeln, während die andere Kimono, Stühlchen und Tischchen holte. Die beiden Möbelstücke waren, abgesehen von ihrer Wackligkeit, ganz gut; für ein fünfjähriges Kind wären sie nicht zu klein gewesen.

Die erste Mahlzeit wurde gebracht. Die beiden Püppchen setzten ein mit bunten Näpflein beladenes Auftragbrett auf den Zimmerboden nieder. Dann schoben sie das Tischchen vor mich hin und stellten die dampfenden Schüsselchen drauf. Die eine reichte mir zwei Eßstöckchen, die andere ein Stück Fließpapier. Da ein Löffel fehlte, trank ich den Inhalt des mir zuerst dargebotenen Näpfleins aus. Die Brühe schmeckte so übel nicht. Im zweiten Töpfchen gewahrte ich einige Brocken Fisch in fettigem Wasser. Daß sie nicht getrunken werden dürften, ahnte ich sofort, als mir das Mädchen die Eßstöckchen reichte. Der Versuch, mit diesen Werkzeugen die Fischbrocken auf die Speisetafel zu laden, mißglückte mehre Male. Die Klumpen fielen zurück ins Näpflein. Das fettige Wasser spritzte an den frisch gewaschenen Kimono. Die Mädchen zogen das in meinem Brustlatz steckende Fließpapier heraus und putzten den Fettfladen ab. Das taten sie so schicklich wie erfahrene Kinderwärterinnen. Als dann die Fischesserei vollendet war, holte eines der Mädchen von draußen von der Veranda einen Holztrog herein. Er war mit dampfendem Reis gefüllt. Das eine schaufelte einen Napf voll Reis, das andere schenkte Tee ein. Ich war froh, daß es endlich etwas Richtiges zu essen gab, denn bei der Leerung der Näpflein hatte ich Hunger bekommen.

Reis und Tee! Das klingt ganz unverdächtig, ungefährlich für den Europäer, bleibt es auch, solange er es nicht zu essen hat. Allein sein Unbehagen steigt schneller, als sich die Entfernung zwischen Nase und Mahlzeit verringert. Reis, Tee, Fisch, wird der europäische Arbeiter sagen, sind nun zwar nicht verlockend, aber zur Not, als Abwechselung, mag es schon gehen. Dabei wird er bleiben, bis er zum erstenmal ein solches Gericht versucht. Das Fischzeug ist zu winzig, als daß es zum Sattessen dienen könnte. Der Tee ist nicht gezuckert, sondern so bitter, als wenn er aus Tabakblättern bereitet wäre. Und der Reis! Ja, wenn er mit Milch,

Zucker, Zimmt und Butter übergossen würde. Aber in Japan kommt der Reis so auf den Tisch, wie er den Wassertopf verläßt; er klebt zusammen und hat keinen appetitreizenden Geruch. Manche Japaner würzen den Reis mit einer Brühe, deren Geruch atembeklemmend ist.

Ohne Reis ist eine japanische Mahlzeit kaum denkbar. Wo man sich auch niedersetzt, erblickt man den verdächtigen Trog. Selbst wenn meine Begleiter eine „europäische" Mahlzeit nahmen, verlangten sie als Füllartikel Reis. Und welche Haufen da verschlungen werden! Ein Elefant mittlerer Größe kann nicht mehr fordern. Die Sättigungskraft des Reises scheint sehr gering zu sein, denn die Kulis, die die Reisenden begleiten, haben nach jeder Stunde Hunger.

Ohne Zweifel war der Reis, den ich erhielt, noch guter japanischer. Für die große Masse des Volkes, selbst für die Bauern, die ihn ziehen, ist er unbezahlbar. Der japanische Reis wird ausgeführt und dafür billiger chinesischer eingeführt. Selbst dieser ist für Millionen noch zu kostbar. Er wird mit Bohnenhülsen und Gerstenkleie vermischt, gekocht und gegessen.

Solange ich nicht zum Bürger dieses herrlichen Kulturlandes aufgerückt war, glaubte ich einer zusagenderen Speise als der vorgesetzten zu bedürfen. Ich setzte also eine andere Speisekarte auf: Kaffee, Brot, Butter und Eier. Das erhielt ich abends auch, sogar Messer und Gabel, und der Reistrog stand nach wie vor zur Leerung bereit. Noch mehr. Sogar drei bunte Näpfchen brachten die lieblichen Püppchen wieder angeschleppt. In einem schwammen in angenehm duftender Brühe wiederum drei Stückchen Fisch, im andern zwei Bröckchen von einer Art Schierling, im dritten ein Bündel Blätter eines Gewächses, das wohl unter dem Namen Salat verzeichnet wird. Den Inhalt der Schüsselchen hätte ich gar nicht gebraucht, wenn der Kaffee nicht so scheußlich „fächfisch", das Brot nicht so rüftig, die Butter nicht ranzig und die Eier ordentlich gekocht gewesen wären. Trotz alledem hätte die zweite Mahlzeit gut gemundet, wenn sich nicht kurz vorher eine den Appetit verderbende, überaus garstige Begebenheit zugetragen, ein Anschlag auf meine Sittlichkeit verübt worden wäre. Ich muß das gleich berichten.

In Japan wird in den bessern Häusern, wo die Einrichtung vorhanden ist, vor dem Abendessen gebadet. Das wußte ich, und ebenso, daß der, den man für den vornehmsten Gast hält, den Vorrang hat. In dem von ihm benutzten Wasser baden dann die andern der Reihe nach oder mehre zusammen auf einmal. Daß ich der vornehmste Mann im Hause war, stand für mich fest, nur wußte ich nicht recht, wie sich die Geschichte abspielen werde.

Gegen Abend rief ich die Mädchen, wie üblich, durch Händeklatschen herbei und machte ihnen begreiflich, daß mir das Essen nicht unwillkommen sei. Anstatt meinen Wunsch zu erfüllen, antworteten sie, sich tief verneigend: „Tadaima, o-yu ga wakimaschita!" Nach meinem Verdeutschungsbuch hieß das: „Bad, das bereit, Herr." Aha, ich sollte also erst baden gehen. Dagegen hatte ich nichts in Erinnerung. Die Mädchen machten sich mit Kimonos, Handtuch und Pantöffelchen marschbereit. — Die wollten doch nicht etwa mit ins Bad? Ich setzte mich wieder auf den Boden; die Mädchen knieten wieder an der Tür nieder. Sie blinzelten nach mir herüber, ich zu ihnen hinüber; ich wartete auf ihr Verschwinden, sie warteten auf meinen Gang ins Bad. Ah, ein dunkles Gefühl ließ mich ahnen, was sie vorhatten, die Herrgottsracker!

Angenehm war der Zustand wahrhaftig nicht. Zum Glück besann ich mich, daß ich ein Mann sei und als solcher Mut zeigen müsse. Mit einem kräftigen Ruck erhob ich mich und eilte in Strümpfen dem Badhaus zu. Die Mädchen mit Kimono, Handtuch und Pantoffeln hintendrein. Beim Vorbeigehen an den Zimmern gesellten sich noch die andern Mädchen, eins nach dem andern, zu uns. Sie drängten sich hinter mir in den Baderaum. Hier angekommen, machte die niedliche Gesellschaft auch nicht die geringste Anstalt abzuziehen. Jede hatte für den hohen Gast etwas zu tun. Die eine schob die kleinen Holzkübel, womit man sich übergießt, heran, die andere prüfte die Wärme des Wassers, die dritte reichte mir eine Zahnbürste mit Schlemmkreide. Ich zögerte mit dem Ausziehen. Wie hätte ich mich im Beisein von sechs Mädchen...? Nein, einfach undenkbar. Nach einigen Augenblicken der peinlichsten Verlegenheit dachte ich wieder daran, daß ich als Mann Mut zeigen müsse. Nur mit dem Auskleiden beginnen, die Püppchen werden dann schon wissen, was sich schickt!

Langsam entkleidete ich mich. Die erhoffte Wirkung blieb jedoch aus. Selbst als nur noch die letzte Hülle an den Schultern meiner Herrlichkeit hing, ließen sie keine Bewegung sehen, die als Anstand oder Mitleid hätte gedeutet werden können. Äußerst verlegen machte ich an meinem Stehkragen herum, um meiner Begleitung Zeit zu geordnetem Rückzug zu lassen; ich tat, als ob ich ihn nicht aufknöpfen könne — schwupp standen zwei Mädchen auf den Holzkübeln, trennten mir den Kragen mit einer erschreckenden Plötzlichkeit ab, blickten mich dann an, als ob sie sagen wollten: Na, willst du wohl Dankeschön sagen! Nur dank eines raschen Griffes konnte ich verhindern, daß mit dem Hemdkragen nicht auch dessen Gestelle fiel.

Die unerträgliche Lage mußte beendet werden. Als Mann mußte ich mutig sein. In übermenschlicher Ermannung umfaßte ich die sechsköpfige Gesellschaft und schob sie sanft, aber entschieden hinaus, schloß schnell die Schiebetür und keilte vorsichtshalber mein Messer unter.

Gott sei Dank, die peinliche Geschichte war glücklich vorüber. Ich hätte eben von allem Anfang an mehr Entschiedenheit zeigen müssen. Nun konnte das Baden in aller Gemütsruhe vor sich gehen. Hinten, in einer Nische, stand die dampfende Badewanne, eine Holzkiste von etwa $2 \times 1 \times 1$ Meter im Ausmaß. Um den mir

Die Zimmermädchen.

nachfolgenden Gästen das Wasser möglichst rein zu hinterlassen, wollte ich, ehe ich in die Badewanne stieg, mich tüchtig einseifen und den Schaum durch Begießen wieder abspülen. Mit der Einseiferei gerade fertig, fährt mein Blick in die Höhe — unerhört, schrecklich, einfach gemein: sechs Plattnäschen gucken oben durchs offene Schiebefenster. Die Geistesgegenwart verließ mich nicht: mit einem Satz springe ich, Deckung suchend, in das Bad — wie ein Blitz wieder heraus, Haut darin zurücklassend. Das Wasser war so scheußlich heiß, daß ich mich am Unterkörper elend verbrüht hatte.

Eine namenlose Wut erfaßte mich; eine zentnerschwere Last von Scham warf mich schier auf den Hinterbauch. Vor Wut, aus Rache

hätte ich etwas Entſetzliches, etwas noch nie Dageweſenes verüben können. Aber da ich nicht gleich wußte was, tat ich das Nächſtliegende: ich kühlte die verbrannten Glieder mit kaltem Waſſer, warf dann den Kimono um und zog ſo würdig ab, wie es Erziehung und Brandſchmerz erlaubten. Mädchengekicher begleitete den Abzug. —

Als ſpäter einer meiner japaniſchen Freunde bei mir erſchien, klagte ich ihm mein Leid: er ſolle den unverſchämten Dingern die Leviten ordentlich leſen. Er klatſchte die Mädchen herbei und ſtellte ſie zur Rede. Ich erwartete, ſie würden Scham und Reue zeigen. Nichts von alledem. Mit der unſchuldigſten Miene von der Welt erklärten ſie, ſie hätten ſich bei dem Beſuch des Badezimmers überhaupt nichts gedacht, ſie hätten bloß die weiße Haut des Gaſtes ſehen wollen.

Ich hielt das nur für eine Ausrede und für eine recht ungeſchickte obendrein. Dieſer Meinung war ich einige Tage. Dann aber dämmerte es mir, daß eigentlich ich die Schuld an jenem Zwiſchenfall trug. Der europäiſche Sittlichkeitsbegriff hatte mich in der harmloſen Neugierde der Mädchen etwas Unanſtändiges ſehen laſſen. Hier hatte ich leichtfertig geurteilt, hatte entgegen meinem Vorſatz den europäiſchen Moralmaßſtab an ein fremdes Volk gelegt. —

In Japan ſieht man das Nackte, aber man bemerkt es nicht. In der Tat. Allenthalben ſah ich Männer, den Kimono bis an die Hüften emporgehoben, einhergehen; in den öffentlichen Bädern fand ich Männlein und Weiblein bloß durch eine undichte Bretterwand getrennt; in meiner Nachbarſchaft erblickte ich mehr als halb entblößte Frauen, ohne daß es jemand auffällig oder anſtößig gefunden hätte. Ich brauchte einige Tage, um herauszufinden, daß das japaniſche Volk nicht mit der europäiſchen Sittlichkeitselle gemeſſen werden darf, weil ſie viel zu klein iſt. Es iſt noch nicht ſoweit „vorgeſchritten“, in der Betrachtung des Meiſterwerkes der Natur etwas Unſittliches zu finden. Seine Prieſter ſind glücklicherweiſe noch nicht auf den gottloſen Einfall gekommen, die Freude am menſchlichen Körper zu verdammen.

*

Das unangenehme Gefühl, womit ich mich am erſten Abend im japaniſchen Gaſthaus zur Ruhe legte, hielt nicht lange an. Mit jedem Tage fühlte ich mich heimiſcher. Mein Zimmer ging in den Garten, in einen echten japaniſchen Garten. Er maß etwa 15 Meter im Geviert, hatte keine Blumenbeete, war nicht, was der

Europäer gepflegt nennt, und doch war es ein Garten, wie er nicht reizender gedacht werden kann. Oder eigentlich: eine Landschaft in Zwergform. Nur der Japaner kann ein Naturbild derart getreu nachmachen. Das Gärtchen hatte Anhöhen, Festen, Knieholz und Bäume; dazwischen schlängelte ein Bächlein hindurch. In und um das Flußbett waren Steine gelegt, deren künstlerische Anordnung und Formenschönheit das europäische Verständnis erst nach längerer Betrachtung zu entdecken imstande ist. So oft ich das Gärtchen durchstreifte, jedesmal fand ich neue Reize und mehr Beweise für den Kunstsinn des japanischen Gärtners.

Die Menschen ließen es an Liebenswürdigkeit nicht fehlen. Die Bedeutung des fremden Gastes schien weit überschätzt zu werden. Der Hausherr sorgte persönlich um mein Wohlergehen. Sobald er mich daheim wußte, kam er, kniete nieder und sagte mir unter Verbeugungen Artigkeiten. Abends erschien er mit einem englisch-japanischen Wörterbuch, worin er die nach seiner Ansicht zusagenden Gerichte angestrichen hatte, damit ich die Speisekarte für den folgenden Tag aufsetze. Was aber war die Freundlichkeit des Hauswirtes verglichen mit der der Mädchen? Sie taten alles, um den Gast vergessen zu lassen, daß er in fremdem Hause war. Wie anmutig sie sich verbeugten! Wie herzgewinnend sie lächelten! Ihre Liebenswürdigkeit ließ mich die Schlitzaugen gar nicht mehr bemerken; die Plattnäschen wurden mit jedem Tage niedlicher.

Durch liebevolle Aufmerksamkeit und stete Dienstfertigkeit hatten die Mädchen in einigen Tagen aus ihrem Zimmerherrn einen Daimio (altjapanischen Feudalherrn) gemacht, der sich morgens den Kimono umhängen, die Trittchen anstecken, die Wasserschale halten, den Scheitel ziehen ließ; der nicht essen konnte, wenn sie nicht rechts und links vom Tischchen knieten, das eine den Kaffee zuckerte und reichte, das andere den Reisnapf und die Eßstöckchen gebrauchsbereit hielt; der das Leben nicht mehr erträglich fand, wenn er nicht seine Dienerinnen gewärtig wußte. Abends, lange bevor der arbeitsreiche und aufregende Vorgang der Lageranrichtung da war, erschienen noch aus den andern Zimmern freiwillig Gehilfinnen, die achtungzollend neben die beiden andern knieten und unter anmutigen tiefen Verneigungen in bescheidener Weise dem „hohen Herrn“ sittsame Fragen stellten, nachdem sie sich wegen ihrer närrischen Neugierde und sträflichen Unbescheidenheit vielmals entschuldigt hatten. Geruhte dann der „hohe Herr“ Nachtruhe anzuordnen, waren alle Händchen tätig beim Aufrollen der Schlafdecke, beim Befestigen des Moskitonetzes und Ordnen seines Nachtgewandes oder beim Befördern der zwickenden Biester,

wenn auch nicht ins Jenseits, so doch außerhalb des schleierartigen Schlafhimmels. Erst wenn sie ihren Herrn wagrecht unter Decke und Moskitonetz verstaut wußten, hockten sie sich, gleich Vögelchen auf dem Telegraphendraht, nebeneinander, legten die Plattnäschen auf den Boden und flüsterten: „O yasumi nasai!“ (Wörtlich: Ehrenwert ruhend geruhe! oder: Gute Nacht!)

(Japan kennt keine Betten. Es hat weder Bettstellen, noch Matratzen oder Federkissen. Man schläft dort auf gefütterten Decken (Futon), die tagsüber im Wandschrank liegen. Der Reiche legt sich vier, fünf oder noch mehr Decken unter; der Arme selten mehr als eine. Oft werden statt der Decken wattierte Schlafröcke (Jogi) zum Schlafen angezogen, die den Vorteil haben, immer am Körper zu bleiben.)

Die stete Anwesenheit zweier aufmerksamer, dienstttuender Geister war gewiß recht angenehm. Aber manchmal war es der Liebe doch zuviel. Den ganzen Tag nicht einen Augenblick allein sein zu können, war peinlich. Selbst der Gang, den vielleicht nur Narren nicht allein machen wollen, konnte nicht unbewacht getan werden.

Bald kam ich mir vor wie der Mikado der Feudalzeit, der hinter einem Vorhang in einer glänzenden Abgeschlossenheit sein Leben verbrachte, von seiner Erhabenheit ausruhte, über seine Göttlichkeit schweißtriefend brütete, aber vom Leben und Sorgen und Streiten des Volkes noch weniger wußte als der Christ vom Jenseits. Geld ging fort, Zeit verschwand, ohne daß ich etwas vom inneren Leben des eigenartigen Volkes gesehen, ohne daß ich in eine proletarische Häuslichkeit geschaut hatte. Mit wachsender Ungeduld erwartete ich Bericht von dem nach proletarischer Wohnung suchenden Bekannten.

Endlich, an einem brennend heißen Julimorgen, kam er schweißtriefend angekeucht. Ein Zimmer bei einem Arbeiter sei gefunden, ob es aber einem Europäer darin gefalle, sei eine andere Frage. Er atmete erleichtert auf. Ich auch. Die ganze Schwere der ihm aufgehalsten Arbeit sowie die Mannigfaltigkeit der ihm bereiteten Schwierigkeiten konnte ich noch nicht ahnen. —

Der Auszug vollzog sich in geziemender Weise. Der Hausherr und sein dienender Anhang knieten auf der Hochfläche am Eingang, drückten die Nasen auf die Matten und sagten mit tiefer Stimme: „Saionara!“ (Lebewohl!) Über die pausbäckigen Gesichter der Mädchen huschten dunkle Schatten, die auch nicht verschwanden, als ich ihnen einige Geldstücke als Zeichen des Dankes reichte.

## Bei einer Arbeiterfamilie.

Die Nakafarugaku-Cho gehört zu den wichtigften Verkehrsadern Tokios. Sie ift noch breiter als eine europäifche Großftadtftraße, mit elektrifcher Straßenbahn ausgeftattet und durch hohe, fchiefe Telegraphenmaften verunziert. Um die Nakafarugaku-Cho herum zieht fich das lateinifche Viertel. Die Häufer diefer Straße find zwar auch alle von Holz, haben aber durch die Bank zwei Stockwerke. In jedem Erdgefchoß ein Gefchäft, fehr oft ein Altbuchhandel. Der Bücherfammler kann hier für ein paar Jen einige Dutzend alte Schmöker kaufen. Der weniger aufmerkfame Befucher überfieht die Gäßchen rechts und links, weil fie kaum mehr als anderthalb Meter breit find. In diefen Gängen, altjapanifche Straßen, fpielt fich den lieben langen Tag noch unverfälfchtes japanifches Leben ab. Auf dem Gaffenboden fpielen die Kinder, arbeiten die Väter, fitzt die Mutter mit der Nachbarin beim Plaufch. Bei warmem Wetter ift die Vorderfeite der Häuferfchiebewände fperrweit geöffnet. Nichts hindert, das Leben und die Ausftattung der Wohnungen zu betrachten. Der Japaner hat kein Geheimnis, und feine Frau auch nicht.

Durch eines diefer Gäßchen traten wir auf die Nakafarugaku-Cho. Vor einem gut ausfehenden Gebäude hielten wir an. Der Hausherr ftand in der Schiebetür und verneigte fich freundlich. Das Zimmer auf ebener Erde war mit einem langen Tifch fowie Stühlen ausgeftattet. Im Hintergrund, auf dem erhöhten Fußboden, kniete eine junge Frau mit zwei alten. Sie begrüßten mich mit: Irafchaimafchi! Irafchaimafchi! (Willkommen!) Ich fetzte mich an den Rand der Empore nieder, um meine Schuhe auszuziehen. Eine der Frauen war dabei behilflich. Die junge Frau fächelte mir mit unfagbarer Anmut frifche Luft zu.

Das Zimmer lag im erften Stock. Der Weg dahin ging über eine Hühnerftiege. Bei einiger Vorficht konnte eine fchwere Befchädigung der dünnen Deckbalken durch Anfchlagen mit dem Kopfe vermieden werden. Der Raum mochte zehn Fuß im Geviert haben. Die europäifche Möblierung, Tifch und Stuhl, ließ des

Hausherrn Aufmerksamkeit und Verständnis für europäische Bedürfnisse erkennen. Licht und Luft konnten ungehindert eintreten. Die die Wände bildenden Schiebetüren standen ganz geöffnet. Auch wenn sie geschlossen gewesen wären, hätte Erstickungsgefahr nicht drohen können, denn die Papierscheibchen waren fast alle durchgestoßen.

In dem Hause auf der andern Seite des Quergäßchens lag ein schönes junges Weib, den Kimono allzusehr gelüftet, mit zwei Kinderchen spielend auf den Matten. Als sie den neuen Nachbarn gewahr wurde, kniete sie bescheiden hin und grüßte, sich tief

Mein Wohnhaus in Tokio.

verneigend: „Ohaio! Ohaio!“ Ihr Nachbar tat dasselbe. Beide haben auch später niemals versäumt, sich am Morgen zu begrüßen.

Mit den Wirtsleuten war bald Übereinstimmung erzielt. Das Zimmer sollte 25 Sen (= 50 Pf.) den Tag, jede Mahlzeit 45 Sen kosten. Zwei Tage nach dem Einzug bot der Wirt eine Preisermäßigung an. Da zu seiner großen Verwunderung der fremde Zimmerherr, obwohl ein Drittel größer als er, ein Drittel weniger esse, könne er Wohnung und Kost für 1 Jen (= 2 Mk.) den Tag geben.

Ich hatte mich in der neuen Wohnung noch nicht richtig umgesehen, als schon die junge Hausfrau mit einem hochbeladenen Speisebrett die Stiege heraufgekrabbelt kam. Sie brachte Eier, appetitlich aussehende Reiskuchen, europäische Torte und angenehm

duftende Rippchen. Gleich tauchte auch der Herr des Hauſes mit Gabel und Meſſer auf. Mit freundlichem Schmunzeln blickte er mich an, als ob er ſagen wollte: „Na, was ſagſt du zu meiner Kochkunſt?“ Während des Eſſens machte die liebe Hausfrau mit dem Fächer Wind. Die Speiſen hätten einem europäiſchen Hauſe keine Schande, der Kaffee einem ſächſiſchen Tiſche Ehre gemacht.

Wie kam dieſer aſiatiſche Mann zu all dieſen wohlſchmeckenden Herrlichkeiten? Der Schleier des Geheimniſſes wurde gelüftet, als ich zum erſten Male hinunterſtieg. Sein Verſtändnis für den Zug der Zeit hatte mein Wirt durch Einrichtung eines europäiſchen

Mein Tokioer Hauswirt mit Familie.

Speiſehauſes bewieſen. Im Erdgeſchoß hatte er Tiſche und Stühle aufgeſtellt, eine reichliche Zahl Zeitſchriften aufgelegt, durch deutliche Inſchriften am Hauſe zeigte er der japaniſchen Öffentlichkeit an, daß er europäiſche Kuchen und Fleiſchſpeiſen nebſt Milch, Bier und „japaniſchem Champagner“ (Apfelwein) feilhalte. An der großen Verkehrsader kamen genug Geſchäftsleute vorbei, denen es nach europäiſchen Speiſen gelüſtete, oder Angeſtellte, die ſich beim Leſen der Zeitſchriften ein Fläſchchen heiße Milch für zwei Sen (= 4 Pf.) leiſten konnten. Für gewöhnliche Arbeiter kommt das Speiſehaus nicht in Betracht. Denn dieſe können ſich kaum ein Näpfchen Milch, geſchweige für 11 Sen ein Fläſchchen Apfelwein oder gar für 20 Sen ein Stück Fleiſch kaufen.

Die peinliche Sorgfalt, mit der die Gäfte, meiftens doch beffergeftellte Leute, die Kupferftücke behandelten, ließ mich den Wert des Geldes fowie die Armut in Japan leife ahnen. Einen befferen Begriff von dem ganzen fcheußlichen Elend bekam ich durch einen fich faft täglich wiederholenden Vorgang, den ich oben vom Fenfter aus ungefehen beobachten konnte. Mehre halb, faft ganz nackte Jungen fchlichen, fcheu um fich blickend, durch das Seitengäßchen, drängten fich fchüchtern an unfere Hintertür, bis die Hausfrau mit einem Korb voll Brotrinden und Fleifchreften erfchien. Im Nu hatten fie den Inhalt ergriffen, blitzartig überfetzten fie die breite Straße, um dort ihre Habe mit andern Jungen oder halbverhungerten Frauen mit Säuglingen zu teilen. —

Die Familie meines Wirtes bot ein prächtiges Bild häuslichen Glücks. Ihr Haupt war ein Mufter von einem Familienvater und Wirt. Wenn ich nicht das Bild Karl Marxens an der Wand gefehen hätte, fein anftändiges Auftreten, feine Klugheit, die Zärtlichkeit, womit er feine vier Jungen behandelte, die Liebe, mit der er an feiner Frau hing, die Achtung, die er feiner alten Mutter entgegenbrachte, hätten mir gefagt, daß er Sozialdemokrat fei. Es war ihm früher auch elend genug gegangen. Immerhin hatten ihm die Wechfelfälle des Lebens erlaubt, tiefe Blicke in die europäifche Küche zu tun, was ihm jetzt Anerkennung und Vorteil brachte. Die Betreibung des Speifehaufes gab ihm Mittel und Unabhängigkeit. Er konnte feine Jungen in höhere Schulen fchicken, fie englifch lernen laffen; fie follten, das ftand bei ihm feft, hinaus nach Europa oder Amerika. Da er 10 Jen Steuern zahlte, hatte er das Wahlrecht; es mußte um ihn geworben werden. Und der polizeilichen Drangfal konnte er als unabhängiger Mann ruhiger zufehen.

Von der fozialiftifchen Bewegung in Japan wußte er nichts Ermutigendes zu berichten. Vor Jahren fei hie und da eine Anzahl Genoffen zufammengekommen. Dann hätte es Streit in Kingsly Hall (dem Vereinshaus) gegeben; der Zwift habe zur Spaltung geführt, ein anarchiftifcher und ein fozialiftifcher Flügel feien entftanden. Beide Teile hätten Kongreffe einberufen und fich gegenfeitig aus der Partei ausgefchloffen. Eine Verfammlung habe feit langer Zeit nicht mehr ftattgefunden. Eine Parteiorganifation (in deutfchem Sinne) habe es niemals gegeben. Er felbft habe eine Schrift über die Bewegung gefchrieben, lege radikale Zeitungen in feiner Gaftftube auf, aber die, wofür fie beftimmt feien, ließen fich nicht blicken. Das Blättchen der Anarchiften fei verfchwunden, das der Sozialiften (monatlich

erſcheinend) habe kaum Leſer und werde von zwei Genoſſen weitergeſchleppt. Mehre Leute — vielleicht ſeien ſie Sozialiſten — ſäßen im Gefängnis, weil ſie aus dem Gefängnis Entlaſſenen einen Empfang bereitet hätten. Selbſt wenn ſich Leute für Verſammlungen fänden, könnten ſie nicht abgehalten werden. Die Polizei verfolge ſie auf Schritt und Tritt, treibe die Säle ab, preſſe den Unternehmer, ihr nicht genehme Arbeiter zu entlaſſen. Das arbeitende Volk ſei ohne Macht und Recht. Wenn es einmal einen Streik gebe, ſo ſei es ein Hungerausſtand, dem jede politiſche Unterſtrömung mangle. Oder wenn eine öffentliche Kundgebung oder gar eine Auflehnung gegen die Regierung ſtattfinde, wie beim Friedensſchluß (September 1905), ſo ſei ſicher, daß die „Soſchis“ (politiſche Achtgroſchenjungen, ſchwarzes Hundert) die Anfänger, Leiter und Beendiger wären. Eines ſozialiſtiſchen Inhaltes entbehrten Streiks und Empörungen alleſamt.

Das Geſagte fand weitere Beſtätigung durch Beſucher, die ſchon bei mir vorſprachen, noch ehe der Tag dreimal gewechſelt hatte. Es waren ſchlichte Geſtalten. Ihre reinliche Kleidung wie auch ihr Auftreten zeigten, daß ſie zu den beſten Arbeitern gehörten. Sie waren erſtaunt und betrübt, daß ich in einigen Wochen Tokio ſchon wieder verlaſſen wolle, ſie hätten mir gerne einen Empfang bereitet. Alle nannten ſich Sozialiſten. Was ſie aber über Sozialismus redeten, war krauſes Zeug. Einer Organiſation hatte keiner angehört, niemand konnte ſagen, ob es jemals eine gegeben habe; immerhin, von Verſammlungen hatten ſie ſchon etwas vernommen. Ob es in Tokio noch Geſinnungsgenoſſen gab, wußten ſie nicht. Aber von einem wußten ſie alle viel zu erzählen: von der Polizeidrangſal. Der eine werde von der Polizei ſtändig verfolgt; der zweite könne keine Arbeit ſuchen, weil ihm ein verdächtiger Schatten folge; der dritte habe den Setzkaſten verlaſſen müſſen, weil ſein Arbeitgeber, ein freiſinniger Mann, den Druck von oben nicht mehr habe aushalten können; der vierte käme aus dem Gefängnis; der fünfte ſei ſchon bei Nacht und Nebel aus ſeiner Klauſe gegangen, damit das Polizeiauge nicht in mein Zimmer ſchaue. Sie machten alle einen angenehmen Eindruck — bis auf einen. Dieſer, nett gekleidet, forſch im Auftreten, ſpottete über die Waſchlappigkeit zweier (in Europa bekannter) Sozialiſten. Er ſtellte verfängliche Fragen, die mich ſofort mißtrauiſch machten. Sollte ich mich getäuſcht haben? Ich verabſchiedete dieſen unangenehmen Gaſt, ſuchte nach meinem Wirt, um ihm einzuſchärfen, nur vollſtändig ſicheren, ehrlichen und bekannten Leuten zu ſagen, daß ich daheim ſei.

Der Hausherr erschien mit verstörtem Gesicht, zeigte nach der gegenüberliegenden Straßenseite und flüsterte: „Keisatsukwan! Mawaschimono!“ (Polizist, Spion.) Er habe diese Gestalt schon am Tage meines Einzuges auf und ab gehen sehen, aber erst durch eingezogene Erkundigungen sei er sicher geworden, daß es ein Geheimpolizist sei und seine Anwesenheit mir gelte. Die Sache kam mir äußerst lustig vor. Zuerst wollte ich den Kerl photographieren, um wenigstens ein Beweisstück japanischer Freiheit mitnehmen zu können. Allein, als ich mit dem Fernrohr diese scheußliche Fratze musterte, wurde es mir um die Platte leid. Ich beschloß, mit dem Polizeihund einen Wettlauf zu machen. Die elektrische Straßenbahn wurde bestiegen. Schade, daß sie nicht die amerikanische Schnelligkeit hatte. Wenn der Wagen in schärfster Fahrt war, sprang ich ab. Der Polizeihund auch. Dank seiner Holzschuhe, losen Kleidung und Ungewandtheit im Abspringen schlug er nieder, leider nicht mit dem von mir gewünschten Ergebnis. Ich machte einen kleinen Stechschritt, mein Schatten auch. Nach einstündiger Kurzweil kehrte ich wieder heim, um folgende Nachricht von meinem Bekannten zu lesen:

„Lieber Freund! Ich kann Sie morgen nicht begleiten, denn die Polizei verfolgt mich; suchen Sie sich einen andern Begleiter. Am Sonntag, als wir im Theater waren, hat man Sie auch bewacht. Die Polizisten kommen immer und verlangen alle mögliche Auskunft über Sie. Sehen Sie sich vor.“

Diesen Rat beherzigte ich, und auch den eines andern Bekannten, für den beschlossenen Besuch eines Werkes die Fährte zu verwischen, weil wir auch ohne polizeiliche Bedeckung gut ankommen würden. Die Bespitzelung, so lustig sie mich anfangs deuchte, so lästig wurde sie im Laufe der Zeit. Ich fühlte mich von ihr erst wieder ganz frei, als ich im Hafen von Nagasaki auf dem Schiffsboden stand.

# Tokio.

Tokio ist mit seinen 2168000 Einwohnern der viertgrößte Ort der Welt und seit 1868 die Hauptstadt Japans. In diesem Jahre übersiedelte der nun wieder Alleinherrscher des Landes gewordene Mikado von Kioto, seinem bisherigen Aufenthalt, nach Jedo und taufte dieses Tokio, Hauptstadt des Ostens.

Jedo war ursprünglich nicht viel mehr als das Burggehöft des Kriegshauptmanns Dokan. Es war im Norden und Westen durch eine Hügelkette geschützt, im Süden durch die Bai, im Osten durch Sümpfe, alles kriegerische Vorteile, die dem nach einem Sitz suchenden Iejasu, den Napoleon des alten Japan, bestimmten, es als Hauptstadt zu wählen.

Im Jahre 1603 schwang sich der glückliche Kriegsherr Iejasu zum Militärkaiser auf. Seine ersten Bemühungen galten der Sicherung seiner Macht. Die um die Burgen der geschlagenen Feinde sowie an der Heerstraße zwischen Jedo und Kioto liegenden Gebiete verteilte er unter seine Getreuen. Dadurch hielt er seine Feinde im Zaum und gleichzeitig den Zugang zum Hofe des Schattenkaisers in Kioto offen. Sämtliche Lehensleute wurden gezwungen, jedes zweite Jahr eine bestimmte Zeit in Jedo zu verbringen. Die fortwährenden Hin- und Herzüge schwächten die Geldkraft der Ritter. Ihre Frauen und Kinder blieben, sozusagen als Geißeln, ständig am Sitz des Militärkaisers. Die Lehensleute bauten in Jedo Burgen für sich und Wohnungen für ihre Kriegsknechte. In kurzer Zeit entstanden in der Umgebung des Militärkaisers anderthalb hundert Burgen. Die Hoffnung auf Arbeit brachte viel fremdes Volk, Künstler, Handwerker und Händler herbei. Jedos Reichtum wurde im entferntesten Bergdorf bekannt und lockte neue Scharen an. Im Jahre 1721 soll Jedo schon eine halbe Million Einwohner gehabt haben. Ein Jahrhundert später wurde die Bevölkerung auf 1,3 Millionen geschätzt, wovon 300000 der Militärkaste angehörten.

Die Furcht vor der eisernen Faust des Schogun (Militärkaiser) hieß die Lehensleute ruhig und gehorsam bleiben. Ganz tief in der Brust blieb die Hoffnung auf Abwerfung des Joches lebendig. Die heiß ersehnte Gelegenheit kam (1853) mit dem Erscheinen des amerikanischen Admirals Perry. Dieser forderte Öffnung des bis

dahin ftreng gefchloffenen Landes für den Handel und Verkehr der Weißen. Große Neigung für die Erfüllung des Verlangens war zwar nirgends vorhanden, immerhin, die Feinde des Schogun fahen die gewünfchte Gelegenheit zur Befreiung gekommen. Sie fchlugen fich auf die Seite des Kiotoer Hofes, der im Gegenfatz zum Jedoer den Weißen etwas Entgegenkommen zeigte. Die herrfchende Kafte des Landes ftand fich in zwei Lagern gegenüber, das eine unterftützte die Politik des Militärkaifers, das andre die des Schattenkaifers, des Mikado.

Der Schogun verfuchte vergeblich, die nun folgenden Kämpfe zu unterdrücken. Seine Verwaltung war in den zwei Jahrhunderten des Müßigganges verweichlicht, ohnmächtig geworden. Einen Teil feiner noch treuen Anhänger überzeugte die Befchießung Kagofchimas und Schimonofekis durch europäifche Kriegsfchiffe von der Gefährlichkeit der weißenfeindlichen Politik. Sollte die Unabhängigkeit des Landes und damit die Vorrechte der herrfchenden Kafte nicht aufs Spiel gefetzt, mußten die Kräfte vereinigt, die Staatsmacht zentralifiert werden. Diefe Wahrheit war zu klar, als daß fie nicht eine fteigende Zahl Verfechter gefunden hätte. Der wachfenden moralifchen und zahlenmäßigen Macht der Anhänger des Mikado, der Freunde der (von Furcht geförderten) weißenfreundlichen Politik war der Schogun nicht gewachfen. Er dankte fchließlich (1867) ab. Was fich noch von feinen Getreuen unnachgiebig zeigte, ward bald durch gute Worte, Geld, Fettämtchen oder Säbel bekehrt.

Der neue Alleinherrfcher zog mit feinem Hof nach Jedo; ihm folgten zahlreiche Lehensleute mit ihrem taufendköpfigen Anhang. Die Regierung der „Erleuchtung" ging wacker an die Ausführung ihrer Pläne. Verwaltungsgebäude, Mufterfabriken, Kafernen und Schulen wurden eifrig gebaut, wodurch Stellenfucher, Arbeiter, Soldaten und Studenten in großer Zahl angezogen wurden. Mit der Hauptftadt wuchfen auch Provinzftädte, wie Kobe, Ofaka, Jokohama, Nagoja rafch an, aber ihr Wachstum blieb doch hinter dem Tokios zurück. Diefes wurde immer mehr der eigentliche Mittelpunkt des ganzen Lebens der Nation.

*

Tokio enttäufcht die meiften Europäer. Die einen fuchen in ihm den Hort orientalifcher Sagen, die andern eine große Induftrieftadt. Beide gehen unbefriedigt von dannen.

Wer von Jokohama aus die Hauptftadt befucht, landet im Schimbafchibahnhof. Durch ein Gewürg von Menfchen, Kiften

und Karren gelangt man ins Freie. Man ſteht auf einem ungepflaſterten, mit vielen Pfützentümpeln beſäten Platz. Jenſeits eines übelriechenden Grabens liegt Häuſergeſtrüpp aus Stein oder Holz, ohne jedes beſondere Merkmal, es ſei denn, daß es alt, verwettert, verbogen iſt. Wendet man ſich ein wenig nach links, ſo ſieht man zur rechten Hand eine Straße ſich öffnen: die Ginza, Tokios Friedrichsſtraße oder Broadway.

Die Ginza.

Die Ginza iſt ein Stück europäiſiertes Japan. Ziemlich ſaubere Fußſteige, Kaufhäuſer mit Schaufenſtern und Ladentiſchen, zweiſtöckige Wirtshäuſer mit Schenktiſch und Bierfaß, japaniſche Warenhallen mit europäiſchen Erzeugniſſen. In dieſe Läden kann man mit Schuhen an den Füßen eintreten. Einige Kaufhallen ſind mit ſchlauer Berechnung angelegt. Stelle man ſich ein Labyrinth vor mit einem Gang von gut einem Meter Breite, rechts und links aufgeſtapelte Waren. Man tritt ein, geht hinunter und herauf, wieder hin, wieder her. Die Sache wird langweilig. Man ſucht den Ausgang; man beſchleunigt den Schritt und gerät immer tiefer in die Schlangengänge. Kein Fenſter, kein Punkt zum Zurechtfinden. Man will rückwärts, hofft aber ſchnellere Erlöſung vom Vormarſch. Noch eine Wendung, man ſteht plötzlich wieder auf der Straße.

Straßenbahnarbeiter auf der Ginza.

Eine elektriſche Straßenbahn kriecht die holprige Ginza entlang. Der erſte Anblick dieſes Verkehrsmittels macht glauben, es ſei von Amerika gekommen, denn ſolche Nachläſſigkeit in der Anlage findet

man sonst bloß im Dollarland. Allein man täuscht sich, wie eine nähere Betrachtung lehrt. Schon die Arbeitsweise der Bahnarbeiter ist echt japanisch. Ein viertöniger Gesang klingt durch die Straße: Hie-ha-ho-ha, hie-ha-ho-ha. Die Sänger sind Streckenarbeiter, die nach dem Takt des Gesanges Schienensschwellen unterkeilen. Bei jedem vierten Takt ein Schlag, bei jedem dritten Schlag wird ein Stein untergekeilt — wenn's gut geht.

Eine Straßenbahnfahrt bringt Lustiges genug. Die Fahrt kostet 5 Sen (10 Pf.), die Rückfahrkarte 9 Sen; morgens vor 7 Uhr (für die Arbeiter) bloß 4 Sen. Der Schaffner verabreicht ein Kärtlein von 3 cm Länge und 1 cm Breite. Wer umsteigen will, muß das gleich sagen, auch wohin die Fahrt geht, damit das Papierschnitzelchen richtig gelocht wird. Ist das Loch in einem unrichtigen Viereck, muß noch einmal gezahlt werden. Beim Abstieg muß die Karte entweder dem Schaffner oder dem Führer gegeben werden. Wird das Papierchen gedankenlos in die Falten des Kimonos versteckt, so muß es erst ausgegraben werden, ehe das Absteigen gestattet wird. Wer das Kärtchen verschluckt oder zerpflückt, sucht so geräuschlos wie möglich hinauszukommen und davonzurennen. Schaffner und Führer setzen ihm nach. Dank ihrer europäischen Fußbekleidung holen sie den mit Holztrittchen beschuhten Ausreißer bald ein. Geht alles gut, findet die Unterhaltung in einigen Minuten ihr Ende in artigen Verbeugungen. Die Fahrt geht weiter.

O weh! hinter dem Wagen keucht kreischend ein Weib her. Sie hat ihr Kindchen vergessen. Der kleine Schlingel war, getrieben von dem Unternehmungsgeist, der der japanischen Rasse seit kurzem eigen ist, aus dem Band, das ihn an den mütterlichen Rücken kettete, gestiegen, und hatte sich die Welt angesehen, wie sie am Wagenfenster vorüberzieht. Und die Mutter hatte über ihrem Plausch den Stammhalter vergessen. Der Wagen hält selbstverständlich. Die Frau bindet den Sprößling auf den Rücken mit der Sorgfalt, wie sie nur einer japanischen Mutter eigen ist. Nun geht es glücklich weiter! O nein! Ein paar Leute kommen nachgelaufen. Fast am Wagen sieht einer, daß er die Trittchen verloren hat. Nachdem sie gefunden und eingehend untersucht, ob sie nicht etwelchen Schaden gelitten, schlüpft er unter freundlichem Zwinkern herein — um mitzufahren? nein, um zu fragen, ob er nicht eine andere Umsteigkarte haben kann, die erste sei schlecht gelocht. Nachdem das Wie, Weshalb, Warum der so eigentümlichen Erscheinung gründlich erörtert worden ist, geht's endlich weiter.

Die Hoffnung wächst, daß man diese Woche noch heimkommt. Ruck! Rumm! der Karren steht schon wieder. Fünf, zehn und noch

mehr Minuten ziehen dahin, aber der Wagen nicht. Alles steigt aus. Die Männer schieben, die Frauen, daneben herwatschelnd, streuen ihnen Aufmunterung auf den Weg. Vom langsamen Anmarsch geht's über zum Stechschritt, ja bis zum Galopp. Die Frauen kommen nicht mehr mit. Den Männern läuft der Schweiß dick über das Gesicht. Sie ziehen den Kimono viel höher als es die Sittlichkeit erlaubt. Endlich, ein Blitzen an der Stromleitstange: der Strom geruhte wieder zu kommen. Allgemeines Auspusten, gründliches Abreiben des Schweißes mit Papier. Die heranwackelnden Frauen belohnen die Helden mit dankbarem Blick und süßem Lächeln. Gegenseitiges Danken und Wiederdanken. Alles nimmt einmal ein Ende. Man steigt ein. Der Schaffner prüft peinlich alle Fahrkarten. Na, jetzt geht's doch weiter? Nein, noch nicht! Einem der schiebenden Männer ist das Kärtchen durch den Kimono gerutscht. Guter Rat ist teuer. Der Beamte schaut ratsuchend auf das Gleis. Wahrhaftig, da droben liegt es. Bald ist die Bescheinigung für bezahltes Fahrgeld herbeigeschafft. Die Fahrt geht weiter. —

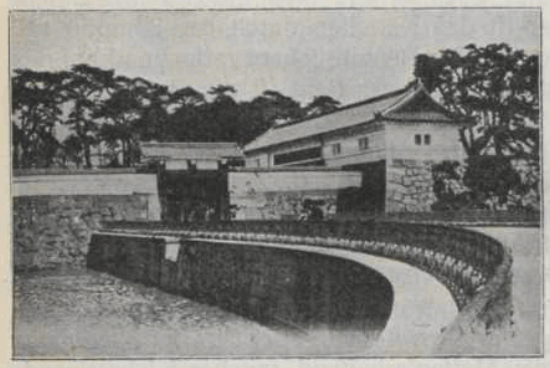
Aber schlendern wir die Ginza entlang. Nach einer Viertelstunde ist die Nihonbaschi (= Brücke) überschritten. Europäische Zeichen werden seltener; Häuser, Straßen und Läden mehr und mehr japanisch. Die verglasten Auslagen machen offnen Platz. Die Vorderseite der Häuser ist offen oder doch nur mit schwarzen oder dunkelbraunen Lappenstreifen verhängt, worauf in großen Buchstaben Name und Art des Geschäftes geschrieben stehen. Hier sitzt der Kaufmann mit seinen Gehilfen auf den Matten arbeitend, rauchend, schwatzend. Vor dem Ladentisch, das ist vor dem erhöhten Fußboden, hockt der Käufer teetrinkend, lachend, feilschend, läßt sich alles mögliche zur Ansicht vorlegen und kauft vielleicht auch etwas.

Noch etwas weiter, und wir sind in Alttokio. Die Häuser sind klein, schmutzig, die Seitenstraßen eng, schlüpfrig; mehr und mehr Papierscheiben. Über dieses Budengewirr erhebt sich hie und da ein sargähnlicher Kasten mit dicken Mauern aus Lehm, schwarz angestrichen, mit Fensterladen wie Geldschranktüren. Es sind dies die Behausungen der durch Feuersbrünste Gewitzigten.

Noch ein Stück weiter und wir stehen an einem wichtigen Knotenpunkt: rechts führt eine breite Straße nach dem Uenopark, links durch die Ogawa-Maschi geht's hinauf zum Militärmuseum, wo die Siegeszeichen des chinesischen und des russischen Krieges aufgestapelt sind. Gerade vor einem, auf einer Anhöhe, die russische Kathedrale mit ihrem Glockenspiel. Schräg vorbei zieht sich der Bogendamm der Hochbahn. Wir sind in Kanda, dem lateinischen Viertel. — Wandern wir links hinein, so kommen wir an den ersten

Wallgraben der Hofburg. Von dieſer Seite mußten die Militärkaiſer die ſtärkſten Feinde befürchten, denn hier hat die Burg drei-, ja vierfache Gräben und Wälle. Zur linken Hand leuchten mehrſtöckige Steinbauten, worin Staatsverwaltung und Gerichte untergebracht ſind. Die breite, ſchöne Straße überſchreitend, kommen wir in die (Feſtungs-) Anlagen des Schloſſes. Von weitem winken zwiſchen grünen Bäumen weiße, turmartige Gebäude japaniſchen Stiles, die kaiſerliche Burg.

Den Eingang zum gewöhnlichen Aufenthalt des Mikado bildet hier eine gewölbte Brücke. Darauf ſtehen Soldaten mit Schießprügeln, die zum Rückzug einladen. Nur ſelten zeigt ſich der „Sohn des Himmels“ dem Bürgerpack. (In Nikko ſah ich den Kronprinzen — den jetzigen Kaiſer Joſchohito — mit ſeiner Begleitung. Ein langer Zug Rikſchas kam angetrabt. Alle Ortsbewohner ſtanden im Feſtgewand vor ihren Türen, ohne Kopfbedeckung. Bei der Vorbeifahrt die Menge in ſtummer, ernſter Haltung. Kein Wort, keine Bewegung.)



Eingang zum Schloß des Mikado.

Oben im Uenopark mit ſeiner berühmten Kirſchbaumſtraße, ſeinem klotzigen Buddhadenkmal, ſeinen Tempeln und Schogungräbern, ſieht man Tokio wie es weint und lacht. Da ſteht ein Kreis brauner Geſtalten rauchend und ſchwatzend; dort liegen Mütter unter ſchattigen Bäumen, ihren Kindern die Brüſte als Spielzeug reichend. Unter ſengenden Sonnenſtrahlen ſtolzieren ſechs-, ſiebenjährige Mädchen ernſten, gemeſſenen Schrittes einher, auf dem Rücken zappelige, braune Bündelchen geſchnürt; am ſtillen Gelände des Schogunkirchhofes ſchlummern Männlein und Weiblein in trautem Beieinander.

Unten, inmitten eines mit Lotosblumen gefüllten Sees, liegt der kleine, zierlich-prachtvolle Tempel der Göttin Banten. Er hat augenſcheinlich an Zugkraft verloren. Die Maſſe der Beſucher ſcheint eher auf die dabei liegenden Teehäuſer zu ſteuern. Herumlungernde Bettler mit ſcheußlichen Hautkrankheiten verderben dem ernſten Beſucher die Freude am Weitergehen. Dieſes altjapaniſche Idyll

haben Vandalen verdorben durch Anlegung einer Rennbahn, die den ganzen See einfäumt.

Oben am Denkmal des Feldherrn und Reaktionärs Saigo Takamori (1827—1877) hat man einen guten Ausblick auf die Hauptftadt. Zu den Füßen liegt ein zwanzig Geviertkilometer bedeckendes Budenmeer, ein London in Bretterhütten. Die Sträßchen und Gäßchen find nicht zu erkennen. Hier und dort unterbricht ein Tempelbau das blaugraue Einerlei, oder Blechfchornfteine zeigen, daß fich mitten im alten Tokio das neue Zeitalter geltend macht. Linkerhand, in nicht allzu großer Ferne, ragt ein zwölfftockiger backfteinerner Turm empor. Er fteht im volkreichen Bezirk Afakufa, in unmittelbarer Nähe des großen Tempels, der der taufendhändigen Göttin der Gnade, der Kwannon, geweiht ift. Hier ift an fröhlichen Tagen der Treffpunkt der niederen Volksklaffen.

Kwannontempel.

Durch eine fchmale Gaffe von anderthalbftockigen Backfteinhäufern zieht man ein in den Tempelhof. Ein ftändiger Jahrmarkt wird dort abgehalten. Das fchwerfällige Tor wird bewacht von großen hölzernen Männergeftalten mit abfcheulich häßlichen Fratzen. Durch fchreiende Kinder, bummelnde Soldaten, auf dem Boden hockende Männer und Weiber wühlt man fich zum Tempel durch. Er wirkt durch feine Mächtigkeit. Seine Formen find plump; roh zufammengefügte Wände und Säulen, alte und neuzeitliche Gemälde. Der Tempelboden gleicht einer Marktftraße. Papierfetzen, Zigarettenfchachteln, Mahlzeitrefte liegen herum. In der Höhe fliegen kreifchende Tauben, unwillkommene Andenken auf die Hüte und Schultern der Befucher werfend. Der Tempel ift voller kleiner Buden, Schilderhäuschen, die an Beichtftühle erinnern. Brennende Kerzen erleuchten fie. An den Gittern haben die Gläubigen Papierbündelchen angebracht, die einft die Farbe der Unfchuld gehabt haben mögen, jetzt aber von den Tauben befudelt find. Die heilige Stätte macht einen glauben, man fei in einer Markthalle, einem Ganthaus, einem Geflügelkäfig, kurz in allem andern, nur nicht in einer Andachtsftätte.

Nördlich vom Tempel ist die größte Sehenswürdigkeit für die Fremden aller Nationen, beider Geschlechter und jeden Glaubens, die „nachtlose Stadt", mit ihren Prachtbauten, Tänzerinnen und Priesterinnen der Liebe: Joschiwara!

*

Das Aufsuchen eines Freundes ist in Tokio, wie übrigens in allen asiatischen Städten, eine ungeheuer schwierige Sache. Die Straßen haben selten einen besonderen Namen, sondern werden nach dem Grundstück benannt, das sie durchlaufen. Gehen mehre Straßen durch ein Stück Land, so sind sie gleich benamt. Dann laufen die Hausnummern nicht von einem Ende zum andern. Nummer 1 kann in der Mitte, die Nummern 2 und 3 an entgegengesetzten Enden sein.

Der in das Gassengewürg eindringende Fremde hat nach einigen Wendungen jede Richtung verloren. Die Enge der Straßen verhindert den Ausblick. In europäischen Großstädten kann der Ortsunkundige einen Kirchturm oder Fabrikschornstein als Zielpunkt nehmen. Das wäre in Tokio nicht möglich, selbst wenn die Straßen einen Fernblick gestatteten, weil es dort weder Kirchtürme noch hohe Schornsteine gibt. Am hellen Tage ist die Gefahr des Verirrens nicht groß. Der Fremde findet in allen Gassen Rikschaleute, die ihn zu irgend einem bekannten Mittelpunkt karren. Nachts ist die Sache schon unangenehmer. Die Beleuchtung ist über alle Maßen elend, nein, es ist überhaupt keine vorhanden. Gewiß hängt hie und da eine Papierlaterne, aber ihr Schein reicht kaum über das Gäßchen.

Beim Wandern durch die engen Gänge bei Nacht wird es einem unheimlich zumute. Fußsteige sind natürlich nicht vorhanden. Um nicht über irgend etwas zu stolpern, hält man sich in der Mitte. Zuweilen staucht man in eine Vertiefung oder man stürzt über frisch aufgeworfene Steine. Der Regen wäscht böse Vertiefungen in den Gassenboden. Die Stadtverwaltung läßt einen Karren Steine hineinwerfen. Die Bürger haben keine Luft, mit ihren Laufsocken oder Strohsandalen die Steine zusammenzutreten. Sie gehen im Bogen drum herum. Je länger das geschieht, desto höher wird der Steinhaufen. Der nächtliche Wanderer stürzt drüber hin.

Mit Unbehagen erinnere ich mich noch eines nächtlichen Irrganges in Tokio. Als es Abend zu werden begann, sah ich in einer Gasse Trödler ihre Waren auf dem Boden ausbreiten. Nägel, Eisenstücke, Kleiderfetzen, kurz altes Zeug, das in Europa auf den Kehrichthaufen fliegt, wurde feilgehalten. Hinter jedem Häufchen Trödelzeug hockte der Besitzer mit einer Papierlaterne in der Hand. Ein solcher Markt mußte Bedürfnis sein, denn die Gasse war mit kauf-

luftigen Menschen so dicht gefüllt, daß man nur langsam vorwärts schreiten konnte. Manchmal hockte ich mich zu den Kaufluftigen nieder, um die Schnurrigkeit der Feilscherei besser beobachten zu können. Es handelte sich da um winzige Beträge. Die Preise schwankten zwischen einem halben und vier Pfennig, selten mehr. Käufer und Verkäufer waren gleich hartnäckig. Zuweilen sprang einer auf die Beine, entfernte sich mit Ausdrücken der Verwunderung über den hohen Preis, kam aber dann langsam wieder und begann den Handel von neuem. Schließlich gab der Verkäufer noch einen Nagel oder ein Fetzchen Stoff drein, und das Geschäft war gemacht.

Das fremdartige Treiben fesselte mich derart, daß ich die schweren Regentropfen gar nicht bemerkte, die zu fallen begannen. Die Trödler rollten schnell die schmutzigen Decken mit ihren Habseligkeiten zusammen und verschwanden im Laufschritt. Nach kurzen Augenblicken stand ich allein im Regen in der rabenschwarzen Gasse. Zum Teufel, wie sollte ich hier herauskommen? Ich schlug die Richtung ein, wo ich glaubte hergekommen zu sein. Eine Viertelstunde, eine halbe Stunde marschierte ich, aber aus dem Gassengewürg war nicht zu kommen. Ob die eingeschlagene Richtung oder eine andere hinausführte, ließ sich nach einigen Wendungen nicht mehr sagen. Möglich, daß ich mich im Kreise bewegte. Den Gebrauch des Kompasses verhinderte die pechschwarze Nacht. Bald war ich vom Schweiß noch mehr durchnäßt als vom Regen. Auf einen helfenden Rikschamann konnte in dem Armenviertel um diese Zeit nicht gehofft werden. So marschierte ich denn auf gut Glück weiter.

In einem Seitengang leuchtete ein fahler Lichtstrahl. Durch eine zerrissene Papierscheibe gewahrte ich eine Familie bei der Vorbereitung zum Schlafengehen. Auf ein paar Stöße an die Schiebetür öffnete der Mann. Ich bedeutete ihm, daß ich zur Inari-Cho oder zum Uenobahnhof wolle. Er murmelte etwas Unverständliches, verschwand im Hintergrund der Wohnung, kam aber gleich mit einer Papierlaterne und zwei Papierschirmen wieder. Er schritt voraus, ich hinterdrein. Schweigend gingen wir auf einem schlüpfrigen Pfad an einem Wassergraben entlang. Nach etwa zwanzig Minuten standen wir auf der mir bekannten Inari-Cho. Ich dankte meinem Führer und überreichte ihm einen halben Jen. Er steckte das Geld schmunzelnd ein, weigerte sich aber, den Papierschirm zurückzunehmen. Er nahm wohl an, das Geld sei dafür. Am Uenobahnhof traf ich einen heimkehrenden Rikschamann, der mich auf seinem Gefährt in die Nakasarugaku-Cho karrte.

—ooo—

# Die Beſteigung des Fudſchijama.

Japan hat bekanntlich zwei Religionen: den Schinto und den Buddhismus. Beide ſind ſo tief miteinander verquickt, daß es ſchier unmöglich iſt, Scheidelinien zu ziehen. Die Zahl der reinen Anhänger der einen oder der anderen muß ſehr klein ſein. Gewöhnlich wird der Japaner bei der Geburt dem Schinto zugeteilt, die letzte Seilfahrt tritt er unter Beiſtand buddhiſtiſcher Prieſter an. Der Schinto verlangt herzlich wenig von ſeinen Anhängern. Mit ein paar kurzen Andachten in ſeinen Stätten ſind ſeine Gebote erfüllt. Auch ſind ſeine Tempel ſehr einfach im Gegenſatz zu den buddhiſtiſchen, die mit ihrem gleißenden Gepränge Ähnlichkeit mit der katholiſchen Kirche haben. Der Schinto iſt eine Verflechtung von Ahnenverehrung und Naturanbetung. Seine Götter ſind Sonne, Wind, Waſſer, Feuer, Nahrung, dann gewiſſe Bäume, Flüſſe, Berge, im ganzen „achthundert Myriaden von Göttern“.

Buddhadenkmal im Uenopark zu Tokio.

Da es der großen Maſſe des ſo ſchwer

arbeitenden Volkes nicht gegeben ift, die von den Göttern befonders begnadeten Stätten, wie beifpielsweife das japanifche Mekka, Ife, zu befuchen, nimmt fie mit geringerem vorlieb. Zum Glück fehlt es daran nicht. Das Mikadoreich hat über 72000 buddhiftifche und 162000 fchintoiftifche Tempel oder Schreine. Daß beim Befuch diefer Andachtsftätten das Opferbringen dem Seelenheil fehr förderlich ift, leuchtet jedem Gläubigen ein.

Buddhiftifcher Tempel.

Es liegt in der Sache der Naturanbetung, daß Naturwunder in vorderfter Reihe der verehrungswürdigen Dinge ftehen. Mit an erfter Stelle fteht der Fudfchijama, Japans höchfter Berg. Die Jikkofekte hält ihn für die „Seele des Weltalls". Die heilige Scheu, womit die Japaner diefen Bergrieſen betrachten, kann man erft ganz würdigen, wenn man ihn mit ihnen beftiegen hat. Diefer erlofchene Krater, der fich in weiter Ebene von fünf Seen umfäumt erhebt, kann auch nichts weniger als fromme Gemüter anziehen. Für viele Infelbewohner bildet die Befteigung das Ereignis ihres Lebens.

Die der Befteigung günftigfte Zeit liegt zwifchen Juni und September. Die Führer find zum Mitgehen wenig geneigt, folange fie noch Schnee auf der gezackten Schädelfläche des Rieſen fehen. Da der befte Zeitpunkt für den Befuch zwifchen zwei Ernten liegt, opfern die Bauern ihre Muße und ihre fchlanken Häufchen Kupferftücke ihrem frommen Drang. Die eigentlichen Lohnarbeiter kommen felten mit. Es mangelt ihnen an Zeit und Geld. Aber auch die Bauern arten nicht in Spenderei

Japanifche Bäuerin.

aus. An den Speise und Trank bergenden Raftbuden fleuchen sie vorbei. Selbst die darin vorhandenen Niftplätze irgend einer Gottheit können sie heute nicht reizen. Ihre Blicke sind sehnsüchtig nach dem zackigen, blauschwarzen Haupte des Bergkönigs gerichtet. Dort oben, zwölftausend Fuß der Göttin Sonne näher, quillt für sie der Urquell göttlicher Gnade und Verheißung. Die stille, kurze Andacht vor dem einfachen Altar hart an der schwindelnd tiefen Kraterwand ist Balsam für das gläubige Herz. Andächtig betrachtet und verehrt der braune Sohn der Scholle die zu seinen Füßen ausgebreitete Landschaft: die Berge mit den Bächen, die Wiesen mit den Seen, die Felder mit dem blühenden Reis; kurz er bewundert und verehrt mit Inbrunst seine Gottheit: Natur.

*

Schon in aller Frühe strömten weiß gekleidete Pilger dem Tokioer Bahnhof Idamaschi zu. Viele kamen schmunzelnd an mich heran, um ihren (geringen) Körperwuchs mit meiner Länge zu vergleichen. Anstatt der landesüblichen Holztrittchen trugen sie Tuchstrümpfe, Lauffocken, worunter Strohsandalen gebunden waren. Dieses Fußwerk betrachtete ich mit leisem Argwohn; und die großen Haufen verschlissener Strohsandalen, die an allen Raststellen lagen, konnten meine Zweifel nur beleben. Jeder der Pilger hatte einen schweren Bündel von diesem Schuhwerk auf den Rücken geschnallt. Nach Beendigung der Bergreise betrachtete ich diese Strohschuhe allerdings mit günstigerem Auge. Jedem meiner Begleiter kostete der Ausflug ein halbes Dutzend Sandalen oder 24 Sen, mir aber ein Paar Stiefelsohlen oder 210 Sen. Den Kopf der Pilger ziert ein Strohdach von einem halben Meter Durchmesser, worunter ein feuchtes Tuch liegt. Auf dem Rücken baumelt eine Strohdecke, die nachts gegen die Kälte, tags gegen die Hitze schützen soll. Die Frauen sind wie die Männer weiß gekleidet. Die Erklimmung des heiligen Gipfels war ihnen lange Zeit verboten. Jetzt klettern sie gleichfalls hinauf, wenn auch mit Hilfe von ziehenden und stoßenden Kulis.

*

Die Feldwirtschaft Japans ist ein wahrer Staat. Wo immer ein Fleckchen versprechenden Bodens vorhanden ist, ist es angebaut. Bis weit in die Bergeshöhe ringt der Bauer mit der Scholle. Bei der Anlage der Reisfelder muß die Wasserwage ständig gehandhabt worden sein, denn sie sind so gerade wie der Wasserspiegel. Der (bessere) Reis fordert viel Bewässerung. Die Äcker sind mit Wasser-

gräben umgeben, die die Fläche leicht und gleichmäßig unter Waſſer ſetzen. An dieſen Bewäſſerungsanlagen klebt der Schweiß ungezählter Geſchlechter.

Das Inſelreich iſt ſehr gebirgig. Bloß 17,6 Hundertteile ſeines Flächenraumes können angebaut werden. Davon ſind 45 Hundertteile mit Reis, 38 mit Tee und Maulbeerbäumen bepflanzt. Der Ertrag der Landwirtſchaft langt nicht für die Ernährung der Bevölkerung des Landes.

Japaniſches Bauernhaus.

Die Erzeugung des hauptſächlichſten Nahrungsmittels, des Reiſes, wächſt langſamer als die Einwohnerſchaft. Der Mangel wird durch Einfuhr aus Indien und China gedeckt.

Im alten Japan hatte die ganze Bauernſchaft ſchwer zu fronen, nur um die 270 Daimios (Feudalherren) mit ihren anderthalb Millionen Säbelträgern zu füttern. Im Jahre 1863 ernteten die Bauern Japans 30 Millionen Koku (1 Koku = 1,8 hl) Reis; hiervon hatten ſie 22 Millionen Koku als Steuern zu zahlen. Was damals der Feudalherr erpreßte, holt heute der Steuerbeamte oder der Wucherer. Wie ſehr der Bauer auch ſchuftete, er war und iſt arm wie eine Kirchenmaus. Er kann ſich weder chemiſche Dungmittel noch neuzeitliche Geräte anſchaffen. Bebaut und geerntet wird mit der Hand; Arbeitstiere ſind auf dem Lande ſelten zu ſehen.

Japaniſche Landſtraße.

Nach der amtlichen Ermittlung gibt es (1909) in Japan 1,55 Millionen Pferde, 1,35 Millionen Hornvieh, 3411 Schafe, 87000

Ziegen und 287000 Schweine. Das ist ein sehr geringer Viehbestand für einen Staat mit 50 Millionen Menschen, wovon 60 Hundertteile Feldwirtschaft treiben. Sollte die Ursache der Geringfügigkeit des Arbeitstierbestandes in der Billigkeit der Kulis liegen? Jedenfalls sind diese vorderhand noch wohlfeiler und brauchen weniger gepflegt zu werden.

Von der Milchwirtschaft scheinen viele Bauern nichts zu halten. In den ländlichen Gasthäusern ist nur Büchsenmilch amerikanischen oder schweizerischen Ursprungs zu haben. Die gewöhnliche Büchse kostet 40 Sen. In der Nähe der großen Städte sind schon eher „europäische" Nahrungsmittel, wie Eier, Fleisch, (ranzige) Butter, Kaffee und Kartoffeln aufzutreiben. Weiter im Lande muß schon der ganze Ort umgedreht werden, um schließlich doch nichts zu finden.

Die Bauernhäuser liegen zuweilen in einer Dornröschenherrlichkeit versteckt. Von fern betrachtet, kann das Gehöft mit seinen schattigen Bäumen und plätscherndem Bächlein die poetische Ader schwellen; aber die bewegteste Prosa ist nicht imstande, die Ärmlichkeit zu beschreiben, die das Strohdach deckt. Des Fremdlings Auge sucht in Bauernhöfen gewohnheitsgemäß Wagen, Geschirr, Horn-, Borsten- und Federvieh. Hier vergeblich. Es sucht den ländlichen Krug, wo der Bauer nach des Tages Last bei einem Trunk sich mit seinesgleichen zu müßigem Plausch zusammenfindet. Hier umsonst. Die Leblosigkeit der Gehöfte sowie die Nacktheit der sogenannten Gasthäuser ist allgemein und scheucht den Fremden mit wehen Gefühlen davon.

*

Fünf Stunden kroch das Züglein durch grüne Fluren, Täler, Schluchten, Tunnels, an Wasserfällen und Dörfern vorüber. Auf jeder Haltestelle wurden noch mehr Menschen in die kleinen Wagen gepreßt. Den pilgernden Bauern mußte die Gegend merkwürdig vorkommen, denn von Zeit zu Zeit zogen sie Büchlein hervor und malten Hühnerfüße hinein. Die braunen Gesichter grinsten freundlich. Meine Pfeife war lange Zeit Gegenstand der Erörterung und des Staunens. Die Unterhaltung konnte schwerlich fröhlicher sein, als der Zug in die Endstelle fuhr. Wer das nötige Kleingeld besaß, den brachte eine Pferdebahn noch fünf Stunden dem Bergriesen näher. In solch ein Wägelchen, gerade groß genug für acht braune Männchen, wurden gleich vierzehn eingeladen, und während der Fahrt gab's noch Zuwachs. Das Rößchen wurde durch Zuruf und Anschub ermuntert. Mitunter sauste das bis zum Platzen vollgepfropfte Wägelchen aus dem Gleise. Das gab dem Gäulchen

willkommene Gelegenheit zu turneriſchen Übungen. Das Krachen des Wagens, das Berſten der Achſen, das Anſchlagen der Hufeiſen und das Fluchen des Knechtes hätten hölliſche Heiterkeit erzwingen können — bei dem, der außerhalb des unglücklichen Gefährtes war. Wer aber im Wagen zuſammengepreßt ſaß, dachte, indem er einen ängſtlichen Blick hinunter in die ſchwindelnde Schlucht warf, an die letzte Stunde.

Die Fahrt geht durch ein wichtiges Gebiet der Seideninduſtrie. Überall in der längs der Straße ſtehenden Häuſerreihe wird das feine Erzeugnis des Seidenwurms zu koſtbaren Geweben verarbeitet. Unter jedem Dache klappert's, ſchnurrt's, ſummt's. Die Naturkraft

Der Fudſchijama.

brauſt auf allen Seiten hernieder, aber ſie fließt ungehemmt, unbenutzt vorbei. Nur zu einem winzigen Teil hat ſie der Seidenweber vor ſeinen Stuhl geſpannt. Über den raſenden Bächen auf beiden Seiten der Straße treiben in gemächlichſtem Gang Waſſerräder. Eine Holzleiſte bildet die Transmiſſion, trägt die Kraft auf irgend eine Spule. Im allgemeinen wird die Maſchinerie mit Muskelkraft getrieben. An den Stühlen ſitzen junge Mädchen oder alte Mütterchen; an den Türen hocken Bübchen, die mehr ſchlafend als wachend eine Kurbelwelle in ſtetem Lauf halten, während innen die Schweſterchen mit verantwortungsvollen Blicken den Weg des Seidenfadens über die Spule bewachen. Am Feuerplatz weilt ein junges Weib, das ein Kind auf den Rücken gebunden, einen trinkenden Säugling in einem Arm hält und mit dem andern Spulen ſichtet. Alles ſchafft, vom zarteſten Kindchen bis zum gebrechlichſten Großmütterchen, für trocken Brot, nein für elenden chineſiſchen Reis. Der tägliche Durchſchnittslohn der Seidenſpinnerin beträgt 23 Sen oder 46 Pf.

Die Seidenwürmer mußten früher eingeführt werden. Nach vielen Mühen ist die Zucht im Lande gelungen. Auf dem Marsche nach den Kupferminen in Aschio hatte ich verschiedentlich Gelegenheit zu beobachten, wie groß Geduld und Sorgfalt sein müssen, die Brut ins zeugfähige Alter zu bringen. Auf großen Korbgeflechten lagen die weißen Dingerchen zu Tausenden in molligem Grün. Weit mehr als einen Tag schlafen sie, bis sie vom Hunger geweckt werden. Das Laub, worauf sie gebettet sind, ist ihre Nahrung. Für 100 Pfund Würmer werden sechs bis acht Mark gezahlt. Auf meine Frage, ob denn die Wurmzucht genug zum Leben abwerfe, antwortete eine junge Frau mit traurigem Lächeln: „Es kann schon gehen." Was sie wohl unter Leben versteht?

*

Der Weg zum Kraterloch des Bergriesen ist in zehn unregelmäßige Abschnitte geteilt, die durch Raststuben bezeichnet sind. Ein ätzender Holzkohlengeruch zeigt dem Unkundigen auch in stockdunkler Nacht ihre Lage an. Wir mochten wohl 3000 Meter hoch geklommen sein, als der Tag zu grauen begann. Die im Kreise liegenden Bergketten zeigten allmählich eine bräunliche Färbung, die schnell rot, bald goldgelb wurden. Behutsam, leichtfüßig, liefen die ersten Lichtstrahlen über das Nebelmeer. Dann blitzte ein schmaler Streifen der Sonnenscheibe über die Bergspitzen. Mit mächtiger Kraft spaltete der Sonnenstrahl die Nebelmasse, ruckweise, als ob dem Wanderer die herrliche Landschaft nur nach und nach, streifenweise gezeigt werden sollte. Aus dem Nebelmeer trat sachte ein lebendiges Gemälde mit Seen, Bergen und Fluren hervor. Nebelwolken bildeten den Rahmen. Ihr lichtes Grau brachte den Gegensatz der Farben zur höchsten Wirkung.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als das letzte, das beschwerlichste Viertel des Weges vollbracht war. Der Marsch ums Kraterloch, der fast zwei Stunden beansprucht, gibt Gelegenheit, die herrliche Landschaft, ja selbst das Stille Weltmeer zu betrachten. Obwohl der Fudschi jetzt ruhig ist, wird er noch unter die Vulkane gerechnet. Der letzte Ausbruch fand 1707 statt; Dampf und Rauch stößt er auch heute noch aus. Der Durchmesser des Kraterloches mag 300 Meter sein; die Tiefe wird auf 140 bis 190 Meter geschätzt. Das Loch gleicht einer übergroßen Bessemerbirne, an deren Rand mammutartige Schlackenbärte von schwarzblauer Farbe und stählerner Festigkeit überhängen. Der Versuch, bis ganz hinunter auf den Boden des Kraterloches zu dringen, mußte im Interesse eines ungebrochenen

Genickes aufgegeben werden. Ehe wir tokiowärts wanderten, handelte ich bei dem auf der Bergfpitze weilenden buddhiftifchen Priefter für ein Nickelftück ein Amulett ein. Ihm follte überirdifche Macht gegen alle Gefahren und böfe Geifter innewohnen. Solch ein Ding tat mir bitter not. Ich wollte es in Tokio neben mich auf die Schlafdecke legen. Das Geld für Infektenpulver konnte fortan gefpart werden.

Pilger am Kraterloch.

# Mordspatriotismus und Unehrlichkeit.

Die erſten Wochen in Japan wurde ich von einem Studenten der techniſchen Hochſchule begleitet. Wäre er nicht ein muſtergültiger Vertreter der die patriotiſchen Hoffnungen des Landes tragenden Jugend geweſen, er würde hier nicht erwähnt werden. Solche Muſter ſollten mir ſpäter noch manchmal in den Weg laufen und mir die Freude an den Inſeln vergällen. Sie haben meine Zuneigung für das japaniſche Volk, die während meines Aufenthaltes in Amerika dem ſchweren Sturm des Japanerhaſſes ſtandgehalten hatte, auf eine harte Probe geſtellt. Wenn derartig verblödete Leute die Berater und Führer der Volksmaſſe werden, braucht man ſich nicht zu wundern, daß das Geſchrei der Kriegshetzer in den unteren Schichten lautes Echo findet.

Den japaniſchen Studioſus darf man ſich nicht nach deutſchem burſchikoſem Muſter vorſtellen. Der untere Teil der kleinen braunen Burſchen ſteckt in einer Art Frauenrock, der auch das Hemd um die Hüften hält. Die Füße tragen Holztrittchen, der Kopf eine Straßenbahnermütze mit Schulkokarde. Die Kleidung leidet nicht an übertriebener Reinlichkeit.

Mein Student ließ ſich höflich an. Ein Schreiben ſtellte ihn als Sozialiſt vor, der im Engliſchen ſeine Prüfung abgelegt habe und die in der Sprache Goethes nächſtens beſtehen werde. Seine Unwiſſenheit in ſozialiſtiſchen Dingen ſuchte er zu entſchuldigen mit der Erklärung, daß er ſeine Geſinnung nicht zeigen dürfe, da er von der Regierung eine Stellung oder die Erlaubnis und Mittel für eine Reiſe nach Amerika zu erlangen trachte. Die Armſeligkeit ſeiner engliſchen Sprachkenntniſſe verbot mir, ſein deutſches Sprachvermögen zu erforſchen. Den garſtigen Eindruck, den der kraſſe Unterſchied zwiſchen Einbildung und wirklichem Wiſſen erzwang, half ſeine große Höflichkeit, die die Grenzen der Unterwürfigkeit hart ſtreifte, verwiſchen. Auch mußte ihm der Appetit, den er entwickelte, wenn ich ihn zu einer europäiſchen Mahlzeit einladete, Bewunderung ſichern.

Leider ging der Firnis der Höflichkeit ſchnell dahin und der Aſiate kam zum Vorſchein, noch ehe er gekratzt worden war. Auf

dem erften Gang nach einer Fabrik fteckte er ekelhaften Nationalftolz heraus: mit den Herrlichkeiten feines Vaterlandes könne fich kein Land der Welt meffen. Und das inmitten grinfenden Elendes! Als ich ihn darauf aufmerkfam machte, daß eine der erften Tugenden der weftlichen Welt Befcheidenheit fei, hub er mit einem Vortrag über die Überlegenheit der orientalifchen Tugend an: Die Lehren Buddhas feien den Satzungen Chrifti weit überlegen. Kein Japaner werde im Ernft Chrift. Eine folche Beleidigung könne kein Untertan des Mikado diefem und feiner Raffe antun; die Seelen der Ahnen würden fonft was begehen. Wenn die quiekfende Stimme von den Heldentaten der Vorfahren und dem Gottfohn Mikado fprach, wurde fie ernft, feierlich. Ich riet, er möge mit folchen Dingen die Weißen, infonderheit die Amerikaner verfchonen, da fie kein Verftändnis für afiatifche Überhebung hätten; dadurch könne die japanerfeindliche Bewegung in den Vereinigten Staaten fo geftärkt werden, daß felbft die von feiner Regierung gefandten Studenten das Tor des Onkel Sam verfchloffen fänden. Darauf erwiderte er, ob ich denn nichts davon gehört habe, wie man den Ruffen Achtung vor den Japanern beigebracht hätte?

Auch in der Fabrik fteckte mein Begleiter den Herrenftolz mir gegenüber heraus. Vor den Fabrikbeamten mufterte er mit Kennermiene die Einrichtungen, ftellte Fragen, machte beifällige Bemerkungen. Wenn ich ihn über die Antworten der Beamten fragte, weigerte er fich, das Gehörte zu berichten: Solche Sachen feien nicht für Weiße beftimmt. Meine Verfuche, den immer unausftehlicher werdenden Burfchen zu verfetzen, hatten nicht gleich Erfolg. Er erbot fich, mich auf weiteren Reifen in Japan zu begleiten. Ich lehnte ernft und mit aller Entfchiedenheit ab, nicht wegen den Koften, die mir feine Mitreife fowie fein köftlicher Appetit verurfacht hätten, fondern weil fein Mordspatriotismus einfach nicht zu ertragen war.

*

Nichts kommt von nichts. Die Natur macht auch im Reiche des Gottfohnes Mikado keine Sprünge. Der Mordspatriotismus, die Selbftüberhebung, die Einfältigkeit find das Ergebnis einer vierzigjährigen Erziehung durch die Schule.

Der Schrecken, den die „weißen Barbaren" Mitte des vorigen Jahrhunderts mit ihren Kriegsfchiffen der japanifchen Feudalfippe einflößten, war groß genug, ihr ihren inneren Hader vergeffen zu machen. Die Furcht, die nationale Unabhängigkeit zu verlieren, trieb die fich gegenfeitig bekriegenden Daimios zufammen: die

„weiße Gefahr" einigte Japan. Vor allem galt es, hinter die Geheimniſſe der Macht der Weißen zu kommen, ihnen ihre Hilfsmittel und Einrichtungen ſoweit nachzumachen, als es die Ziele der herrſchenden Kaſte fördern konnte.

Die Herrſcher des neuen Japan hätten keine ſchlauen Aſiaten ſein müſſen, wenn ſie nicht den mächtigen Hebel Schule für ſich angewendet hätten. Zum erſten Male wurde die breite Volksmaſſe, unwiſſende, in ſchwärzeſtem Aberglauben dahinlebende Bauern, in die Schule geführt. In den 20000 Volksſchulen lehrten die ſelbſt noch an Unwiſſenheit krankenden Schulmeiſter einen neuen Kultus mit einem einzigen Gott: Mikado. Dieſer wurde zum lebenden Zeichen der Einigkeit und Überlegenheit des Reiches. Die neue Religion — eine Religion auf Beſtellung — mit nur einem, auf der Erde lebenden Gott begriff der aſiatiſche Bauernſchädel leichter als die buddhiſtiſche oder ſchintoiſtiſche mit ihren Myriaden von ſagenhaften Göttern.

Während die Auserwählten des Volkes bei den Weißen landauf landab liefen und deren Geiſtesſchätze plünderten, predigte daheim der Schulmeiſter dem Volk, daß ſeine Nation die edelſte und klügſte unter allen Nationen ſei; während die fähigſten der Samurais (Kriegerkaſte) in den Fabriken und techniſchen Hochſchulen Europas abſchrieben, abzeichneten und einpackten, fanatiſierten daheim die Volksbildner die Jugend, ſchürten ſie mit Feuereifer Nationalſtolz und Fremdenhaß. Die Jahrtauſende alte Unwiſſenheit konnte durch die Fanatiſierung ſelbſtverſtändlich nicht behoben werden. Sie ſah in den eintreffenden Neuheiten, ſchnurrenden Maſchinen und ohne Segel laufenden Schiffen das Erzeugnis japaniſcher Klugheit.

Die Züchtung des Nationalſtolzes und des Fremdenhaſſes war nicht gerade die dümmſte Tat der zur Staatsmacht gekommenen Kaſte. Mit einem Volke von vielen Millionen, das die Fremden bis in die tiefſten Schächte ſeiner Seele haßte, konnte einem feindlichen Eindringungsverſuch ruhig entgegengeſehen werden. Dann war durch Überzüchtung des Nationalſtolzes auch die leichte Möglichkeit gegeben, die Dummheiten der Staatsweiſen zu überdecken, öffentliche Unzufriedenheit in den Sand zu leiten.

Im Mittelpunkt des Schulunterrichts ſtand und ſteht der Mikado, der neue Gott, der alles Neue und Wunderbare durch ſeine himmliſche Macht, durch ſeine göttlichen Ahnen möglich gemacht hat. Der Sittenunterricht diente und dient der Verherrlichung des Kaiſers. Die Grundlage der Sittenlehre bildet eine kaiſerliche Verordnung. Wie heißt es doch darin? „Ihr, unſere vielgeliebten Untertanen,

gebet eure volle Unterstützung unserem kaiserlichen Herrschergeschlecht, das ewig ist wie das Weltall. Dann werdet ihr nicht nur unsere sehr ergebenen Untertanen, sondern auch fähig sein, den edlen Charakter eurer Ahnen darzutun. Das ist das Testament, das uns unsere Ahnen hinterlassen haben und es muß beobachtet werden von ihren Nachkommen und Untertanen. Diese Grundsätze sind Vollkommenheiten für alle Jahrhunderte und von einer weltallgemeinen Anwendung."

Diese Verordnung klebt in den Schulbüchern auf der ersten Seite. Der Schluß eines Schulliedes ist: „Von allen Ländern hat unser Land einen Kaiser, der ohnegleichen ist." In der Fibel der Unterschulen heißt es: „Unser geheiligtes Buch ist unsere Geschichte, heilig und vollkommen, das Muster der Sittlichkeit für alle Zeiten, ohne den leichtesten Flecken." „Das Wort unseres Kaisers beruht auf den Weisungen, die die kaiserlichen Ahnen hinterlassen haben und sind von derselben Beschaffenheit wie Himmel und Erde. Da diese Weisungen Gesetz sind für alle unter dem Himmel, da sie das große Gebot sind für alle Zeiten, ist nicht daran zu deuteln wie an den von Menschen geschaffenen Glaubenssätzen." Ein Schlag gegen die christliche Lehre!

In einem Schulbuch heißt es: „Unser großes Japan, regiert von seinem weisen Kaiser, ist allen Ländern der Welt überlegen." An einer anderen Stelle: „Der Japaner ist von Liebe und Tugend geleitet, während der minderwertige Europäer nichts sucht als körperliche und sinnliche Vergnügen." In der ersten Nummer der Zeitschrift San Gan schreibt der Professor Chiso Naito: „Die Japaner allein haben das Recht auf den Titel menschliche Wesen, die anderen Völker sind, wenn auch nicht Tiere, so doch mindestens Wilde."

Die paar Belege, wovon noch mehr bei Dumolard (Le Japon politique) nachzulesen sind, werden genügen zur Kennzeichnung der Denkweise und der Art des Schulunterrichts in Japan. Das Ergebnis dieser jahrzehntelangen Erziehungsarbeit kennzeichnete die Mail wie folgt: „Die Jugend verläßt die Schule mit der Überzeugung, daß die höchste Form der Ergebenheit gegenüber einem Fürsten sei, sich auf sein Verlangen zu entleiben, und die beste Weise, seinen Patriotismus zu zeigen, sei, Steine nach Ausländern zu werfen."

Der Geist, den die japanische Schule züchtet, schlug die Schlachten in der Mandschurei. Russische Soldaten warfen doch immerhin nach Gemetzel und Drangsal die Mordwaffen weg, fragten sich schließlich: für wen zerfleischen wir uns eigentlich? Einen Gedanken von so „revolutionärer" Gewalt kann der mords-

patriotisch verdorbene Schädel des Japaners nicht gebären. Wenn er auf seinem Gang zu den Ahnen noch recht viel Feinde seines Gottes mitnehmen kann, um so besser für diesen, für ihn, für die Ahnen.

*

Den Japanern ist es noch nicht gelungen, sich die Zuneigung der bei ihnen wohnenden Weißen zu erringen. Mit welchem Europäer man in Japan auch zusammenkommen mag, er weiß nichts Gutes über die Untertanen des Mikado zu sagen. Und wenn sich in den großen Karawanfereien der Hafenstädte die Weißen zur Abfahrt zusammenfinden, hat so ziemlich jeder ein böses Sprüchlein herzusagen. Hier hat der vollgepreßte Brustkasten Gelegenheit, sich unter Beifall zu entladen: der eine donnert gegen den Nationalstolz, dem andern hat die Selbstüberhebung die Reiseluft verdorben, dem dritten ist das Forschen durch Mißtrauen und Geheimniskrämerei verleidet worden. Und wenn gar einer mit der japanischen Unehrlichkeit anhebt, ist ihm einhelliger Beifall sicher.

Über die japanische Unehrlichkeit hatte ich schon in St. Franzisko böse Geschichten gehört. Aber ich vergaß nicht, daß man sich vor Verallgemeinerungen hüten müsse. Das merkte ich mir auch, als mich ein japanischer Uhrmacher betrog. Als ich dann, viele Monate später, in Nagasaki die nämlichen Klagen mit anhören mußte, nickte ich schon mit etwas mehr Verständnis. Zwar viel habe ich unter der Unehrlichkeit gerade nicht zu leiden gehabt. Mein Geldbeutel ist von den Söhnen des Mikado nicht stark beschnitten worden, schon weil daran verteufelt wenig zu beschneiden war und weil ich die Erfahrungen einer langjährigen Wanderschaft, die im Dollarland noch hübsch bereichert wurden, auch im Lande der aufgehenden Sonne anwandte. Gewiß, auch ich mußte in Jokohama für eine Rikschafahrt 60 Sen zahlen, wofür mein japanischer Begleiter bloß 15 Sen zu geben brauchte; er konnte ein (altes) Buch für 12 Sen haben, ich hatte für genau das nämliche 120 Sen abzuladen; am Ende meiner Japanfahrt wurden mir für einen Kimono 3,50 Jen abverlangt, den mir dann ein Sohn des Landes für 1,20 Jen brachte.

Aber wissen nicht alle Reisenden zu berichten, daß sie in fremden Ländern übervorteilt werden? Wie laut klagen nicht die Amerikaner und Engländer über die Trinkgeldquetschen, Hotels genannt, des europäischen Kontinents?

Um alle Klagen über die japanische Unehrlichkeit anzuführen, wäre ein dickes Buch nötig. Nur drei Sätze aus einem Briefe eines

französischen Kaufmanns sollen hier folgen: „Der Japaner ist unehrlich bis in die Seele . . . Ich wette 100 Franken gegen 5 Centimes, daß, nach dem einstimmigen Urteil ehrlicher Leute, die mit Japan lange Jahre Handel getrieben haben, daß seine Bewohner Lügner, Gauner, Diebe und die schamlosesten Prahlhänse (les plus éhontés des sacripants) sind . . . Der Japaner legt der Unterschrift, die er unter einen Vertrag setzt, nicht die geringste Bedeutung bei . . .“ (Angeführt in: Le Japon moderne von L. Naudeau.)

Der Mangel an Redlichkeit macht übrigens auch der japanischen Regierung Sorge. Die Berichte ihrer Vertreter im Ausland reden eindringlich genug. Jedenfalls ist die Regierung durch die Rücksicht auf den überseeischen Warenabsatz gehalten, das Handelsvolk auf den Weg der Ehrlichkeit zu bringen. Ein Teil der Kaufmannschaft erstrebt das gleiche Ziel. Aber auf dem Wege dahin bleiben leider viele an dem Geldbeutel der Weißen oder an kleinlichem Eigennutz kleben. Um die Schädlichkeit dieses Gebarens darzutun, hat die Regierung an der Hochschule einen Stuhl für — Redlichkeit im Handel geschaffen. Von diesem werden die Scherereien und Nachteile des Betruges mit eindringlichen Worten geschildert. Ob aber dadurch die Nachpfuscherei ausländischer Maschinen sowie der Diebstahl fremder Patente oder Schutzmarken verhindert werden? oder ob dadurch die Richter unparteiisch, gerecht werden, wenn sie über einen von Japanern an Weißen verübten Betrug zu entscheiden haben?

*

Aber: Alles verstehen, heißt alles verzeihen. Diese betrübenden Eigenschaften mußten in der langen, schweren Nacht des Ringens zwischen Unterdrückten und Unterdrückern entstehen. Man sagt ja auch, daß die jahrhundertelange Ächtung den Juden charakteristische Merkmale gegeben habe.

Durch viele Jahrhunderte hindurch, bis zur Zeit, wo die Wellen der westlichen Zivilisation die japanischen Küsten zu bespülen begannen, hatte das japanische Volk zu fronen und zu sterben für die Feudalherren. Wenn von Bildung, Wohlhabenheit und Muße geredet werden konnte, so waren sie bloß bei der Kriegerkaste zu finden. Die Gesellschaft war streng in Kasten geteilt; in eine höhere aufzusteigen war schwer, nein unmöglich. Die Krieger hatten Recht über Leben und Tod des gemeinen Mannes. Wenn die Adeligen reisten, hatte sich das gewöhnliche Volk auf die Erde zu werfen, den Kopf in den Staub zu stecken. Diese Ehrerbietung vergessen, kostete auf der Stelle das Leben. Bauern und Bettler

wurden ohne Gewiſſensbiſſe getötet, oft nur um die Schärfe des Säbels zu prüfen. In jenen Zeiten hieben die ſäbeltragenden Herrenmenſchen „die Köpfe der gewöhnlichen Leute ab, wie die Bauern die Köpfe des Daikon (eine Art Rieſenrettich)".

Geſchlechter kamen und gingen, was aber blieb war die Hoffart, die Grauſamkeit der Herren. Der Niedertracht ſeiner Unterdrücker ſuchte der gemeine Mann mit Unterwürfigkeit, dann mit ſtiller Heuchelei zu begegnen. Traf er, der nichts als rohe Behandlung und eiſigkalte Mienen kannte, einmal Freundlichkeit oder Güte, wurde er mißtrauiſch. Hinter Entgegenkommen konnte er bloß böſe Abſicht oder Heimtücke wittern. In der Abwehr der unbekannten Gefahr hielt er es mit der Liſt: Fremden gegenüber Mißtrauen, Liſt, Heuchelei, den Herren gegenüber Unterwürfigkeit, Schweigſamkeit. Dieſe Regel erbte ſich fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, und ging ſchließlich ins Blut des Volkskörpers über.

Die Händler ſtanden geſellſchaftlich noch weit unter der Bauernſchaft. Sie hatten genug Liſt und Verſchlagenheit von den Vätern geerbt. Durch den ſchweren Druck von oben oder durch die Furcht vor Strafe wurden ſie in den feudalrechtlichen Bahnen gehalten. Als dann die Quadern aus dem feudalen Gebäude zu fallen begannen, verminderte ſich der Alpdruck, der ſeit langem auf dem Volke laſtete. Durch Umwandlung des Staats- und des Rechtsweſens wurden wohl in kurzer Zeit ſchwere Schäden des Feudalismus beſeitigt, aber es konnten damit nicht die Sitten und Charaktereigenſchaften des Volkes, die in der Feudalzeit geworden, den neuen, freieren Verhältniſſen entſprechend geformt werden. Durch Abnahme des Druckes und Milderung der Strafen erhielten die Händler größere Freiheiten zur Betätigung ihres Berufes, aber auch der ererbten Eigenſchaften und Untugenden. Bei Kaufleuten, Hökern, Rikſchaleuten und dergleichen iſt die Fähigkeit zum Feilſchen, Überliſten, Übervorteilen ganz naturgemäß hochentwickelt. Sie kann jetzt, da die hemmenden Schranken gefallen ſind, in breiterem Maße angewendet werden. Die Fremden haben am ſchwerſten darunter zu leiden; und da ſie hauptſächlich nur mit dieſer Sorte der japaniſchen Geſellſchaft in Berührung kommen, zum Verkehr mit anderen Kreiſen aber Zeit und Gelegenheit fehlen, müſſen ſie geneigt werden zu glauben, die Geſchäftsmoral der Krämerzunft ſei Gemeingut des ganzen Volkes.

# Vom proletarischen Heim.

In Kanda, dem Stadtviertel, wo mich der Zufall hatte Wohnung finden lassen, war ich bald bekannt. Eine Anzahl Geschäftsleute begrüßten mich als ihren Kunden. Mit den Kindern ging das Freundschaftschließen nicht gleich. Wenn sie den großen Ijin von weitem kommen sahen, fleuchten sie laut schreiend davon. Besonders die schußbereite Photographiermaschine flößte ihnen Angst ein. Erst nach und nach gewöhnten sie sich an den Fremdling. Vielleicht erzählten ihnen auch die Alten, daß er gar nicht der schwarze Mann sei, für den sie ihn hielten. Zögernd kamen sie aus ihren Verstecken hervor. Gegen eine Handvoll Zuckerstreinchen verkauften sie den Rest ihrer Furcht. Setzte ich mich vor einem Laden nieder, um eine Tüte gehobeltes Eis, die 2 Pf. kostet, oder um eine Flasche „japanischen Champagner", das ist Essigwasser mit Zucker, zuweilen auch Apfelwein geheißen, zu nehmen, kamen junge Väter und Mütter mit ihren Säuglingen herangestelzt, um sie von mir beurteilen und bewundern zu lassen. Einen nach dem andern nahm ich in die Arme, um sie zu prüfen. Trotz des Mangels an Fachkenntnis fiel mein Urteil stets recht günstig aus, was mir viel Anerkennung und Freundschaften einbrachte.

Der Sorgfalt des Rasierers empfahl mich mein Hauswirt persönlich. Als was er mich einführte, konnte ich nicht inne werden; sicherlich aber als eine bedeutende Persönlichkeit; denn während der Einführungsrede blickten der Rasierer und seine Gesellen wiederholt bewundernd zu mir herauf und verneigten sich dann tief. Mit ihrem Schabeisen behandelten sie mich immer sehr zärtlich. Für 4 oder 6 Pf. wurde ich ziemlich glatt geschabt; für 2 Pf. mehr konnte ich noch eine Kopfwaschung haben. Das waren die Preise, wenn mein Hauswirt mich begleitete, kam ich aber allein, kostete es 2 oder gar 3 Pf. mehr. So ungerecht mich nun dieser Aufschlag auch dünkte, meine Freigebigkeit konnte er nicht beeinträchtigen. Der Badergeselle erhielt jedesmal 2, wenn ich besonders gut gelaunt war, sogar 3 Pf. Trinkgeld, was er mit artigen Verbeugungen quittierte.

Hitze und Straßenstaub machten alltäglich ein Bad nötig. In meiner Wohnung war keine Gelegenheit dazu. Die Hausgenossenschaft setzte sich abends um einen Trog und wusch sich so gut es eben gehen mochte. Mich zu ihr zu gesellen, verhinderte die immer noch mächtig gärende europäische Moralsäure. So blieb nichts anderes übrig, als eine öffentliche Badeanstalt aufzusuchen.

„Die Japaner sind das reinlichste Volk der Welt." Wenigstens steht so in allen Büchern über das Inselvolk. Die Aufsteller solcher Behauptungen haben noch weniger recht als jener gute Mann, der Amerika für das ehrlichste Land hielt, weil dort Briefe frei auf den Briefkasten lägen, ohne kaum jemals gestohlen zu werden. Man darf aber beiden wegen ihres Irrtums nicht gram sein. Die einen haben nur das, was sie in guten Hotels oder bei reichen Japanern gesehen haben, aufs ganze Volk übertragen, und der andere hat nicht gewußt, daß ein Brief mit einer Zweicentmarke in Amerika nicht des Stehlens wert gehalten wird.

In Japan bildet das Bad die, wenn auch nicht die einzige Gelegenheit zum Reinigen. Es ist so heiß, daß der Weiße, wenn er nicht „abgehärtet" ist, seine Haut darin lassen kann. In besseren Häusern wird regelmäßig abends vor dem Essen oder Schlafengehen gebadet. Der beste Gast hat den Vorrang; ihm folgen die andern Gäste nacheinander, wenn sie es nicht vorziehen sollten, gemeinsam in den Wasserkasten zu steigen. Der gewöhnliche Japaner hat diese (für ihn unbezahlbare) Einrichtung nicht, er benutzt die öffentlichen Bäder, wenn er Zeit und Geld hat, was bei ihm seltener der Fall ist als bei den Arbeitern irgend einer europäischen Nation. Das öffentliche Bad kostet 6 Pf. Das ist für viele japanische Arbeiter ein Stundenlohn. Ob nun diese Baderei der Gesundheit förderlich ist, mag aus dem folgenden beurteilt werden.

In den öffentlichen Bädern hat nicht jeder eine Wanne für sich, sondern sie bleibt den ganzen Tag, wenn nicht noch länger, gefüllt zur Benützung aller Gäste. Man seift sich ein und spült sich ab, ehe man ins Becken steigt. Mitunter geht's auch gleich hinein. Der Aufenthalt im Wasser wird so lange wie möglich ausgedehnt. Oft sieht man ein halbes Dutzend Köpfe aus dem dampfenden Wasser hervorlugen, die eifrig schwatzen. Ist einer mit einer Hautkrankheit behaftet, muß er seine Kollegen anstecken. Die Hautkrankheiten haben in Japan eine schreckliche Ausdehnung erreicht und eine Ekelhaftigkeit, die dem fremden Besucher den Appetit gründlich verderben kann. Es scheint selbstverständlich, daß neben der gräßlichen Armut des Volkes, die einen richtigen Arzt zu besuchen verbietet, und neben dem Unwesen der Kurpfuscherei, diese

Art der Baderei in der Hauptsache wechselseitig die Ursache und Folge der Hautkrankheit ist.

Ich habe nur einmal, an einem Morgen, als mir das Wasser klar schien, den Wasserkasten benutzt. Als ich dann den Boden berührte und eine gelbbraune Brühe aufstieg sah, stand fest, daß mir das nach Reinigung schreiende Gewissen die Benutzung des Bades für immer verbot. Von da ab wusch ich mich stets außerhalb des Troges.

Übrigens, selbst wenn die körperliche Reinigung so groß und so allgemein wäre, wie es ausgeschrien wird, würde sie kaum der Notwendigkeit entsprechen. Bei trockenem Wetter sind die Straßen sehr staubig, bei Regenwetter schrecklich kotig. Die Zimmer stehen tagsüber von einer, wenn nicht von zwei oder drei Seiten offen, so daß der Straßenschmutz ungehindert eindringen kann. Dann haben die (minderbemittelten) Japaner kaum Unterwäsche. Ihre lose Kleidung, der Kimono, der oft bis zur Hüftenhöhe gehoben getragen wird, erleichtert die Verunreinigung des Körpers. Sie schlafen in den Kleidern auf einem auf dem Boden ausgebreiteten „Bett", worauf die Kinder die erste, die Alten die letzte Seilfahrt antreten, worauf sich die Familienfestlichkeiten vorhergehender Geschlechter abgespielt haben.

Die Japaner wußten nicht, daß sie nackt waren, bis Besucher aus christlichen Ländern es entdeckten. Bis dahin badeten Männlein und Weiblein vereint. Das ist heute auf dem Lande noch allenthalben der Fall, in den Städten aber ist es streng verboten. Hier sind die Geschlechter durch eine Bretterplanke getrennt, über die bloß Leute hinwegsehen können, die eines Hauptes länger sind denn alles Volk; um unten durchsehen zu können, muß man sich schon bücken. Oft sind die Bretter so dicht zusammengefügt, daß der Durchblick nicht möglich ist. Aber den Freunden der Sittlichkeit ist schon beim Eintritt die Möglichkeit gegeben, sich zu überzeugen, ob recht und links der Wand alles in Ordnung ist. Übrigens wacht auch das Fräulein, das das Badegeld einnimmt, von einem erhöhten Sitz aus über alle Badegäste. In die Männerabteilung steigt sie öfter hinab, weil ein ganz richtiges Gefühl ihr sagt, daß die Männer auch beim Baden eine helfende Hand eher brauchen und mehr schätzen.

Die Regierung des heidnischen Japan will nicht hinter den christlichen Ländern zurückbleiben. Sie befiehlt ihren Untertanen, beim Baden im Wasser eine Badehose anzulegen. Da in keinem Lande die Achtung vor der Obrigkeit so groß ist wie in Japan, wird dieser Befehl ohne Frage buchstäblich befolgt. Wenn die

gesetzachtenden Bürger aus dem Wasser sind, werfen sie den hinderlichen Lappen wieder weg und luftwandeln in Adamsgewand. Einerseits verbietet die Regierung die Ausstellung „nackter Bilder", anderseits läßt sie ganze Regimenter in der allereinfachsten Uniform öffentlich baden.

*

Ein ideales Heim möchte ich die Klause des japanischen Arbeiters nun nicht nennen. Luft und Licht kommen zwar reichlich durch die offenen Schiebetüren und durchgestoßenen Papierscheiben, aber Straßenlärm und Staub auch. Der Sonnenuntergang steigert wohl die Hoffnung auf Ruhe, aber erfüllt sie nicht. Gewiß verliert sich in der Nacht Lärm und Hitze, dafür kommen dann andere Qualen, geben sich Moskitos sowie allerlei zwickende Biester ausgerechnet auf der Schlafmatte ein Stelldichein. Insektenpulver kennt das heidnische Land zwar auch, nur heißt einen ein längerer Gebrauch zweifeln, ob es zum Vernichten oder zum Füttern des Ungeziefers ist. Wer sicher gehen will, tut gut, recht viel davon auszustreuen, mindestens so viel, damit es im Notfall durch sein Eigengewicht vernichtende Wirkung ausüben kann, wenn sein Gift, wie gewöhnlich, versagen sollte.

Den Eingebornen scheinen die Insekten nicht so viel Ungemach zu bereiten als den Weißen. Wenn die ersten Sonnenstrahlen das mit Insektenpulver und Flohleichen bedeckte Schlachtfeld beleuchteten, richtete ich fragend den Blick nach der nicht weit von meinem Lager gebetteten Hausgenossenschaft. Wohl machten die unter dem Moskitonetz eng aneinander gereihten Hausgenossen von Zeit zu Zeit turnerische Übungen mit den unteren Gliedern, als ob sie die zwickenden und stechenden Feinde tottreten wollten; aber aufgewacht sind sie dabei nicht. Sie schliefen wort- und fluchlos weiter.

In den Stunden vor und nach Mitternacht wird man regelmäßig durch kurze, scharfe Schläge erschreckt. Lange braucht man an der Netzwand nicht nach der Ursache dieser Störung zu spähen. Die Schläge rühren vom Aufschlagen der Pfeifen her. In Japan rauchen die Frauen ebenso leidenschaftlich wie die Männer, und nicht bloß am Tage, sondern auch in der Nacht. Dann und wann wacht die Frau unwillkürlich auf und greift nach dem stets bereit liegenden Pfeifchen, füllt den kleinen, an einen Kinderfingerhut gemahnenden Kopf mit dem, rotem Pferdehaar gleichenden Tabak, setzt ihn an der ständig in einem Sandtopf glühenden Holzkohle in Brand, tut dann drei oder vier herzenstiefe Züge, leert

die Pfeife mit ein paar kräftigen Schlägen an den Sandtopf oder Rauchkasten, legt sich auf die andere Seite und schlummert befriedigt weiter. Was die eine Schläferin tut, kann die andere nicht lassen. In regelmäßigen Zeitabschnitten ertönt ein durchdringendes: klapp, klapp, klapp! durch die nächtliche Stille.

Die Sonne ist noch nicht lange gestiegen, wird es schon im Hause lebendig. Viel Zeit wird mit Waschen und Anziehen nicht vergeudet. Auch wenn nicht in den Kleidern geschlafen wird, ist der Kimono, ein aus leichtem Stoff gefertigter, vom Kopf bis zu

Arbeiterhäuser in Aschio.

den Knöcheln reichender Mantel, schnell umgeworfen. Strümpfe werden im Hause der armen Klassen selten, Schuhe daheim nie und nirgends getragen.

Für das japanische Haus sind die Matten auf dem Zimmerboden ungefähr das, was bei uns Sofa, Bett, Stühle und Bänke sind. So wie es uns nicht angenehm wäre, wenn jemand mit den Schuhen an den Füßen auf diesen Möbeln herumliefe, so wenig liebt es der kleine braune Mann, daß jemand mit den Schuhen auf seinen Matten geht. Darum ist es in Japan unbedingt notwendig, daß die Schuhe draußen an der Türe gelassen werden. Die lange Reihe von Trittchen vor den Häusern und Hotels zeigen, daß die Gäste im Innern in Strümpfen oder barfuß herumlaufen. Bei dem Lederschuhe tragenden Fremden treibt die Pflicht, vor

dem Haus das Fußzeug abzuziehen, ſchwere Flüche; er findet es nicht angenehm, vor der Haustür oder am Straßenſaum die Schuhriemen zu löſen. Zwar nicht immer. Die Liebenswürdigkeit der Frauen kann dieſe Arbeit mitunter zu einem Vergnügen machen. Wenn ich beiſpielsweiſe in den Vorraum meines japaniſchen Gaſthauſes kam, eilten gleich zwei Mädchen herbei, eine um mir Luft zuzuwedeln, die andere, um mir die Schuhe auszuziehen. Eine ſolche Artigkeit iſt Balſam für das Herz des Junggeſellen.

Die Frauen habe ich am Morgen nirgends die Haare machen ſehen. Aber an jedem dritten, vierten oder fünften Tage erſchien die Haarmacherin mit einem Werkzeugkaſten, worin ſich Kämme, künſtliche Blumen und Öl befanden. Eine Frau nach der andern kniete vor ihr nieder, ließ ſich kämmen, das Haar allzugründlich und mit mehr Fett einſchmieren, als es europäiſche Gewohnheit und Naſe lieben, ſchließlich die Flechten mit einer künſtlichen Blume zieren und auf irgend eine Art aufrichten. Es ſoll an die tauſend verſchiedene Haartrachten in Japan geben. Wenn ich nicht fürchtete, daß meine Fachkenntniſſe auf dieſem Gebiete ſchweren Zweifeln begegneten, würde ich behaupten, ich habe nie mehr als drei Haartrachten unterſchieden.

Bei ſorgfältiger Pflege hält dieſe Haartracht drei bis vier Tage — oder auch nicht. Um ihre Lebensdauer zu verlängern, muß für den Schlaf eine paſſende Kopfunterlage gewählt werden. Während der Mann ein rundes Polſter als Kopfſtütze benützt, wählt die Frau einen flachen, aufrecht ſtehenden Holzklotz. Verweichlichte Europäer werden es nicht wahrhaben wollen, daß man darauf ſüß ſchlummern kann. Dabei werden ſie ſolange bleiben, bis wiederholtes Niederſchlagen des Schädels ſie herausfinden läßt, daß der Schlummer mit dieſem Holzklotz doch möglich iſt, nur muß man ihn nicht unter, ſondern neben den Kopf ſchieben.

Das Schwärzen der Zähne iſt nicht ſo allgemein, wie es nach den Berichten ſcheinen mag. In den Großſtädten trifft man ſelten eine Frau mit geſchwärzten Zähnen; auf dem Lande iſt dieſer überaus häßliche Brauch noch verbreitet. In alten Zeiten galten ſchwarze Zähne als das Zeichen guter Herkunft, weiße als pöbelartig. Es wird behauptet, durch das Schwärzen des Gebiſſes wolle die Frau der Öffentlichkeit auffällig anzeigen, daß ſie verheiratet, vergeben ſei; es gelte als Gelöbnis der ehelichen Treue oder als eine Art Abſchreckungsmittel für brünſtige Werber. Sei es, wie es wolle, eins iſt gewiß: alle Japanerinnen, die ich mit durch Schwärze verunſtalteten Zähnen ſah, waren dermaßen häßlich und alt, daß ſie auch ohne dieſes Abſchreckungsmittel ungeſchoren geblieben wären.

Japan ist das Reis- und Teeland. Die europäischen Liebhaber dieser Nahrungsmittel werden gut tun, sie nicht in einem gewöhnlichen Teehaus oder Arbeiterheim zu verlangen, weil zu befürchten ist, daß sich ihr Magen dagegen aufbäumt. Der Reis wird nur in Wasser gesotten und zuweilen mit einer unausstehlich riechenden Brühe gewürzt; Zucker, Zimmt, Butter und Milch wird nicht dazu verwendet. Der Tee ist für den Europäer zu bitter, da er ohne Milch und Zucker auf den Tisch kommt. Brot gibt es in Japan jetzt auch, wenigstens in den Orten, wo Fremde verkehren; auf dem Lande sowie in Arbeiterheimen habe ich vergeblich danach gefragt. Der Genuß des Fleisches, oder eigentlich das Töten von Tieren, ist durch religiöse Gebote untersagt. Dessenungeachtet wird es bei den Wohlhabenden und in besseren Teehäusern aufgetragen. Zahlreiche Schichten des arbeitenden Volkes müssen sich des Fleischgenusses enthalten, weil es für sie zu teuer ist. (Das Pfund Rindfleisch kostet 90 Pf.) Messer und Gabeln werden beim Essen nicht gebraucht. Der Reis wird mit zwei Stöckchen von dem nahe an den Mund gebrachten Napf auf die Speisetafel gebracht. Die Handhabung dieser Stäbchen ist so einfach nicht. Der Fremdling, der viel Hunger und wenig Zeit hat, wird die Finger gebrauchen. Es soll Japaner geben, die mit den Stöckchen eine Nadel aufheben können. Der Ehrgeiz des Europäers wird nicht nach dieser Kunstfertigkeit streben, sondern schon vollauf befriedigt sein, wenn er damit den Reisnapf leer bringt.

Japanerinnen beim Waschen.

# Die japaniſche Frau in Ehe und Geſellſchaft.

Die vielen kleinen Annehmlichkeiten, die dem Junggeſellen in Europa die Laſt ſeines Standes zu tragen erleichtern, kennt ſein japaniſcher Leidenskollege kaum. Dieſer kennt nicht das ungeſtörte Junggeſellenheim, nicht die leichte Möglichkeit, in Speiſehäuſern ſeine leiblichen Bedürfniſſe billig zu befriedigen; er weiß nichts vom Zuſammenſein der Geſchlechter bei Unterhaltung, Tanz und Plauſch. Für die alleinſtehenden Angehörigen der arbeitenden Schichten ſind beſondere Heime kaum vorhanden. Der ledige Arbeiter kann eine Ecke im Familienzimmer als Liegeſtatt erhalten, oder, wenn es hoch geht, auch einen ganzen Raum. Dieſen abzuſchließen läßt ſchon die Bauart des japaniſchen Hauſes nicht zu. Will der japaniſche Junggeſelle nicht auf Ordnung und ungeſtörte Mußeſtunden verzichten, ſo muß er einen eigenen Haushalt gründen.

Noch mehr als der Mann ſieht ſich das Mädchen veranlaßt, nach der Heirat zu ſtreben. Für den engen Raum des väterlichen Haushaltes wird die erwachſene Tochter bald ein Hindernis. Der Storch ſtellt ſich bei der Mutter viel öfter ein, als es Raumverhältniſſe und Einkommen geſtatten. Die erwachſene Tochter wünſcht ſehnlich den Augenblick herbei, wo ſie der jungen Brut die ſchmalen Matten und den unzulänglichen Reistrog allein überlaſſen kann. Das Gleiche wünſchen die Eltern. Eines Mädchens Scheiden lockert nicht viel Tränen. Das Elternherz hängt inniger an den Jungen als an den Mädchen. Die Geburt einer Tochter erregt weniger Freude als ihr Abſchied. Wenn eine Frauenrechtlerin in Japan behaupten würde, die Rippe, woraus Eva gemacht worden, ſei der beſte Körperteil Adams geweſen, ſo wäre ihr allgemeiner Widerſpruch ſicher. Ein Volk, das den Ahnenkultus inbrünſtig pflegt, ſehr hohen Wert auf die Fortpflanzung des Namens legt, wird natürlicherweiſe den Stammhalter viel mehr wertſchätzen als die Tochter.

Die Ausſicht auf eine ſelbſtändige Stellung außerhalb der Familie iſt für das Mädchen der Bürgerklaſſe herzlich gering. Von den Töchtern der Arbeiter, Bauern und Kleinbürger finden

Tausende in Fabriken, Wäschereien, Gasthäusern — und Freudenhäusern Unterkunft. Die Stellung zu halten, wird mit zunehmendem Alter oder abnehmenden körperlichen Reizen schwierig. Von dem kargen Lohn — in Osaka erhalten Textilarbeiterinnen 24 Pf. den Tag — ist kein Spargroschen für wirtschaftliche Regentage zu erübrigen.

Neben der Trostlosigkeit der Gegenwart und der Aussicht auf die düstere Zukunft heißt vor allem der stark entwickelte Naturtrieb nach eigenem Herd und Mutterschaft in der Ehe das Ziel des Strebens suchen. Da die jungen Männer den Mädchen auf halbem Wege entgegenkommen, so kann die Erreichung des Zieles nicht schwierig sein. Die Hauptsache ist nur, für beide Teile die richtige Wahl zu treffen. Wenn das in mehr Fällen gelingt, als es der Mangel an gesellschaftlichem Verkehr zwischen heiratsfähigen Personen, die Zurückgezogenheit der Mädchen, anzunehmen erlaubt, so ist dies nicht zum wenigsten dem Vermittlungswesen zu verdanken.

Sucht ein junger Mann oder seine Eltern für ihn eine Frau, oder wünscht ein Vater seine Tochter zu verheiraten, so wird ein (verheirateter) Mann auf die Suche nach einer passenden Person gesandt. Glaubt der Vermittler eine annehmbare Partie gefunden zu haben, veranstaltet er eine Zusammenkunft beider Parteien in einem Theater, Tempelhof oder sonstigen öffentlichen Ort. Eltern und Verwandte mit den jungen Leuten begegnen sich „zufällig", der Mittelsmann besorgt die gegenseitige Vorstellung, bringt eine gleichgültige Unterhaltung in Fluß. Dabei haben die Heiratslustigen Gelegenheit, sich persönlich kennen zu lernen. Fällt die erste Begegnung zu beider Zufriedenheit aus, machen sie dem bald nachher daheim nachfragenden Vermittler davon Mitteilung. Nun veranlaßt jede der beiden Familien Freunde, nach Stand, Vermögen und Ruf der anderen Seite zu forschen. Dies ist insofern vonnöten, als es der eifrige Vermittler bei der Schilderung der Vorzüglichkeit seiner Auftraggeber nicht immer sehr genau nimmt. Fallen die Berichte der Freunde günstig aus, dann erst wird der entscheidende Entschluß gefaßt. Der Vermittler erhält nun den Auftrag, einen günstigen Tag für die Anbringung der förmlichen Werbung auszusuchen.

Am festgesetzten Tage erscheint ein vertrauter Bote der Familie des Bräutigams im Hause der Braut, um ihrem Vater den Heiratsantrag in aller Form zu machen, wobei er Geschenke (Reis, Fisch, Kleider, Reiswein) anbietet. Die Annahme der Geschenke bedeutet Zustimmung zur Heirat. Der Vater beeilt sich, die Familie des

Bräutigams zu einer Mahlzeit einzuladen, um ihr die Verlobung seiner Tochter mitzuteilen.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit sind somit vollständig. Der Hochzeitstag findet die Braut mit ihrer Aussteuer auf dem Wege zur Familie ihres Erwählten, zum zukünftigen Heim. Im besten Zimmer werden Immergrünbäumchen und andere, Langlebigkeit und Treue versinnbildlichende Pflanzen aufgestellt. Hat die Braut Platz genommen, setzt sich der Bräutigam zu ihr. Nun folgt ein etwas umständlicher Brauch, dessen Gipfelpunkt das „Dreimaldrei", die dreimalige Leerung von drei mit Saké gefüllten Gläsern durch Braut und Bräutigam ist. Das wechselseitige Leeren der Gläser stellt das Gelöbnis der Treue und Liebe dar, ist die eigentliche Trauung. Danach wechselt das junge Paar die Kleider und erscheint in der Gesellschaft der anderen Gäste zum gemeinschaftlichen Mahl. Am nächsten Morgen teilt die Braut durch einen Boten ihrem Vater den glatten Verlauf ihrer Verehelichung mit. Als Antwort kommen Geschenke und Glückwünsche. Die Sitte, die je nach der Schule verschieden ist, verlangt noch weitere Zusammenkünfte, mehr Austausch von Geschenken und gemeinsame Mahlzeiten. Diese vielen Bräuche können hier ohne Schaden übergangen werden, denn das arbeitende Volk hat wenig Teil daran. Die Arbeiter werden durch Mangel an Lust, Zeit und Mitteln gezwungen, die Feierlichkeiten auf das Mindestmaß zu verringern.

Mit der Vereinigung des Paares ist das Werk des Vermittlers noch keineswegs beendet. Er bleibt für lange Zeit, wenn nicht für das ganze Leben, der Freund und Berater des Ehepaares. Da füglich angenommen werden darf, daß ihm die Wohlfahrt beider Teile am Herzen liegt, so ist sein Wort bei Familienzwistigkeiten von großem Gewicht. Bei kleinen Mißhelligkeiten wird seine Hilfe gerne angerufen, und im Fall, daß eine Scheidung beabsichtigt wird, muß er befragt werden.

Über dieses Vermittlungsverfahren mag man denken wie man will, einen Vorzug hat es jedenfalls. Dank ihm ist es auch dem Mädchen (mittels der Eltern) möglich, sich dem Manne mit einem Antrag zu nähern. Dann werden durch die Verhandlungen sowie durch die Einholung von Auskünften über die zukünftige Verwandtschaft durch dritte Personen Enttäuschungen und „Körbe" erspart. Freilich ist für das junge Volk die „schöne Zeit der jungen Liebe" nüchtern bis zur Geschäftsmäßigkeit; aber anderseits geht es ohne eitle Hoffnungen, mit offenen Augen in die Ehe.

Das Hochzeitsfest mit dem umständlichen Drum und Dran ist in langen Zeitläuften geworden. Der Gesetzgeber des neuen Japan

hat sich damit nicht befaßt. Die Ehe ist heute ein rein bürgerlicher Vertrag mit wohltuender Einfachheit. Das Gesetz verlangt bloß, daß die zwei Familien die Heirat berichten und daß der neue Aufenthaltsort des Mädchens in die Liste der Ortsbehörde eingetragen wird. Mit dieser Eintragung ist das Paar gesetzlich getraut.

Der heiße Wunsch, den Namen zu erhalten, hat die Kindesannahme geschaffen. Ein nur mit Mädchen gesegneter Vater nimmt sich einen kleinen Jungen ins Haus und zieht ihn auf, oder er nimmt einen schon herangewachsenen Knaben an Kindesstatt. In beiden Fällen mit der Absicht, den Kürsohn mit der eigenen Tochter zu verheiraten. Oft geschieht Hochzeit und Förmlichkeit der Ankindung gleichzeitig. Dieser Schwiegersohn übernimmt natürlich den Namen seiner Frau. Beneidenswert soll die Stellung des jungen Mannes nun nicht sein. Obwohl er das Haupt der Familie seiner Frau geworden ist, über deren Vermögen rechtmäßig verfügen darf, wird er von der neuen Verwandtschaft nicht viel anders bewertet als ein geduldetes Übel. Ständig wird ihm zu verstehen gegeben, daß er nur ein gelittener Fremdling sei, der nichts als Dankesworte äußern dürfe und nur Pflichten zu erfüllen habe.

*

Die Stellung der jungen Ehefrau in der Familie ihres Mannes wird allgemein als sehr schwierig geschildert, insonderheit wenn sie in eine zahlreiche Hausgemeinschaft hineinkommt. Das junge Ehepaar zieht in das Haus des Vaters des Mannes; wenn ein eigenes Heim gegründet wird, findet sich ein Teil oder die ganze Sippe zum Mitbewohnen ein. Die junge Frau wird als Fremde, als Magd, von allen betrachtet. Das Benehmen der Schwiegereltern als auch der Brüder und Schwestern des Mannes läßt nicht nur oft Zuneigung vermissen, sondern zeigt zuweilen Abneigung, wenn nicht gar offene Feindschaft. Mit den Schwägern und Schwägerinnen ist schließlich noch auszukommen, und dann besteht die Hoffnung, daß sie von einem gütigen Heiratsvermittler aus dem Haus geschafft werden. Der Schwiegervater wird als ein leidlich erträglicher Hausgenosse geschildert. Werden ihm seine bescheidenen Wünsche erfüllt, überläßt er den Frauen das häusliche Feld.

Der eigentliche Quälgeist der jungen Frau ist die Schwiegermutter. Deren Wünsche und Launen hat sich die Schwiegertochter ohne Widerrede unterzuordnen. Religion hat die Hausgewalt der japanischen Schwiegermutter begründet, Überlieferung hat sie

geheiligt, durch Unverstand und Albernheit ist sie für die junge Ehefrau zur Leidensquelle geworden.

In dem Streit zwischen Mutter und Gattin spielt der Mann eine, nach europäischen Begriffen, unmännliche Rolle. Zwischen Mutter und Gattin gestellt, wird er der ersten zuneigen. „Mutter hab' ich nur eine, die Frau ist jederzeit ersetzbar." Kindliche Ehrfurcht bestimmt seine Denk- und Handlungsweise. Seine Auffassung von der Stellung, Würde und Ehre der Gattin ist in der asiatisch-feudalen Zeit entstanden und hat von dem europäischen Einfluß noch nicht angetastet werden können.

Die Furcht, daß japanische Sitten und Gebräuche bald der Europäisierung zum Opfer fielen, ist unbegründet, denn sie werden getreulich weiter gehegt und gepflegt von der Frau. Gewiß, der politische Überbau Japans wie sein Wirtschaftsleben atmen neuen Geist, doch ist davon in den Niederungen der Gesellschaft noch nichts zu merken. In den tiefen Schächten der Volksseele und des Familienkreises wirken die Jahrhunderte alten Anschauungen noch weiter, wird weiter nach den Satzungen gelebt, weiter die Einrichtungen gepflegt, die hundertmal vermoderte Vorfahren geschaffen und gepriesen haben.

Für die großen Sittenlehrer, Konfuzius und seine Jünger, ist der Mann der unbeschränkte Herr der Familie, die Frau dessen Magd mit allen Pflichten, aber keinerlei Rechten. Nach Kaibara, dem Jünger von Konfuzius, besteht die ganze „Wissenschaft der Frau" in einem „dreifachen Gehorsam": Gehorsam dem Gatten, gehorsam den Schwiegereltern, gehorsam als Tochter dem Vater und der Mutter. „Die Frau hat ihren Mann als einen Oberherrn zu betrachten, ihm in aller Ehrfurcht und mit aller Anbetung, der sie fähig ist, zu dienen. Die große Pflicht der Frau, ihre Lebenspflicht, ist zu gehorchen. Im Verkehr mit ihrem Manne hat ihre Haltung und Sprache Hochachtung, Folgsamkeit und Demütigkeit zu atmen. Gibt der Mann seine Befehle, hat die Frau niemals Ungehorsam zu zeigen. In zweifelhaften Fällen hat sie ihren Mann zu fragen und seinen Rat unterwürfig zu befolgen. Kommt der Mann in Zorn, hat sie ihm mit Furcht und Zittern zu gehorchen. Eine Frau hat ihren Mann als den Himmel selbst zu betrachten; niemals soll sie nachlassen darüber nachzudenken, wie sie ihm am besten untertänig sein kann, damit sie der himmlischen Strafe entgehe."

Nach den Sittenlehrern ist die Heirat nichts als ein Vertrag, der dem Manne alle Rechte, der Frau nur Pflichten auferlegt. Der Mann kann sie mit einer Handbewegung von sich stoßen, während die Frau verpflichtet ist, zu bleiben, auszuhalten, solange es dem

Herrn der Schöpfung gefällt. Kaibara hält die Ehescheidung für gerecht, wenn die Frau dem Schwiegervater oder der Schwiegermutter gegenüber Ungehorsam zeigt, im Fall sie unfruchtbar, eifersüchtig, unzüchtig, geschwätzig oder aussätzig ist, eine unehrerbietige Sprache führt oder zum Diebstahl neigt. „Die fünf schweren Krankheiten, die den weiblichen Geist quälen, sind: Ungelehrigkeit, schlechte Laune, Eifersucht, Dummheit, Schmähsucht. Ohne jeden Zweifel sind sieben oder acht Frauen von zehn von einer von diesen fünf Krankheiten befallen, und davon rührt die Minderwertigkeit der Frau dem Manne gegenüber her. Die Frau ist neben dem Manne eine Unbewußte, der selbst die Pflichten entgehen, die dem Manne in die Augen stechen. Die Schwächlichkeit ihrer Natur ist so groß, daß es eine Verpflichtung für sie ist, in den kleinsten Dingen sich nicht selbst zu vertrauen, sondern ihrem Manne zu gehorchen."

Diese Belegstellen werden genügen zur Beurteilung der Ansichten japanischer Weisen über die Stellung der Frau. Aber hat sich seit der Öffnung Japans für die westliche Zivilisation nicht viel geändert? Ist aus dem innigen Verkehr mit den Kulturstaaten kein Vorteil für die unterdrückte Weiblichkeit Japans gesprossen? Verhallt im „England des Ostens" die Stimme der Frauenbewegung ungehört? Rüttelt nicht die kleine braune Frau selbst an ihren Fesseln?

Es gibt einige Kenner, die auf diese Fragen mit einem bedingten Ja antworten. Möglich, daß eine vergleichende Betrachtung ihnen nicht ganz unrecht gibt. Allein viel ist davon nicht zu merken. Auf meinen vielen Gängen durch die Arbeiterviertel als auch bei meinen Besuchen von Häuslichkeiten verschiedener Gesellschaftskreise konnte ich nichts entdecken, was wie eine in Westeuropa oder in Amerika geübte Wertschätzung der Frau hätte gedeutet werden können.

Mein Tokioer Hauswirt gilt in seinen Kreisen als ein geistig weit fortgeschrittener Mann. Er ist ein tüchtiger Arbeiter und wackerer Sozialdemokrat. Seine Familie bietet ein prächtiges Bild häuslichen Glückes. Ein böses Wort habe ich ihn in den langen Wochen meiner Anwesenheit weder seiner Frau, noch Mutter oder Kindern sagen hören. Der jungen Frau wurde von der Schwiegermutter nirgends dreingeredet, und ihr Gatte stand ihr allzeit hilfsbereit zur Seite. Aber dieses Muster von einem fortgeschrittenen japanischen Ehemann hielt es auch für selbstverständlich, daß ihn das Weibchen gehorsamst lächelnd an die Tür begleitete, wenn immer er auszugehen beliebte; daß sie ihn freundlichst empfing, wenn er, ganz gleich zu welcher Zeit, heimzukommen geruhte.

Eines Abends bat ich ihn, mich nach Joschiwara, der Liebesstadt Tokios, zu begleiten. Ich schärfte ihm ein, seiner Frau um keinen Preis das Ziel unseres Ausganges anzudeuten. Diese Vorsicht muß er eines Ehemannes unwürdig gehalten haben, denn er ging spornstreichs zu seiner Frau und teilte ihr unser Vorhaben mit. Er fand es nicht mehr als in Ordnung, daß sie sich emsig an die Vorbereitung seiner Kleidung machte und uns beim Fortgang mit freundlichem Lächeln an die Türe geleitete. Ich hielt mich durch diese Freundlichkeit zu Dankesworten verpflichtet. Das Grinsen meines Begleiters schien sagen zu wollen: wie rückständig, wie unmännlich ihr Europäer doch seid!

Freilich geht der Japaner auch mit seiner Frau aus; aber es wird ihm nicht einfallen, sie an seiner Seite gehen zu lassen. Auf allen japanischen Gassen das gleiche Bild: Vorn stolziert der Herr der Schöpfung, einige Schritte hinter ihm humpelt das Weibchen, gewöhnlich mit Kindern und noch andern Bündeln beladen. Wiederholt habe ich gesehen, daß Männer Reittiere bestiegen und die kleinen Frauen mit dem Gepäck belastet nebenher stelzen ließen.

Der Japaner hält seine Frau zu ewiger Treue verpflichtet. (Untreue der Frau ist ein wichtiger Scheidungsgrund.) Für sich selbst kennt er diese Verpflichtung nicht an. Er geht mit Geischas fußholzraspeln, pflegt Umgang mit Dirnen, hält sich in oder außer dem Hause Stiefliebchen, wenn es ihm beliebt oder es seine Mittel gestatten. Dem Manne kommt nicht in den Kopf, daß solche Streifzüge in das außereheliche Gebiet einen Scheidungsgrund darstellen, oder daß sie der Gattin ein Recht auf Vorhaltungen geben könnten. Gefällt es ihm, Zuhälterinnen ins Haus zu nehmen, hält er es für selbstverständlich, daß sie von seiner Ehefrau freundlich empfangen und artig zur Tür geführt werden.

Vor einiger Zeit wurde der Brauch der Vielweiberei in der japanischen Presse mit unbezahlbarer Rücksichtslosigkeit erörtert. Bei dieser Gelegenheit brachte die Yorozu Choho eine Liste mit 493 in der Hauptstadt wohlbekannten Persönlichkeiten, die sich Stiefliebchen hielten. Darunter waren 9 Minister, 7 Rechtsanwälte, 15 Mitglieder des Herrenhauses usw. Von ihren Kebsweibern waren 193 Geischas, 69 ehemalige Dienstmädchen, 17 öffentliche Dirnen, 91 „gewöhnliche Mädchen", 15 an Kindesstatt genommene Mädchen.

Übrigens taten diese Herren nur das, was ihnen ihr Kaiser Mutsuhito, der Gottsohn, vormachte. Dieser hatte, wie männiglich bekannt ist, neben seinem eigenen Weibe noch ein halbes Dutzend Nebenfrauen, wovon eine uneigennützig genug war, dem Lande einen Kronprinzen zu schenken.

Die Vielweiberei ist bei den arbeitenden Schichten weniger verbreitet. Nicht etwa, daß die Bauern und Arbeiter tugendhafter veranlagt seien. Aber ihre Neigung zur Übertretung des sechsten Gebotes wird sehr eingeschränkt durch den Mangel an Mitteln. Viel ist dadurch für die eheliche Treue nun zwar auch nicht gewonnen, denn zu einem Besuch des Teehauses oder einer Geischa langt schließlich selbst das niedrigste Einkommen.

Im Teehaus spielt sich ein gutes Stück japanischen Volkslebens ab. Dort findet der kleine braune Mann, was er daheim in seiner kahlen Klause vergeblich sucht: Musik, Tanz, volle Sakéflasche und wohlfeile Mahlzeit; dort kann er an einem lieben Besucher Gastfreundschaft üben, geschäftliche Dinge besprechen, die Gedanken ablenken von seinen Sorgen und Mühen. Auf dem langen, eintönigen Lebensweg bildet das Teehaus die Oase: der halb klagende, halb jauchzende Gesang der Geischas, die strummigen Töne der Samissen, die anmutigen Körperbewegungen der Tänzerinnen, die fröhliche Unterhaltung der am Boden hockenden Gäste, der heiße Dampf des Sakénapfes und die Anmut der Bedienerinnen machen dem Japaner das Herz leicht und die Zukunft schön, lassen ihn nur schwer den Weg zum Heim finden, wo ihn Pflicht und Sorgen erwarten.

*

Das Erforschen des Seelenlebens der japanischen Frau ist sehr schwer, für den Fremden nachgerade unmöglich. Die Sitte hat eine schier unübersteigbare Wand um sie gezogen und die Erziehung hat sie schweigen gelehrt. Zu den öffentlichen Zusammenkünften erscheint sie kaum. Zwar hat sie das Recht, allein auszugehen, aber sie weiß, daß es das beste ist, von dieser Freiheit so wenig wie möglich Gebrauch zu machen. Tritt fremder Besuch ins Haus, verschwindet sie. Der Gast wird gewöhnlich vom Hausherrn allein empfangen, mit Tee, Reiskuchen oder Gebäck bewirtet, liebenswürdig unterhalten und artig an die Tür geleitet. Das Spähen nach der Weiblichkeit, der Versuch, näheres über die Häuslichkeit zu erfahren, scheitert. Über dem Familienleben bleibt ein Schleier liegen, der zwar so unangenehm nicht anmutet, der aber nicht zu lüften ist. Auf die Frage nach der Hausfrau hört man, daß sie krank oder verreist sei, auch wenn man sie bei der Ankunft hat hinauswischen sehen oder wenn die Aufträgerin von Speise und Trank die Ehefrau selbst ist.

Die aufmerksamste Beobachtung der Frauen brachte mir keinen Beweis dafür, daß sie ob ihrer Lage mit Weh und Ach erfüllt

seien. Im Gegenteil. Nach Worten und Mienen zu urteilen, schien Glückseligkeit der Grundton ihrer Seele, nicht jene Glückseligkeit, die himmelhoch jauchzt, aber auch nicht jene, die zum Tode betrübt ist. Ihre Liebenswürdigkeit und Sanftheit wirkten auf die Hausgenossen wie die Strahlen der Frühlingssonne, machten die düstere Klause wohnlich und traut. Sie schienen zufrieden zu sein, sich abgefunden zu haben mit dem Los, das ihnen das Schicksal beschert hatte. Verdrossenheit hatte keinen Teil an ihnen. Der Erfüllung der Pflicht schien ihr ganzes Streben zu gelten. Dem Gatten das treue Weib und die Gebärerin seiner Kinder zu sein, hielten sie für ihre Lebensaufgabe, den Kindern die zärtliche Mutter und sorgfältige Erzieherin zu sein, ihr höchstes Ziel.

Die hohe Auffassung von ihrer Pflicht als Gattin und Mutter läßt die japanische Frau eigene Wünsche oder Sorgen nicht äußern. Aus der Mutterschaft quellen ihre Freuden und Hoffnungen, die ihr die Lebensbürde erleichtern. Ihre krausen Gesichtsfalten glätten sich plötzlich, wenn sie die junge Brut erblickt. Die Mutterliebe der japanischen Frau scheint grenzenlos. Stundenlang kann sie mit den Kleinen schäkern. Dabei vergißt sie Zeit, Umgebung und sich selbst. Inmitten der kleinen braunen Bündel wird sie zum kindlichsten der Kinder. Das Jüngste nährt sie solange an der Brust, bis es der Storch verbietet. Ruft sie die Pflicht aus dem Haus oder zur Arbeit, bindet sie sich den Benjamin auf den Rücken, die andern zieht sie an den Kleidern oder Händen neben sich her. Allenthalben sieht man Frauen, die beim Waschen oder sonstiger Hausarbeit ein zappelndes Geschöpfchen auf den Rücken gebunden tragen.

Für ihre Aufopferung und Selbstverleugnung findet die japanische Gattin und Mutter vollen Lohn in der Dankbarkeit ihrer Kinder. Deren Liebe bleibt ihr bis an das Grab und noch darüber hinaus gewahrt. Nur wer die Größe der Zärtlichkeit und der Hochachtung des Kindes zur Mutter kennt, kann verstehen, warum es dem jungen Ehemann unmöglich ist, in einem Streit zwischen Mutter und Gattin für diese einzutreten.

Nach alledem scheint das Dasein der japanischen Frau nicht ganz ohne Freude, ohne Lohn zu sein; und wie gesagt, scheint sie sich auch nicht gerade unglücklich zu fühlen. Diesen Schein könnte man ohne Zagen für Wirklichkeit nehmen, wenn nicht harte Tatsachen oder nackte Zahlen eine andere Sprache redeten.

Durch das Gesetz vom Jahre 1898 hat die verheiratete Frau in Japan so etwas wie Rechte bekommen. Nach dem Buchstaben des Gesetzes ist es heute nicht mehr möglich, die Frau ohne weiteres auf die Straße zu werfen. Viel will das aber nicht besagen. Jeden-

falls hat die japaniſche Frau auch nicht den hundertſten Teil des Schutzes, den ihre weſteuropäiſche Schweſter beſitzt.

Nach dem jetzt geltenden Geſetz iſt die Eheſcheidung rechtskräftig, wenn zwei Zeugen vor der Ortsbehörde erklären, daß beide Teile ihr zugeſtimmt haben. Wird die Zuſtimmung von einer Seite verweigert, ſo kann gerichtliche Scheidung beantragt werden. Das kommt aber ungeheuer ſelten vor. Die Zuſtimmung der Frau iſt leicht zu erlangen. Die durch gegenſeitige Zuſtimmung erreichte Scheidung iſt entſchieden nach Eintragung des Wohnungswechſels (Auszug der Frau) in die Liſte der Ortsbehörde.

Reiche Japanerin.

Als Gründe für gerichtliche Scheidung gelten Doppelehe, Ehebruch der Frau — der Ehebruch des Mannes bildet keinen Scheidungsgrund! —, Fälſchung, Diebſtahl, Betrug, Unterſchlagung und andere Verbrechen, dann Gefängnisſtrafe von mehr als drei Jahren, ſchlechte Behandlung oder ſchwere Beleidigung der Frau, abſichtliches Verlaſſen uſw.

Es iſt nicht nötig, alle Scheidungsgründe anzuführen, ſchon weil ſie in Wirklichkeit wenig Bedeutung haben, da nahezu alle Ehen durch gegenſeitige Zuſtimmung getrennt werden. Das heißt: der Mann wünſcht die Trennung, die Frau ſtimmt zu. Die Frau wagt nicht, ſich zu widerſetzen, wenn der Herr und Meiſter ſie davonzujagen geruhen ſollte. Selbſt wenn die japaniſche Frau Mut, Mittel und Verwegenheit genug hätte, ihr bißchen Recht geltend zu machen, ſo würde ſie von dem Sittengeſetz daran gehindert werden. Jahrhunderte alte Sitten üben eine unendlich größere Macht aus, als ein auf der andern Seite des Erdballes entworfenes Scheidungsgeſetz.

Im Jahre 1908 wurden laut amtlicher Ermittlung 461940 Ehen geſchloſſen und 60376 (nach andern Angaben weit über hunderttauſend) geſchieden. Selbſt wenn die niedrige Zahl die richtige iſt, ſind die Scheidungen in Japan noch ſechsmal zahlreicher als in Deutſchland.

Die Scheidungszahlen drücken ein ganzes Meer von Elend aus. Durch die Trennung verliert die Frau Heim, Unterhaltungsmittel und das allerliebſte, ihre Kinder. Ein geſetzliches Recht auf die Kleinen hat die Frau in der Regel nicht; ſie haben dort zu bleiben, wo ſie geboren wurden, in der Familie des Vaters. Es kann als ſicher angenommen werden, daß die Urſache der meiſten Scheidungen in dem Drange des Mannes nach Abwechſelung zu ſuchen iſt. Der Naturtrieb der Mutterſchaft iſt bei der japaniſchen Frau ſo ſtark, daß ſie lieber ſich ſelbſt verleugnet, alle Qualen klaglos erträgt, als die Scheidung, den Verluſt ihrer Kinder, zu verlangen.

*

Es müßte ein Wunder genannt werden, wenn an einem Land, das ſo ſtark unter europäiſchem Einfluß ſteht, die Frauenbewegung ganz ſpurlos vorüberginge. Von einer Frauenbewegung in europäiſchem Sinne kann natürlich in dem Feudalſtaat von geſtern keine Rede ſein. Vorerſt wird in den Gemeinden der Miſſionäre wie auch in den unter ausländiſchem Einfluß ſtehenden Lehranſtalten verſucht, das Selbſtbewußtſein der Frau zu wecken, ihren geiſtigen Geſichtskreis durch Bücher und Vorträge zu erweitern. Über den Erfolg und die Nützlichkeit dieſer Aufklärungsarbeit ſind die Meinungen ſehr geteilt. Immerhin, in den höheren Mädchenſchulen macht ſich ſchon ſo etwas wie ein Unabhängigkeitsgefühl geltend.

Was vor kurzen Jahren noch undenkbar ſchien und einer ſchlichten Haustochter auch heute noch teuer zu ſtehen käme: mit männlichen Altersgenoſſen nebeneinander durch die Straßen wandeln, dabei an die Vorbeigehenden ſchelmiſche Blicke oder neckiſche Worte richten, tun die Beſucherinnen der höheren Schulen, wie ich mich überzeugen konnte, ziemlich ungezwungen und kümmern ſich verteufelt wenig um die alten Sittenwächter. Noch mehr. Es ſoll jetzt ſogar vorkommen, daß Mädchen ſich weigern, den Mann zu heiraten, den die Eltern beſtimmt haben. Auflehnung eines Mädchens gegen den Willen des Vaters bedeutet in Japan nicht viel weniger als den Beginn einer Revolution.

Ohne Zweifel begünſtigen auch gebildete Männer die Befreiung der Frau. Einige von jenen, die im Ausland gelebt haben, wünſchen an ihrer Seite nicht mehr ein durch Zwang gehaltenes Geſchöpf, ſondern eine durch Geiſt, Liebe und Freiheit geſtärkte Genoſſin zu ſehen. Sie fühlen die Rückſtändigkeit ihrer Sitten, die Peinlichkeit des Zuſtandes, daß in Geſellſchaft mit Ausländern die Ehrerbietungen von bezahlten Geiſchas und Dirnen gemacht werden.

Die Zahl der ausländischen Besucher steigt. Gastfreundschaft oder Geschäftsinteresse gebietet, ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Eine Festlichkeit ohne Frauen ist wie ein Garten ohne Blumen. Das wissen die Japaner noch besser als die Europäer. Die Frauen und Töchter der Gastgeber aber sind durch die Sitte ans Haus gefesselt. Diese weltfremden Geschöpfe würden sich übrigens in Gesellschaft mit Ausländern recht linkisch und kindisch benehmen. So muß aus der Not eine Tugend oder eigentlich eine Untugend gemacht werden: Bei Festlichkeiten und amtlichen Empfängen werden Damen mit zweideutigem Ruf und eindeutigem Gewerbe von den Behörden oder sonstigen Veranstaltern zur Bedienung und Unterhaltung der fremden Gäste herangezogen. Diesen ist natürlich der Hauptberuf der freundlichen Heben bekannt. Daß eine derart innige Vereinigung von Freudentaumel, Alkohol und Liebesgewerbe die gesellschaftliche Anständigkeit nicht begünstigt, wohl aber den Versuch, die Bevölkerungszahl zu erhöhen, leicht möglich und aussichtsreich macht, wird ohne Nachdenken einleuchten.

Zu welch häßlichen Ausschweifungen solche Feste werden können, hat der Empfang der englischen Kriegsflotte gezeigt. Die Gastgeber wurden zu ihrem großen Schrecken gewahr, daß so ziemlich jeder Mann der Besatzung darauf erpicht ist, in aller Öffentlichkeit zu zeigen, daß in dem englischen Matrosen ein unbesiegbarer Drang nach Erforschung fremder Gelände steckt. Ein öffentliches Ärgernis war die Folge dieser Festlichkeit. Ob aber die Stimmen, die die Hebung der sittlichen Stufe solcher Veranstaltungen durch Einführung der Gattinnen und Töchter erreichen wollen, auf allgemeines Wohlwollen rechnen können, kann füglich bezweifelt werden. Auf eine starke Gegnerschaft haben sie bestimmt zu rechnen.

Die Freunde der Europäisierung der alten Sitten finden hartnäckige Widersacher nicht zum wenigsten in den Kreisen, die das europäische Gesellschaftsleben mit eigenen Augen geschaut haben. Auch wenn sie sonst nicht starr am Althergebrachten festhalten, wollen sie nicht, daß ihre Frauen in die gesellschaftliche Rolle der westlichen Damen fallen. Von einer Änderung befürchten sie, daß die Japanerin, die heute nur Hausfrau ist, auch zur Kurtisane werde. Sie sind überzeugt, daß durch eine Lockerung der im Feudalstaat gewordenen Sitten ihr Heim nicht mehr die sichere, ruhige Burg bleiben könne, woran der rauhe Föhn des öffentlichen Lebens vorbeigeht.

Das alte Familiengesetz sichert eine stille, einfache Häuslichkeit. Wohnungseinrichtung und Nahrung sind äußerst einfach; weder

verlangt die eine hohe Geldmittel vom Manne, noch die andere viel Arbeit von der Frau. Die Japanerin kennt nicht die europäiſche Modetorheit; ſie braucht nicht in Geſellſchaft zu glänzen, weil ſie nicht dahin geht, noch weiß ſie etwas von der Liebelei. Ihre Zeit und Kraft bleiben ungeteilt für die Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und Gattin. Die Frau des hohen Beamten unterſcheidet ſich in ihrem Äußern kaum von der des unteren Schreibers. Einfachheit und Billigkeit des Haushaltes machen es auch dem Manne mit kleinem Einkommen möglich, einen eigenen Herd zu gründen. Der Gedanke an eine Geldheirat braucht niemand zu beſchäftigen oder zu entſittlichen.

Der häuslichen Ruhe ſowie dem Familienglück droht keine Zerſtörung durch Liebesabenteuer. Im ehelichen Leben gibt es weniger Eiferſucht, weniger Liebesdramen, weniger Betrug, weniger Verführungen von Frauen und Töchtern als in Europa. Die Abgeſchloſſenheit der Familie beſchützt die Tochter vor Verführung, verhindert das Schäferſtündchen mit der Ehefrau. Das mag den Liebesſchwärmer betrüben, der Dichter beklagen, der Liebesdramaſchreiber verfluchen, der japaniſche Ehemann oder Familienvater hält es für äußerſt vorteilhaft und notwendig obendrein. Denn dadurch wird ein ebenmäßiger Fortgang des Familienlebens geſichert und viele Sorgen erſpart.

Die ſchöne Zeit der jungen Liebe kennt Jung-Japan eigentlich nicht, und ein Mann, der Liebesgedanken in der Öffentlichkeit äußern würde, wäre der Lächerlichkeit überantwortet. Ein Zweikampf wegen einer Frau iſt in Japan platterdings undenkbar. Die Frau, die der Mann beſitzt, macht ihm keiner ſtreitig, weil kaum einer mit ihr näher zuſammenkommt; die Frau, womit er zuſammenkommt und begehrt, kann er haben, ſofern er ſie bezahlt.

Ohne Sorgen kann der Bürgersmann ſeinem Beruf nachgehen, der Soldat dem Ruf des Vaterlandes folgen. Der Treue der Gattin, der Ehre der Tochter, dem Gang des häuslichen Lebens drohen von außen keine Gefahren. Geiſt und Kraft kann der Mann ſeinem Beruf ungeſchmälert zuwenden. Die Sitte bildet einen feſten Schutzwall um Haus, Familie und Eheglück. Was Wunder, wenn der Japaner mit aller Kraft für die Erhaltung dieſer Sitte ſtreitet.

———ooo———

# Liebesgewerbe und Liebesstadt.

Vor einem halben Jahrhundert sah sich Japan vor die Wahl gestellt, entweder seine Jugend durch ungeregelten Geschlechtsverkehr schwächen zu lassen oder diesen zu ordnen. Es tat das letzte. Mit wohltuender Freimütigkeit ging es daran, das Liebesgewerbe, das die Staatsweisen aller Zeiten so sehr beschäftigt hat, in eine Ordnung zu bringen. Die Freudenhäuser wurden gesetzlich anerkannt sowie das Anstellungsverhältnis der Mädchen geregelt.

Das asiatische Inselvolk hat sich mit dem Liebesgewerbe abgefunden. Es weiß wohl, daß es ein Übel ist, aber unter den obwaltenden Umständen ein nicht zu umgehendes und betrachtet es demzufolge mit anderem, mit freierem Blick. Die Insassen der Freudenhäuser sind zu ihrem Gewerbe gekommen, nicht weil sie „Gefallene" waren, sondern aus freier Selbstbestimmung. (Allerdings ist es auch hier in vielen Fällen die bittere Armut der Eltern, was das Mädchen zum Verkauf ihrer Reize treibt, und aus der Verpflichtung auf einige Jahre wird oft eine für die ganze Jugend, wenn nicht fürs ganze Leben.) Dann sind die japanischen Freudenmädchen nicht in Schlupfwinkel getrieben, sondern wohnen durchgehends in schönen, mitunter in den feinsten Häusern, in reinen Palästen. Sie können sich Zeit nehmen zu Gesang, Musik und Plausch, weil ihnen ein schützendes Dach und gedeckter Tisch bleiben, auch wenn keine Gäste kommen.

Damit vergleiche man das Leben eines Freudenmädchens der christlichen Gesellschaft: Sie wird als Gesunkene, zum Abschaum der Menschheit gehörend betrachtet. Von ihr zu sprechen gilt nicht als anständig; sie hat keinerlei Rechte, gegen sie ist jede Gemeinheit vom Todschlag abwärts erlaubt. Von allen Seiten verhöhnt, von ihren natürlichen Beschützern verstoßen, am offenen Tage gemieden, von der Gesetzgebung als Objekt, von den Nachbarn als Subjekt betrachtet, von der Polizei verfolgt und bestraft, müssen diese unglücklichen Menschenkinder eben das werden, was sie sind: gerissene, geistlose, zänkische Weiber oder elend hungernde Geschöpfe.

Um die japanischen Freudenmädchen herum geht's ruhig, man möchte fast sagen anständig zu. Gebrüll und Rauferei sind unbekannt. Nicht zum mindesten wohl, weil bei den teetrinkenden Japanern der Alkohol, also die Brunst und Übermut treibende Kraft fehlt. Die Nüchternheit läßt die Männer in dem Besuch eines Freudenhauses eher eine Gelegenheit zu gemeinsamem Mahl, Plausch und Bad sehen.

Die Mädchen sind frei von Aufdringlichkeit; von zweideutigen Gebärden oder schlüpfrigen Redensarten ist nichts zu merken. Sie erfüllen ihren „Dienst" wie die Hetären im alten Griechenland. Die japanische Dienerin der Liebe stellt sich dem Gaste in ihrem schönsten Kleide im besten Zimmer vor. Dann begleitet sie ihn ins Bad. Nachher reicht sie unter Plauschen und Lächeln das Mahl. Kein Drängen, kein Haften; sie hat Zeit die ganze Nacht. Es muß schon so sein, wie mir ein Angestellter eines europäischen Handelshauses sagte: „Man wird von den Mädchen wie der Ehegemahl behandelt; ich wollte, ich fände einmal eine Frau, die mich so zärtlich hätschelte, wie meine hiesige Musumeh (Mädchen)."

Über das Verhältnis der Mädchen zu ihrem „Arbeitgeber", dem Hausbesitzer, herrscht zumeist kein richtiges Urteil. Je mehr man der japanischen Küste zueilt, desto zahlreicher werden die sauberen oder unsauberen Geschichtchen über das Drum und Dran dieses Verhältnisses. Die christlichen Missionäre lassen laute Klagelieder über das „soziale Übel" im heidnischen Japan ertönen. Viele von diesen Heiligen haben ihr sonst so vielseitiges Geschäft auf einen besonderen Zweig, auf die „Seelenrettung armer, verkaufter Japanermädchen" beschränkt. Die Trommel wird kräftig gerührt. Das bringt viel Batzen ein. Wenn die alten Tanten beiderlei Geschlechts von der „Scheußlichkeit des Dirnentums und der Sklaverei der Mädchen im heidnischen Japan" hören, reichen ihre sonst geizigen Hände willig Groschen. Von der Scheußlichkeit der Lage der Mädchen in ihrer allernächsten Umgebung wissen sie natürlich nichts. Wenn die Missionäre, besonders die englischen und amerikanischen, an der Beseitigung des „sozialen Übels" ernstlich arbeiten wollten, könnten sie sämtlich daheim bleiben; in ihrem Stammland hätten sie alle Hände voll zu tun.

Wieviel Japan eingeschriebene Freudenmädchen hat, ist schwer zu sagen. Im Jahre 1906 soll es ihrer 44542 gegeben haben. Daneben gibt es noch eine viel größere Zahl nicht amtlich gebuchte, dann noch an die 30000 behördlich beglaubigte Geischas. Diese werden vielfach mit den eigentlichen Freudenmädchen auf eine Stufe gestellt. Das ist Verleumdung dieses ehrbaren Standes.

Freilich mag es welche geben, die über den Strick ſchlagen, aber die Mehrzahl ſteht in Sittlichkeit nicht weit unter den europäiſchen Schauſpielerinnen. Die Geiſchas werden von früheſter Jugend an von älteren Berufskolleginnen in Muſik, Geſang, Tanz, Körperpflege und Putz gründlich unterrichtet. Durch die berufliche Tätigkeit erlernen ſie frühzeitig Zwangloſigkeit im Verkehr ſowie geſellſchaftliche Gewandtheit, die ſie die Grenze zwiſchen Anſtändigkeit und Unanſtändigkeit wohl einhalten läßt. Ihre Liebenswürdigkeit ſchlecht zu deuten, kann nur einem verdorbenen Europäer einfallen. Sie zählen zu den ſchönſten, witzigſten und gebildetſten unter den japaniſchen Frauen. In der Geſellſchaft der Männer laſſen ſie ihre Künſte rückſichtslos wirken. Was Wunder, wenn ſie, wie europäiſche Bühnenſterne, von Angehörigen der oberen Klaſſen begehrt und gefreit werden.

Geiſcha.

Die meiſten Europäer müſſen mit keinem anderen Gedanken als mit dem an die Geiſchas nach Japan kommen. Wo immer ich einem begegnete, wurde ich gefragt: „Na, ſchon bei den Geiſchas geweſen?“ So eilig deuchte mich die Sache nun nicht. Solange ich noch die Abſicht haben konnte, in Japan zu arbeiten, glaubte ich den Beſuch einer Geiſchavorſtellung hinausſchieben zu müſſen. Während meiner Fabriktätigkeit hoffte ich ſchon einmal Gelegenheit zu erhalten, ein Teehaus zu beſuchen. Als ich dann die Abſicht, weil nicht ausführbar, aufgegeben hatte, wußte ich keinen Bekannten mehr, der mich hätte begleiten können. Doch in Oſaka kam ich mit einem Fabrikanten zuſammen, der freundlich genug war, mich zu einem Mahl in ein Teehaus einzuladen. Nach einer halbſtündigen Rikſchafahrt durch elend ſchmutzige Gäßchen, über ſchaukelnde Brücken und knarrende Stege hielten wir in einer beängſtigend ſchmalen Gaſſe vor einem elektriſch beleuchteten Hauſe.

Mein liebenswürdiger Gaſtgeber mußte hier wohl bekannt ſein, denn die Mädchen begrüßten ihn wie einen alten Freund. Eins

ſtellte er mir als ſeine „Flamme“ vor. Wir wurden vertraulich die Treppe hinauf in ein Sonderzimmer geführt. Unten, in einem ſehr großen Saal, ſaßen mehre Männergruppen, jede um eine aufrecht ſtehende ſingende Geiſcha gelagert. Wir hatten uns kaum geſetzt, als auch ſchon Mädchen erſchienen, die uns die Röcke abnahmen und uns Kimonos umhängten. Eine andere ſchleifte den Feuerkaſten herbei und begann mit ernſter Miene Rindfleiſch zu braten. Drei Sängerinnen ſtelzten mit zwei Tänzerinnen herein. Von den erſten nahm je eine zu unſeren Seiten, die andere zwiſchen uns Platz. Während die Sängerinnen die Samiſſen ſtimmten, reichten die Heben an unſerer Seite (heißen) Saké (Reiswein) in zierlichen Näpfchen. Zuerſt trank mein Begleiter, dann ich, dann die Mädchen der Reihe nach, ſorgfältig an der Stelle nippend, die wir mit den Lippen berührt hatten. Nur die letzte in der Trinkerreihe hatte das Recht und die Pflicht, das Gefäß in dem dabei ſtehenden Waſſer zu ſpülen. Die Wimmerhölzer waren geſtimmt. Die Mädchen begannen zu ſingen. Das erſte Lied klang überaus traurig. Als ſich dann aber die Tänzerinnen erhoben und ihre zierlich-ſchlanken Körper im Takte der Muſik wiegten, die prächtig bunten Kimonos flatterten und ſich die Fächer in der Luft bewegten, wurden Saiten wie Stimmen luſtiger, frohlockender, gingen ſchließlich in Jauchzen und Entzücken über. Bei aller Farbenentfaltung, Saitengeſumm und Stimmengetos wurde die Sakéflaſche nicht vergeſſen. Dieſer heiße Reisbranntwein ſchmeckte gar nicht ſo übel. Je öfter die „Flamme“ ihn reichte, deſto beſſer mundete er. Die Stimmung wurde immer fröhlicher, die Köpfe immer heißer, die Augen immer glänzender. Schließlich ſah man nichts mehr als bunte Kimonos, glitzernde Fächer und den glühenden Holzkohlenkaſten; Mädchenſtimmen und Saitentöne waren nur noch ein ſurrendes Einerlei.

Es war höchſte Zeit zum Aufbrechen. Mein Gaſtgeber machte mich darauf aufmerkſam, daß mein Nachtlager und ſo weiter im Teehaus beſtellt und bezahlt ſei. Ich glaubte, dieſe übergroße Freundlichkeit mit ebenſoviel Dank wie Entſchiedenheit ablehnen zu müſſen. Andern Tags ſollte ich allerdings erfahren, daß ich dadurch meinen Gaſtgeber ſchwer beleidigt hatte.

*

Jeder Gaſt des Freudenhauſes muß in das zu dieſem Zweck gehaltene Buch eingetragen und der Polizei die Zahl der Beſucher als auch die von ihnen geſpendeten Beträge berichtet werden. Dann ſoll die Polizei die Geſchäftsbücher ſowie die

Abrechnungen zwischen Haushalter und Mädchen überwachen. So steht's wenigstens in der Verordnung. Ob es aber auch ausgeführt wird, kann bezweifelt werden.

Will ein Mädchen in ein öffentliches Haus eintreten, so muß es persönlich bei ihrer Polizeibehörde darum anhalten und die Gründe dafür mit der Zustimmung des nächsten Verwandten oder Vormundes schriftlich einreichen. Daraufhin werden die Familien- und Einkommensverhältnisse der Gesuchstellerin eingehend geprüft. Zeigt sich irgend eine andere Möglichkeit des Lebenserwerbes, wird das Mädchen abgewiesen.

Gar oft erhalten die Mädchen von dem Werber des Lusthausbesitzers, der sie vielleicht erst auf den neuen Weg zur Beschaffung des Lebensunterhaltes aufmerksam machte, eine Summe von, sagen wir 100 oder 200 Mk. vorgestreckt. Die Eltern, arm wie sie sind, können das Geld nur zu gut gebrauchen. Die Tochter hat dann von dem ihr verbleibenden Teil ihres Verdienstes das Handgeld abzuzahlen.

Joschiwaras Hauptstraße.

Daß die Mädchen trotz Vertrag, Buchführung und polizeilicher Überwachung noch oft betrogen werden, bedarf keiner besonderen Bekräftigung. In den Verträgen wird gewöhnlich im einzelnen festgesetzt, welchen Teil das Mädchen und welchen der Hausbesitzer von den Einkünften zu beanspruchen hat, und was die eine und die andere Seite an Kleidung, Nahrung und Möbel leisten muß.

Das Verlangen auf Streichung von der Dirnenliste kann mündlich oder schriftlich gestellt werden. Ist das Verlangen vorgebracht, muß die Streichung ohne weiteres erfolgen. Niemandem, wer es auch sei, ist es gestattet, sich bei dem Verlangen auf Streichung einzumischen. Niemand darf die Freiheit des Mädchens in Briefwechsel, Lesen, Ankauf und Besitz von notwendigen Sachen oder im Empfang von Personen noch es sonstwie in seiner Freiheit beeinträchtigen. Wer falsche Angaben macht, um die Eintragung in die Dirnenliste zu bewerkstelligen, wird mit 25 Jen oder 25 Tagen Gefängnis bestraft.

Diese Bestimmungen der amtlichen Verordnung (vom 2. Oktober 1900) über die Regelung des Dirnenwesens zeigen, daß im heidnischen Japan die Freudenmädchen, wenn auch noch sehr unzureichend, so doch jedenfalls bedeutend wirksamer geschützt sind als in christlichen Ländern.

*

In Japan ist das Liebesgewerbe frei von dem üblen Beigeschmack, den es in Europa hat. Dort steht man diesem unvermeidlichen Übel mit freierer Anschauung, mit weniger Heuchelei gegenüber. Die Angehörigen des Gewerbes können wieder in ihr Heimatdorf zurückkehren und werden dann, dank ihrer Ersparnisse, noch gerne gefreit. Die Stätten des Gewerbes sind die saubersten Viertel der Stadt. Die prächtigste Liebesstadt Japans ist unter dem Namen Joschiwara auf allen Weltmeeren bekannt.

Joschiwara ist die „nachtlose Stadt", jener wohlumfriedigte Teil der japanischen Hauptstadt geheißen, wohin, wenn der Abend anbricht, alt und jung, arm und reich, Männlein und Weiblein wandern, um im glitzernden Lichterschein die Sorgen zu vergessen oder auch, um an einem lieben Freund die edle Pflicht der Gastfreundschaft zu üben, ihm dort, was daheim in der kahlen Klause unmöglich ist, mit Reis, Saké und einer Musumeh (Mädchen) zu bewirten.

Joschiwara ist ein Ortsname. Er wird zwar oft als Gattungsname gebraucht, angewendet auf alle japanischen Liebesstätten. Aber nur Stümper können so sündigen. Als ob es das Joschiwara ein zweites Mal geben könnte! Es ist einzig, einzig in seiner Größe, unübertroffen in seinem Lichterglanz, unerreicht in der Schönheit seiner Paläste, ohnegleichen in der Zahl seiner Bürgerinnen. Sein Ruhm hat die Reise um die Erde längst angetreten. Seefahrende Jünglinge, mit oder ohne Trauring, verherrlichen es im Freundeskreise; Prahlhänse der Nächstenliebe verfluchen es unter scheußlichen Gesichtsverrenkungen; Sittenrichter und Mucker kommen, nachdem sie es genügend besucht und verflucht haben, dazu, es zu verdammen; Beamte, Gelehrte, Weltbummler und Arbeiter bringen darüber viel Lob mit heim, machen damit dem Philister das Maul wässerig und das Herz weich.

Ich hörte schon davon am Goldenen Tor. Daß ich es besuchen wollte, stand fest. Aber wann und wie? Gleich nach meiner Ankunft in Tokio wollte ich dahineilen, aber die zentnerschwere Last von Scham, worunter ein europäischer Junggeselle keucht, verhinderte vorerst den Gang. Allein zu gehen, fehlte der Mut.

So ladete ich meinen Hauswirt zum Mitgehen ein: „He, Schiro, willst du mich nach Joschiwara begleiten?“

„Aber natürlich, gerne.“

„Danke, aber sage um Gotteswillen deiner Alten nichts!“

„Gut.“

Und was tut hierauf diese Unschuld von einem Ehemann? Er geht spornstreichs zu seinem Weibchen und berichtet von dem Glück, mit einer Einladung nach Joschiwara beehrt worden zu sein. Ich denke, ich muß vor Scham versinken. Als gleich darauf meine jugendliche Wirtin die Hühnerstiege heraufgekrabbelt kommt, habe ich das Gefühl, ein Wolkenbruch von Schimpf und Schande ziehe heran. Noch nicht sicher, wie das kommende Unheil abwenden, sehe ich das Weibchen vor mich hinknien, den Kopf tief auf den Boden neigend, Dankesworte ausstoßen für die Einladung, womit ich ihren Mann beehrt habe. Ich traute meinen Sinnen nicht mehr. Nur die vielfache Wiederholung der Worte Joroschi und Arigato (recht so, danke schön) hieß jeden Zweifel sterben.

Die Hausfrau zeigte sofort, daß sie die ihrem Manne widerfahrene Ehre hochschätze. Den besten Kimono schleifte sie heran, die neuesten Trittchen stellte sie bereit, ja selbst 6 Pf. wurden dem Rasierer geopfert, damit er des Mannes Angesicht hübsch glatt schabe. Die Sonne hatte sich noch nicht ganz gesenkt, als sie mir ihres Gesponses Bereitschaft unter artigen Verneigungen meldete. Zusammen zogen wir davon. Mit der Straßenbahn ging's durch die Goken-Cho, am Uenobahnhof vorüber, dann durch die Inaro-Cho, der geschäftigen Straße des Kleingewerbes. Mein Begleiter winkte zum Aussteigen. Fast der ganze Wagen leerte sich. Die Straße; die dank der vielen Feuersbrünste breit angelegt werden konnte, überschreitend, standen wir vor einer engen, vielleicht zwei Meter breiten Gasse, die durch Auftapelung von Verkaufstischen, Arbeitsbänken und sonstigem Gerümpel noch bedeutend verengert ist. Oben an der Straßenecke steht wörtlich zu lesen: Entrance for Yoshiwara. Ob man damit den Bedürfnissen der prüden Angelsachsen hat Rechnung tragen wollen?

Einige Schritte im Gäßchen und man hat mit der Menge zu marschieren. Kein Ausweg! Vorwärts wird man geschoben. Die Masse ist dicht, der Weg sehr eng. Die Rikschas halten in den Seitengäßchen; ihre Insassen reihen sich im Zuge ein. Keine Frage, keine Aufmunterung, keine Einsprache. Auf allen Gesichtern eine fröhliche Ruhe. Jeder weiß, daß alle ein Ziel haben: Joschiwara!

Allein die Ruhe sollte nicht lange dauern. Eine leichte Erregung befällt die Männer; die Frauen machen lange Hälse; die

Institut für deutsche Volkskunde

Kinder kriechen unten und an den Seiten drängend vorwärts. Man fühlt's, lange kann es nicht mehr dauern. In der Tat!

Das Prachttor, die einzige Gaſſe, wodurch alle Gäſte kommen müſſen, iſt in Sicht. Eine Geſtalt krönt den Bogen. Ob es eine Frau oder ein Mann oder eine Gottheit iſt, läßt ſich im Dunkel der Nacht nicht ſagen. Auch kümmert ſich niemand darum. Noch einige Dutzend Schritte, und man ſteht auf einer breiten Straße voll ſtark bewegten Lebens.

Joſchiwara muß ein wichtiger, ſchutzbedürftiger Ort ſein. Oder hat man befürchtet, daß ihn eine brünſtige Jungmannſchaft im Sturm nehmen könne? Die darum angelegten Gräben und Pfahlzäune deuten darauf hin. Der Beſucherwelt ſteht nur das große Tor offen; der kundigen Polizeihand öffnen ſich ein paar verſteckte Pforten.

Dieſe Stätte der Venus iſt einzig, erhaben wie Venus ſelbſt. Was ſie benötigt, muß Eigenes, nicht Geborgtes ſein. Ihr Beſitztum iſt bloß für ihre Gäſte; ſie kann ihr Beſitz- und Verwaltungsrecht nicht mit dem Philiſtertum teilen. Das iſt ſo klar, daß es ſelbſt die Regierung eingeſehen hat. Sie hat die Stätte mit eigener Polizeiſtube, Poſt und Telegraph ausgerüſtet, dann ſtehen ihr eigene Muſikanten, Sänger, Quackſalber, Poſſenreißer und Ärzte zu Dienſten. Die ſtolzen Tempel der Liebe werden umſäumt von zweihundert Teehäuſern, worin ſich unlauterer Wettbewerb auftut. Auf unſauberen Matten lagern ſaubere Geſellſchaften bei Tee oder Saké. Für alle klingen die Stimmen der Geiſchas und die Töne der dreiſaitigen Brummhölzer, der Samiſſen.

Doch jetzt iſt keine Muße, die Gedanken ſchweifen zu laſſen. Mein Virgil zieht mich ſanft am Arm hinter einen Haufen Menſchen in eine Querſtraße hinein. Ich ſtaune über die Ruhe. Von Lärm oder Trunkenheit keine Spur. Das Treiben iſt ordentlich, anregend, einladend. In grellem Lichterglanz ſtrahlen die Häuſer. Es ſind die beſten, die Japan aufzuweiſen hat. Mit ihrem Holzſchnitzwerk, drei Stockwerken und Vorlauben gleichen ſie eher Familienhäuſern oder Behauſungen reicher Edelleute. Die oberen Fenſterreihen ſind dunkel. Nur hie und da huſcht, wie ein ſchüchternes Täubchen, ein Mädchen im Scheine der Papierlaterne vorüber. Um ſo heller und geſchäftiger iſt es im Erdgeſchoß.

Die Vorderſeite des unteren Stockwerks iſt offen. Hinter langen Stäben aus Holz oder Eiſen ſitzen die Dienerinnen der Liebe, fröhlich ſchwatzend, rauchend oder noch am Werk der körperlichen Verſchönerung tätig. Die ſchwarzen Haare in Brezelform aufgerichtet, mit künſtlichen Blumen oder goldenen Nadeln verziert, das Geſicht ſtark gepudert, die Mitte der Unterlippe knallrot

gefärbt, in farbenprächtigen Kimono gehüllt, nehmen sich diese zierlichen Püppchen ganz angenehm aus. Keine Schreie, keine unanständigen Worte, keine von zweideutigen Gebärden begleiteten Einladungen. Auch die vor den Riesenkäfigen drängende Menge ist, wenn auch fröhlich, so doch anständig. Lüsternheit wird nicht entfacht oder gesteigert durch Nacktheit. Die Mädchen sind geschlossen gekleidet wie ehrsame Bürgerstöchter. Und wenn sie einen mit ihren unschuldig lächelnden Gesichtern ansehen, könnte man gelinde Zweifel über den Zweck ihres Hierseins hegen. Das Bild verliert erst etwas von seiner Mädchenhaftigkeit, wenn aus den langen Ärmeltaschen der Kimonos die Pfeifchen hervorgeholt und daraus blaue Rauchwolken gepafft werden.

Teehaus in Joschiwara.

Der Schein der elektrischen Lampen ist mehr als stark genug zur Beurteilung von Alter und Schönheit. Trotz übertriebener Anwendung von Puder und Schminke lassen sich die Furchen der Jahre erkennen. Junge, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen sitzen zusammen mit Frauen, auf deren Gesichtern die Spuren einstiger Schönheit nicht mehr zu bemerken sind.

Wir wandern die breiten Wege stundenlang auf und nieder. Überall im grell erleuchteten Erdgeschoß der Paläste die großen vergoldeten, weißen oder schwarzen Vierkant- oder Rundstäbe, dahinter hocken in einer Reihe zwanzig, dreißig, ja vierzig Mädchen mit gleich unschuldig lächelnden Gesichtern in buntfarbigen Kimonos oder in Studentinnentracht (europäischer Rock, helle Bluse) gehüllt. Alles das gleiche. Oder doch nicht! Was ist das? Da sind einige Häuser ohne den Käfig mit seinem lebendigen Inhalt, dafür aber am Eingang eine Vorlaube mit Bildern von einem Dutzend Mädchen. Das sind, belehrt mich mein Begleiter, die besseren, teuren Häuser mit ständiger Kundschaft; Licht und Ausstellung kann hier gespart werden.

Das Volk wandert auf und ab. Ein Blick lehrt, daß hier weniger die unteren Schichten der Gesellschaft, sondern eher die ehrenwerte Bürgerschaft vertreten ist. Die Mehrzahl besteht aus Hand-

werkern, Studenten, Soldaten. Es ist eher eine Stätte zur Befriedigung der Neugierde, des Plauſches, der Fröhlichkeit als der Ausſchweifung. Zu den Käfigſtangen drängen ſich Männer und Frauen, dann Buben von jedem Alter, zuweilen von einer Jugend, daß ſie mit ihrer Naſe noch nicht einmal an den Käfigboden reichen, und Mädchen, die gerade groß genug ſind, daß ſie nicht unter der Laſt des auf den Rücken geſchnürten Brüderchens brechen. Hier wandelt ein Greis mit ſeiner Ehehälfte im Hintertreffen, die Mädchen beifällig beſchmunzelnd; dort betrachtet oder beneidet eine Mutter mit ihren halberwachſenen Söhnen die Dienerinnen der Liebe. Kurz, nach allem ſcheint hier eher ein Familientreffpunkt, ein öffentlicher Luſtwandel zu ſein, als eine Stätte der Schwelgerei.

Eine Gruppe Ehepaare mit Kindern zieht vorüber. Die jungen Frauen preſſen die Geſichter ſoweit als möglich an die Gitterſtäbe, prüfen ihre eingeſchloſſenen Geſchlechtsgenoſſinnen ohne Verachtung. Man könnte faſt meinen, ein beneidender Blick ſtehle ſich durch den Raum. Die Kleidung der Mädchen wird eifrig beſprochen. Findet eine Eva eine der Liebedienerinnen beſonders ſchön, wird des Mannes Aufmerkſamkeit und Urteil verlangt. „Fein, was meinſt du?“ raunt ſie, dabei ihm den Finger in die Seite ſtoßend. Dazu kann es aber oft nicht kommen. Der oder die jungen Ehemänner ſchlagen ſich mitunter abſeits von ihren Frauen, um ihre ehemaligen „Flammen“ zu beſuchen. Gar mancher weiß noch die Freundin ſeiner Junggeſellenzeit hinter einem Gitter ſitzen. Er benutzt die Gelegenheit, ihr Guten Tag zu ſagen, wenn nicht gar ein Geſchenkchen zu bringen.

Die japaniſchen Frauen ſind nicht weniger pfiffig als die anderer Länder, aber ſie haben ein gutes Teil Takt mehr mit auf die Welt gebracht. Eine vernünftige und gut erzogene Ehefrau in Japan ſtellt ſich, als ob ſie nicht ſähe, wie ihr Ehemann Dinge tut, die als Einleitung zur Übertretung des ſechſten Gebots aufgefaßt werden können. In ſolchen Fällen hält ſie es mit der Schweigſamkeit, wenn ſie nicht ſelbſt hinter dem Manne hertraben ſollte, um ihrer (unrechtmäßigen) Vorfahrin einige gute Worte zuzuflüſtern oder ihren Herrn und Gebieter ob ſeines Geſchmackes zu loben.

Wir waren müde. Die Sommernacht fing an kühl zu werden. Geſehen und gehört hatten wir genug. Ich drängte zum Heimgang. Allein mein Begleiter beſtand darauf, mir ſeine „Flamme“ zu zeigen. Mich deuchte, mein Hausherr hätte in ſeinen Jugendjahren weit weniger Geſchmack gehabt als bei der Wahl ſeiner Ehefrau. Während er mit ſeinem alten Liebchen ſchäkerte, beſuchte ich das Haus.

An der Seitenwand im Eingang sitzt gewöhnlich eine Art Ausschreier, der den Vorübergehenden die Vorzüge des Hauses und seiner Küche zuraunt. Noch hatte ich meine Trittchen nicht ganz von den Füßen, als schon ein neben dem Käfig in einem Kasten hockender Mensch ein Buch aufklappte und tat, als ob er Eintragungen machen wollte. Das war also der Buchhalter, der die Gäste sowie ihre Ausgaben einträgt. Der Mensch redete ständig auf mich ein, dabei mit der mit einem Schreibpinsel bewehrten Hand hastig über das Papier fuchtelnd. Ich schlüpfte wieder in mein Fußzeug und schrie meinen Virgil zu Aufklärung und Fragestellen herbei. Die erste Frage ist nach dem Preis. Wir werden auf die Tafel am Eingang verwiesen. Traue ich meinen Augen? Was steht da in großen Buchstaben geschrieben? In Japanisch: 40 Sen, 60 Sen, 80 Sen kostet Mahl, Saké und Mädchen. Darunter in Englisch: First Class 5 Yen, Second Class 3 Yen, is the Price for amusement for Everyone. —

Freudenmädchen in Joschiwara.

Gemein! Also selbst hier in dem unschuldigen Joschiwara wird an den Fremden elende Beutelschneiderei verübt. Der japanische Kaufmann übervorteilt den Fremden „bloß“ um hundert Prozent, der Freudenhausbesitzer in Joschiwara verlangt von ihnen 6 bis 10 Mk. für das, was er den Eingeborenen für 0,80 bis 1,60 Mk. anbietet.

Auf meine Frage nach dem Wofür und Warum dieser unerhörten Steigerung erhielt ich Antworten, die äußerst lustig aber nicht druckfähig sind. Schließlich sei die Preistafel nur für Grünhörner da. Ein Mann, der Japan so kenne wie ich, zahle in seinem Hause bloß 1,50 Jen (= 3 Mk.). Das war mir immer noch zu viel. Am Ende hätte ich für diese Summe auch noch meinen Begleiter mitnehmen dürfen. An Stelle der Reismahlzeit, die ich doch nicht essen könne, solle eine Flasche Bier gestellt werden. Ich bat, mir Bedenkzeit für diesen „honorablen“ Vorschlag zu lassen. Mit einem halben Dutzend bis auf den Boden gehenden Verbeugungen rutschte ich hinaus.

———ooo———

## In Fabriken und Bergwerken.

Viel Werkstattbesuche braucht es nicht, um herauszufinden, daß es einem weißen Arbeiter unmöglich ist, in Japan zu arbeiten. Wie hatte ich nur daran denken können, dort eine Stelle zu suchen! Das hatten sicherlich die schönfärbenden Berichte über die japanische Industrie verschuldet. Nicht die elenden Löhne verscheuchten meine Arbeitslust, sondern ganz andere Dinge. In Osaka faßte ich noch einmal den Vorsatz, in eine Fabrik einzutreten. Dort legte ich einem Fabrikanten englischer Abstammung die Gründe meines Entschlusses unumwunden dar. Er brachte dagegen Gründe vor, deren Stichhaltigkeit nicht zu bestreiten war. Die Bedenken, die er äußerte, waren mir schon Wochen vorher aufgestiegen. Wenn es mir somit nicht vergönnt war, die japanischen Fabrikarbeiter als Werkstattkollegen kennen zu lernen, so hinderte mich nichts, mit ihnen als Reisender oder Besucher zusammenzukommen. Das ist denn auch in umfangreichem Maße geschehen.

So leicht wie in Amerika ist in Japan das Eindringen in die Fabriken nun gerade nicht. Ohne weiteres mit der Belegschaft hineinmarschieren, wie ich es in Pennsylvanien getan, ging nicht gut an. Ich wäre dem Torwächter sofort aufgefallen. So blieb nichts anderes übrig, als mich in der Kanzlei vorzustellen. Hier fand ich den Weg oft durch Freundlichkeit oder Ausrede versperrt; mitunter wurde ich durch ein volles Teekännchen, eine Zigarettenschachtel oder Sakéflasche am Weiterschreiten gehindert. In der größten industriellen Anlage des Landes war es platterdings unmöglich zu atmen, ohne daß es von der Werkleitung beobachtet worden wäre. Sie hatte bei unserem Weggang sogar einen Angestellten gesandt, der uns den Weg aus dem Dorfe zeigen sollte. „Wie freundlich doch die Werkleitung ist," meinte mein Begleiter. „Wie schlau ist sie doch!" meinte ich.

Dieses Mißtrauen, die Bewachung macht stutzig. Man bekommt, vielleicht ganz unberechtigterweise, das Gefühl, daß vieles das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen habe.

In Tokio besuchte ich die erste japanische Fabrik der Metallindustrie. Die Kunde, daß sie die bis dahin aus Europa bezogenen Strickmaschinen herstelle, brachte mich dorthin. Die Kunst des kleinen braunen Maschinenbauers zog mich an. Das Häuflein Schlossergesellen, das in der niedrigen, schmutzigen Bude im Osten Tokios schanzte, machte keinen unfreundlichen Eindruck. Große Sorge um den Vermögenszuwachs ihres Arbeitsherrn hatten sie offenbar nicht. Die Anhäufung von Profit erwarteten sie wohl eher von der Zeit als von ihrer Tätigkeit. Bei meinem Eintritt fingen sie zwar emsig an zu meißeln und zu feilen und zu hämmern, aber ihre Arbeitslust wendete sich bald vom Arbeitsstück zum Reistopf oder zum Teekännchen und Pfeifchen. Von Zeit zu Zeit entfaltete der eine oder andere ein Stück Fließpapier, um sich damit den Schweiß von Gesicht, Brust und Achselhöhlen zu reiben. Am Schraubstock werkelte ein Kollege mit einem Eifer, der ihm sicher ein begeistertes Lob von dem Verfechter des Rechts auf Faulheit eingetragen hätte. Er zeichnete sich übrigens auch durch seine Arbeitskleidung vor seinen Kollegen aus. An seinen unteren Körperteilen hing eine blaue Überzughose. Freilich hatte der Zahn der Zeit breite Löcher für Luft und Schweißdunst in dieses europäische Kleidungsstück genagt, aber ein neuzeitliches Beinkleid blieb es dessenungeachtet. Seine Kameraden mit ihrem Lendentuch als einziges Kleidungsstück mußten sich recht arm fühlen.

So gerne ich meinen Kollegen noch zugeschaut hätte, ich mußte der Einladung des Meisters folgen. In der Stube angekommen, verneigte er sich vielmals und tief. Er fühlte sich durch den Besuch sehr geehrt und fragte, wie mir sein Betrieb gefalle. So etwas hätte ich in meinem ganzen Leben noch nicht geschaut. Sofort schickte er nach Reiskuchen, Zigaretten und Tee. Dann forschte er nach dem Grund meines Besuches. So hub ich denn an:

„Der große Ruf Ihrer Geschicklichkeit" — große Verneigung meines Gegenüber — „hat mich hierhergebracht" — tiefe Verneigung beider Seiten —, „ich habe gehört, Sie machten jetzt gar die deutschen Maschinen, die besten der Welt, nach."

„Do itaschimaschite! (Wörtlich: Wie habend getan, oder: Nicht der Rede wert.) Sehen Sie die englischen Maschinen da, die sind gut gelungen und drüben in der Strickerei wird schon damit gearbeitet, aber die deutsche, die will nicht gehen, obgleich ich sie genau dem Muster nachgemacht habe. ‚Belehrend geruhe', woran mag das liegen?"

„Das weiß ich auch nicht. Sie sollten sich an die Fabrik in Rottenburg wenden."

„Werde es tun. Nächstes Jahr habe ich Geld genug zur Reise nach Deutschland. Können Sie mir helfen, daß ich in einer Fabrik, wo solche Maschinen gemacht werden, einige Zeit arbeiten kann?"

„Wenn Sie dem Fabrikanten sagen, warum Sie kommen, wird er Sie vielleicht einstellen."

Ein freundliches Zwinkern mit den Schlitzaugen war der Lohn für meinen Rat. Dann erzählte er von seinem Betrieb. Die Fabrik werde noch besser werden, wenn seine Leute erst eingearbeitet seien. Der japanische Arbeiter sei nicht so geschickt wie der europäische. Er liebe, eine Pause mitten in der Schaffenszeit zu machen. Er zahle seine Leute gut, um sie anzuspornen. Der beste erhalte sogar 45 Sen (= 90 Pf.) den Tag. Schließlich geleitete mich der mitteilsame Fabrikant zur Türe. Mit einem wehmütigen Blick nahm ich Abschied von meinen Kollegen. Sie sagten mir mit artigen Verbeugungen Lebewohl. Ihre Mienen zeugten nicht von Niedergeschlagenheit, eher vom Gegenteil. Sie schienen mit ihrer Lage zufrieden. So gering mir nun auch ihr Lohn und so lang mir ihr Arbeitstag (12 Stunden, keinen Sonntag) vorkam, sie waren doch noch besser gestellt als Hunderttausende ihrer Klassengenossen.

*

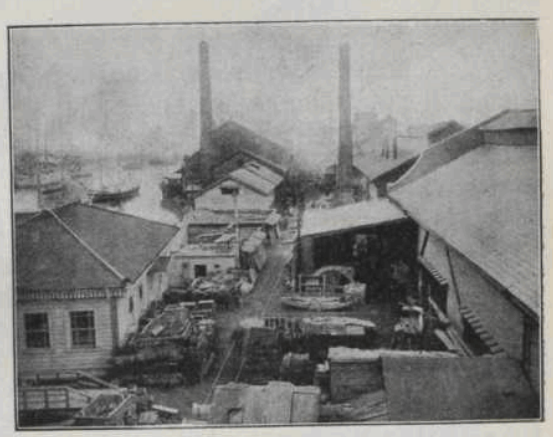
Japan ist das Land der prächtigsten Landschaft und der schmutzigen Städte, die kein anderes Merkmal haben als das, was ihnen Wetter und menschliche Nachlässigkeit gegeben haben. Von Tokio prägt man sich immerhin einige breite Straßen, ausgedehnte Gartenanlagen und klobige Denkmäler ein; von Kioto, der alten Kaiserstadt, nimmt man ein herrliches Landschaftsbild sowie Erinnerungen an feine Schlösser und Tempel mit. Aber Osaka?

Diese Riesenstadt, das japanische Manchester, ist noch wie es die Feudalzeit schuf. Viel seltener als in Tokio erbarmte sich hier das Feuer der verwetterten Holzbuden und morschen Brücken. Breite Verkehrsadern werden nicht gebieterisch verlangt. Wie Venedig, ist Osaka von vielen Kanälen durchzogen, worauf die Erzeugnisse der großen Industriestadt befördert werden. So blieb es, wie es die alte Zeit machte: eng, schmutzig, holperig, eckig. Bloß das Ausländerviertel, dann die Halbinsel am Kanal und die nächste Umgebung des Schlosses weisen europäische Formen auf.

Die kaiserliche Burg ist ein prächtiges Denkmal feudaler Baukunst. Man staunt, wie eine werkzeuglose Zeit Steinbauten von solcher Mächtigkeit hat errichten können. Granitsteine von zehn Meter Länge und fünf Meter Höhe ohne Beförderungsmittel aus weiter Entfernung herbeischaffen und ohne Hebewerkzeuge tadellos

auffchichten, zeugt von feltenen Fähigkeiten. Von den hohen Wällen läßt fich das Gefamtbild der Handelsftadt am beften überblicken. Unten am Waffernand fteht die kaiferliche Münze, weiter abwärts zwifchen zwei Flüffen ragen das Ofakahotel, eine Bibliothek und das Mufeum empor. Das Einerlei des Meeres von Bretterbuden wird angenehm unterbrochen von Tempeln und glänzenden Waffernfpiegeln. Höher als Tempel, Steinbauten und Anhöhen find die Fabrikfchornfteine. Ihre große Zahl zeigt, daß hier das Zeitalter der Induftrie auf allen Seiten eingezogen ift.

Das Ofakahotel füllte fich allabendlich mit einer kunterbunten Gefellfchaft. Japanifche Handelsherren übten Gaftfreundfchaft an ihren Gefchäftsfreunden; am Billard fpielten greifenhafte Jünglinge, die aus England als Lehrer herbeigeholt waren und nun das Land ihrer Wahl mit faftigen God-damns lobten; im Gaftzimmer fchleppte ein urchiger Sohn Wilhelm Tells die Laft der Vertretung eines unbekannten Weltgefchäfts herum; am Schenktifch verfuchte ein für die Publicité Française reifender Franzofe, der es glücklich zur Beherrfchung der Mutterfprache gebracht hatte, mit einem eingeborenen Seidenkrämer mittels Gebärden und Zungenverrenkungen Gefchäfte zu machen. Das Einvernehmen zwifchen Fremden und Einheimifchen hätte nicht beffer fein können. Jeden Abend erhielt ich mehr Einladungen zu Betriebsbefichtigungen, als ich erfüllen konnte. Von einigen foll hier berichtet werden. —



Die Ofakaer Eifenwerke.

Zuerft befuchte ich die Bürftenfabrik eines Engländers, der ein ganzes Menfchenalter in Japan lebt. Die übergroße Mehrzahl feiner 200 Köpfe zählenden Arbeiterfchaft find Frauen und Mädchen. Zur Erntezeit ift das Angebot von Arbeitskräften fehr gering. Die Mädchen follen 50 Sen, die (gelernten) Männer bis 80 Sen in zehnftündiger Stückarbeit verdienen. Der Fabrikant fchilderte eingehend die kränkelnden Treibhauspflanzen von japanifchen Unternehmungen. Er befpöttelte das Gefchrei über die Größe der

Induſtrie und den drohenden Wettbewerb Japans auf dem Weltmarkt. Schließlich rief er einen ſeiner (weißen) Meiſter herbei, der mich durch die Werkſtätten führen ſollte. Deſſen Schweigſamkeit fiel mir auf. Wir hatten den großen Werkhof ſchon faſt überſchritten, ohne daß er ein Sterbenswörtchen geäußert hätte. Ich glaubte eine Unterhaltung einleiten zu müſſen: „Do you ſpeak English, Sir?“ Keine Antwort. „Sprechen Sie deutſch?“ Er ſchaute mich fragend an. „Eigo wo go zondſchi deſuka?“ Kräftiges Kopfſchütteln. Zum Kuckuck, was ſpricht der Menſch eigentlich? „Parlez-vous français?“ Wie der Blitz richtete er ſich auf: „Mein Gott, ſieben Jahre hier, und Sie ſind der erſte Beſucher, der meine Sprache ſpricht.“

„Aber wie verſtändigen Sie ſich nun mit den Arbeitern?“ fragte ich.

„Einfach mit den Händen.“

„Verkehren Sie ſonſt nicht mit den Leuten? Beſuchen Sie die Japaner nicht in ihren Wohnungen?“

„Einmal verſucht, und nicht wieder. Zu unſerem erſten Arbeiter ſind wir einmal gegangen, ſind aber bald wieder umgekehrt. Der Anblick der armſeligen Klauſe war uns genug.“

Der gewöhnliche Japaner könne keinen Stuhl anbieten, weil er keinen habe; er könne dem europäiſchen Gaſt weder Eſſen noch Trinken vorſetzen, weil er nichts beſitze. In einer Stube auf dem Boden hocken und ein Töpfchen bittere Teebrühe beſchnuppern, reize den Europäer nicht. Geſellſchaftliche Beziehungen zwiſchen Ausländern und Eingeborenen beſtänden kaum. Die Verſchiedenheit der Sitten wie der Lebensweiſe bildeten das unüberſteigbare Hindernis. Selbſt beim wohlhabenden Japaner verbiete häusliche Kärglichkeit die Einkehr. Wolle dieſer einen Gaſt empfangen, führe er ihn ins Teehaus.

In den Werkſtätten ſaßen auf dem Boden neben niedrigen Tiſchchen fleißig arbeitende Mädchen. Als ſie meiner anſichtig wurden, war es mit der Tätigkeit vorbei. Das ſei unweſentlich, ſagte der Meiſter, erſtens arbeiteten ſie auf Stück und zweitens hielten die japaniſchen Arbeiter oft mit der Arbeit ein, ſei es, um einen Plauſch zu machen oder um ein Schälchen Tee zu trinken oder um ein Pfeifchen zu ſchmauchen. Nach jedem Zahltag liebten die Leute auszuſetzen. Geſtern hätte es Geld gegeben, heute ſei die Hälfte nicht da. Sie kämen wahrſcheinlich auch morgen noch nicht; vielleicht aber übermorgen, jedoch nicht, um gleich zu arbeiten, ſondern um ſich erſt lang und breit zu erzählen, wie luſtig es die paar Tage geweſen ſei. „Läßt die Fabrikleitung das

geschehen?" — „Sie muß es, ob sie will oder nicht. Eine Zurechtweisung kann den Auszug der ganzen Gesellschaft bringen. Wenn wir unsere Arbeit nicht allein machen wollen, müssen wir ein Auge, eigentlich beide Augen zudrücken."

Bald kam noch der andere Meister angelaufen. Beide hatten die Fabrik mit eingerichtet, ihr ihre Erfahrung gegeben. Aus Freude über den Besuch füllten sie für mich eine Kiste mit Bürsten. Sie hätten mir, wenn ich nicht Einspruch erhoben hätte, das ganze Lager aufgehängt. Abends erschienen sie noch im Osakahotel, um mir Grüße für ihre Freunde in der Heimat aufzutragen.

Schlafsaal für Arbeiterinnen der Nippon Boseke-Kaischa.

Unter den Industrien des Mikadoreiches steht die Textilindustrie obenan. Von den 1057000 Fabrikarbeitern beschäftigt sie 455000, wovon etwa neun Zehntel Frauen und Mädchen sind. Ihr Hauptsitz ist Osaka, das japanische Manchester. Hier ist die größte Textilfabrik des Landes, die Nippon Boseke-Kaischa. Von ihren 3500 Arbeiterinnen wohnen und essen 2500 in der Fabrik. Der Taglohn ist 12 Sen (= 24 Pf.), der bei älteren Arbeiterinnen bis auf 30 Sen steigt. Die Zweischichtarbeit ist in Kraft. Während die eine Hälfte schläft, schanzt die andere. Übrigens sind auch nicht mehr als für die Hälfte der Leute Liegeplätze vorhanden. Wenn die Glocke ertönt, nimmt die abtretende Schicht

die gerade frei gewordene, noch warme Lagerſtatt ein. Ein Beamter erzählte, die Mädchen zögen die Nachtarbeit der Tagarbeit vor, weil im Sommer die Werkſtätten kühler und im Winter wärmer ſeien als die Schlafſäle. Das iſt die Wahrheit, aber nicht die ganze: Die Mädchen ziehen bloß im Winter die Nachtarbeit vor, weil zu wenig Schlafdecken da ſind und ſie in den Zigarrenſchachteln von Behauſungen frieren würden.

Der Anblick der jungen Geſchöpfe krampft einem das Herz zuſammen. Mädchen, Kinder, die anderwärts noch mit Puppen ſpielen, ſind tagaus tagein zwölf lange Stunden an Maſchinen gekettet! Was an ihnen noch Jugendliches iſt, wird durch Schmutz und ölige Kleiderfetzen verdeckt. In einem Saal der Schlafſchuppen lagen drei Dutzend äußerſt ſpärlich bekleidete Mädchen auf dem blanken Boden. Sie litten an Schwindſucht oder Berri-Berri. Als ſie meiner anſichtig wurden, hellten ſich ihre müden Geſichter ein wenig auf. War es die Freude über den Beſuch? oder hielten ſie als echte Aſiatinnen es ihrer unwürdig, dem Ijin (Nichtaſiaten) ihre wahren Gefühle zu zeigen? Der „Doktor“ berichtete, die Arbeiterſchaft ſei von dieſen beiden Geißeln ſchwer heimgeſucht; es wären noch mehr krank, aber ſie ſeien noch arbeitsfähig. Kein Wunder. Auch wenn ſich die Fabrikbevölkerung nicht aus Kindern zuſammenſetzte, könnte ihre Geſundheit der dumpfen Luft der Werkſtätten, der langen Arbeitszeit und der Unterernährung nicht lange ſtandhalten.

Von dem 24 Pf. betragenden Lohn werden den Arbeiterinnen täglich 16 Pf. für Koſt und Wohnung abgezogen. Das Eſſen der Zwangskoſtgänger beſteht aus minderwertigem Reis, bitterem Tee und, wenn es hoch geht, aus Fiſch. Die Mahlzeit muß eiligſt verſchlungen werden, weil die eine Hälfte der Mädchen währenddeſſen die ohne Aufſicht gelaſſenen Maſchinen mit zu bedienen hat. Die Wohnräume ſind geräumige, von allen Möbeln entblößte Säle, wo auf dem Boden die Schlafdecken ausgebreitet liegen. Das ganze Leben der Arbeiter vollzieht ſich unter den Augen des Fabrikanten oder ſeiner Beamten.

In einer ſolchen Tretmühle iſt ſelbſt die an Drangſal gewöhnte Bauernjugend nicht zu halten. Nach einigen Tagen oder Wochen fleuchen die Kinder davon. Um die leeren Plätze zu füllen, unterhalten die Unternehmer im ganzen Land zahlreiche Werber, die den Kinderfang beruflich betreiben. Für jeden eingebrachten Kopf erhalten ſie 3 bis 5 Jen. Da trotz aller Aufſicht und Einſperrung im Fabrikhof mehr Kinder davonlaufen als die Werber herbeiſchaffen, ſehen ſich die Unternehmer gezwungen, nach dem

Grundsatze: Brot und Spiele, zu verfahren. In einem Bericht, der die Herrlichkeiten dieser Ausbeutungsart allen Ernstes preist, heißt es:

„Aber der Musterfabrikant geht noch weiter. Er sorgt (neben Reis und Schlafstatt) für Vergnügen und Unterhaltung der Mädchen in deren eigenen Räumen. Gaukler werden angestellt sowie Belustigungen durch Bilder veranstaltet. Dann werden im Frühling und Herbst Ausflüge (unter Aufsicht natürlich) nach berühmten Plätzen unternommen, auch alle Art Sport getrieben. Krankenhäuser haben die Fabrikanten für ihre kranken und verletzten Leute eingerichtet; selbst Schulen sind für die Kinder der verheirateten Arbeiter geschaffen. Das ist vorteilhaft für beide Seiten. Der Vorteil des Unternehmers ist: wenn die Mädchen nach Ablauf ihres dreijährigen Vertrags heimgehen, sind die Eltern sehr erfreut über ihre Geschicklichkeit und sie erzählen es den Nachbarn. Wir erlauben den Eltern in die Werke zu kommen, um ihre Töchter zu sehen. Wir zahlen ihnen ihre Ausgaben."

Nach Aufzählung all der Herrlichkeiten klagt der Bericht, daß die undankbaren Racker von kleinen Mädchen trotz alledem flüchten: „Ungeachtet dessen besteht die Gefahr, daß wir die Mädchen noch nach Überwindung der Schwierigkeiten und Kosten verlieren. Oft, wenn sie zu Einkäufen hinausgehen, lassen sie sich entführen. Angestellte von anderen Fabriken bieten ihnen bessere Löhne an und nehmen sie mit. Diese Sache hat der Vereinigung der Spinnereibesitzer vorgelegen, ohne bis heute zufriedenstellend geregelt zu sein."

Allerdings versprechen die Werber den kleinen Mädchen mehr Lohn. Wenn dieser dann nicht gezahlt wird, so ist das nicht ihre Sache. Für sie handelt es sich eben vor allem um das Fanggeld.

Nun steht dem Unternehmer zum Einfangen eines entlaufenen Lohnsklaven die gesamte Polizeimacht zur Verfügung. Denn Vertragsbruch ist auch in Japan ein schweres Verbrechen — wenigstens wenn ihn der Arbeiter begeht. Die gut organisierte Reichspolizei ist in der Lage, jeden flüchtigen Arbeiter zu finden. Allein es ist doch immer mit Scherereien und Verdrießlichkeiten verbunden. Die Losreißung eines heulenden Mädchens von der Schürze der Mutter macht auf dem Lande böses Blut und kann den Werbern nicht als Empfehlung dienen. So suchen denn die Unternehmer die Mädchen mit Zuckerstückchen oder Kinkerlitzchen zu fesseln.

In der großen Spinnerei in Osaka werden Belohnungen gezahlt. Zum Beispiel erhält die älteste der Arbeiterinnen, die zwei Jahre volle Arbeitszeit hat, 100 Jen; für längere ununterbrochene Arbeits-

zeit wird noch mehr gezahlt. Mir wurden Frauen gezeigt, die schon zehn Jahre in der Fabrik seien.

Eine Strickerei in Tokio beherbergt und beköstigt die „Lehrlinge" in der Fabrik. Die „Lehrzeit" ist fünf Jahre. Die jugendlichen Arbeiter erhalten einen Monatslohn von 1 Jen (= 2 Mk.), ein zweiter Jen wird in einer Sparkasse angelegt. Der aufgelaufene Betrag wird am Ende der „Lehrzeit" bei „zufriedenstellendem Abgang" ausgezahlt.

*

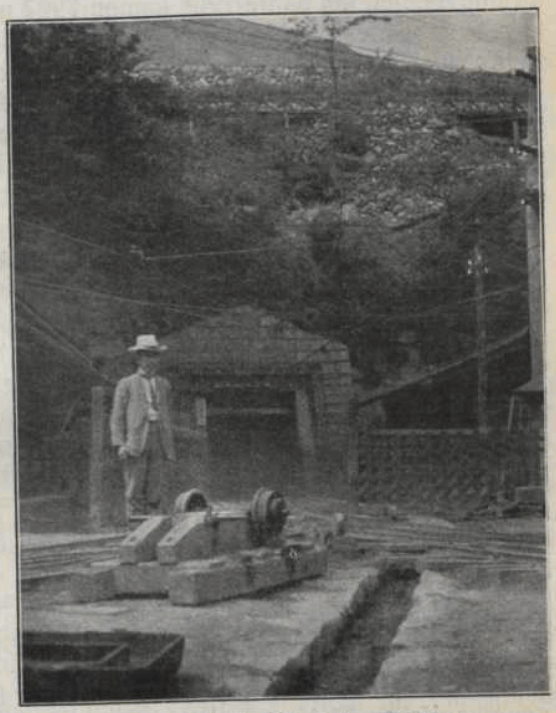
Neunzig Meilen nördlich von Tokio, im Schatten der Berge, liegt das Städtchen Nikko. Diese landschaftliche Idylle bekam für den Inselbewohner erst höchsten Wert und unwiderstehliche Anziehungskraft, als im 17. Jahrhundert Iejasu, der Begründer des Militärkaisergeschlechtes der Tokugawa, dort bestattet wurde. Diese Ruhestätte mit ihren prächtigen Tempeln bildet heute das Ziel für Hunderttausende von Pilgern. Die Eisenbahn macht, wohl um die himmlisch-ruhige Stimmung des heiligen Hains nicht zu stören, in etwas allzu weiter Entfernung halt. Vom Nikkoer Bahnhof führt eine alte Heerstraße durch das schier endlose Städtchen sachte bergan. Nach Überschreitung des Daiiabaches steht man an der mit Moos überzogenen Mauer des heiligen Hains. Zwischen schlanken Baumriesen schimmern die mächtigen Formen der Tempel. Wer Geld und Leichtgläubigkeit genug mitbringt, kann hier gar wundersame Mär hören und von heidnischen Priestern wundertätige Dinge kaufen.

Diese Stätte kann es auch nichts weniger als frommen Gemütern antun. Die Tempel mit ihrem glitzernden Tand und hölzernen Göttern sind zu eigenartig, als daß sie nicht fesselten. Die in tausend Verschiedenheiten strahlende Pracht des Innern der Gotteshäuser könnte Jubeltöne entlocken, wenn nicht die häßlichen Fratzen der Götter Furcht einflößten und der Todernst der Betenden jede Fröhlichkeit verscheuchte. Die volltönenden Stimmen der Priester klingen wie wehklagend durch die Tempelhallen. Draußen säuselt das Geäst hundertjähriger Riesenbäume sanft eine heilige Melodei.

Die Seele spürt noch lange den Eindruck der heidnischen Pracht, die an Iejasus Grabstätte gehäuft ist. Die überfeine Vermischung von frischem Leben, muffligem Moder, ernsten Sagen und schnurrigem Unsinn wirkt auch auf das Herz des nüchternen Europäers. Hier ist ein unvergleichliches Stück asiatischer Vergangenheit, wo hinein die europäische Kulturphrase noch nicht dringen konnte; ein Stück feudaler Pracht, verherrlicht und belebt durch Natur, Menschen-

hand, Sage, Einbildung, Weihrauch und sonstigen Mummenschanz; ein glänzender Rest des alten Japan, woran der Wurm der Neuzeit noch nicht nagt. Wie lange noch?

Schon drängt draußen an seinen Flanken das neue Zeitalter. Dort rollen auf einem schmalen Bahngleis lange Reihen scheußlich quietschender Wagen. Stämmige Ochsen ziehen mit asiatischer Gemächlichkeit ihre Last vorüber. Ihre Herren und Hirten liegen schnarchend auf dem Gefährt. Auf diesen Ochsenkarren werden die Erzeugnisse von 10000 Minenarbeitern fort-, an die stählerne Ader des Weltverkehrs geschafft.



Eingang zum Kupferbergwerk.

Das Gleis schlängelt bergauf. Zur Linken erklingt das tosende Lied des Daiia-baches. Am Straßensaum stehen die verwetterten, ärmlichen Behausungen der Bauern. Die Vorderseite der Buden steht auch hier sperrweit offen. Drinnen liegt der Herr der Schöpfung in bronzebraunem Adamskleid. Die Frauen schäkern mit den Kindern, wenn sie nicht mit der Fütterung der Seidenwürmer beschäftigt sind.

Im Fortschreiten ist die Gegend einsam und arm geworden. Unten im Tal waren noch Eier und Brot zu haben, hier oben bloß noch Reis und Tee. Und was für Zeug! Endlich, oben auf dem Bergscheitel, wieder ein Zeichen europäischer Kultur: In englischer und japanischer Sprache droht eine amtliche Bekanntmachung demjenigen Strafe an, der in dem kaiserlichen Forst pirscht. Ein wenig weiter ein Stück Proletarierschicksal: Schweißtriefend schwankt eine in Fetzen gehüllte Gestalt unter einem Bündel Hausrat. Ihr folgt ein ein kleines Mädchen führendes junges Weib. Eine Berg-

mannsfamilie, die vom Aſchio-Bergwerk die Abkehr erhalten hat und nun mit allem, was ſie beſitzt, wieder hinauszieht auf die Suche nach Brot.

Unten im Tale liegen, vom Städtchen Aſchio durch einen tiefen Gebirgsbach getrennt, die Kupferbergwerke. Die ausgedehnten Erzlager und Schmelzhütten gehören der neufeudalen Sippe der Furukawa. Das Unternehmen beſchäftigt über 10000 Perſonen, die mit ihren Familien auf 25000 anſchwellen. Der Wechſel der Arbeiter iſt ungeheuer. Im Jahre 1908 kamen 7927 und 7776 gingen. Nach der Angabe der Werkleitung haben bloß 983 Leute länger als fünf Jahre ausgehalten. Weder der heiße Marſch über die Berge, noch die Ausſicht auf lange Arbeitsloſigkeit kann die Bergleute beſtimmen zu bleiben. Und wäre bei vielen nicht die Anlegung von Feſſeln gelungen, es würden noch mehr davonfleuchen. Die durch Zwang gehaltenen tragen ihr Los mit aſiatiſcher Ergebenheit. Zwar nicht immer.

In den erſten Februartagen des Jahres 1907 fühlte ſich der Simſon der Kupfermine frei und ſtark. Wie ein Beſeſſener nahm er Rache an ſeinen Peinigern. Drei Tage hielt er den Bezirk in hellem Aufruhr, ſchlug ſeine ärgſten Quäler nieder, ſchleifte einige der Zwingburgen und verſuchte die Wirkung des Sprengpulvers ein paarmal außerhalb der Grube. Am vierten Tage kam eine Abteilung Soldaten in Eilmärſchen über die Berge; ſie ſchaffte den wild gewordenen Rieſen, nachdem ihm erſt tüchtig die Ader gelaſſen worden war, wieder zurück in die Tretmühle.

In Aſchio iſt der von Ghent ſo trefflich geſchilderte wohltätige Feudalismus in ſeiner ſchlimmſten Form, in der aſiatiſchen, zu finden. Sein Sinnſpruch iſt bekannt: Etwas für das Volk, wenn es den Profit erhöht und ſichert. Daß er in Japan, dem Feudalſtaat von geſtern, von vornherein eine plumpere Beſchaffenheit haben und für die Unternehmer vorteilhafter ſein mußte als in ſeiner amerikaniſchen Heimat, verſteht ſich.

Eine Wiederholung der blutigen Hungerausbrüche wird durch Ausbau der Wohltäterei ſowie durch ſcharfe Überwachung der Arbeiter zu verhindern verſucht. Neu eingeſtellte Leute werden jahrelang auf allen Wegen beobachtet, und wenn ſie ſich nicht ganz zuverläſſig erweiſen, beizeiten wieder abgeſchoben. Dieſe Vorſichtsmaßregel iſt ſo übel nicht. Sie ſichert dem Unternehmen die innere Ruhe, die die erſte Vorbedingung zur Steigerung des Gewinnes iſt.

Die Arbeiterſchaft Aſchios iſt in zwei Klaſſen geteilt: in feſt und in vorläufig angeſtellte Leute. Jeder Neuling wird erſt nach einer Reihe von Jahren, erſt nachdem ſeine Geſinnung und Fähigkeit

zweifelsfrei dargetan ſind, zum feſten Beſtand des Werkes gerechnet. Er ſteht nicht bei der Werkleitung ſelbſt, ſondern bei einem Vorgeſetzten, bei ſeinem Meiſter, im Arbeitsverhältnis. Wohl ſind der Leitung die Einſtellung als auch die in Ausſicht ſtehende Abkehr unbedingt mitzuteilen, aber der Herr und Gebieter des Arbeiters bleibt für die erſten fünf Jahre der Meiſter. Durch dieſen konnte er eigentlich erſt Beſchäftigung erhalten; bei dieſem muß er wohnen, von ihm erhält er ſeinen Lohn. Das wichtigſte der vorläufigen Anſtellung iſt, daß der Arbeiter von Beginn an für jede Handlung einen Vorgeſetzten, ſeinen Meiſter als Bürgen und Vormund haben muß.

Nach Ablauf der fünf Probejahre kann der Mann unter Zuſtimmung des Vormundes ſchriftlich um Aufnahme in die Klaſſe der Feſtangeſtellten nachſuchen. Stellt ihm der Vormund ein gutes Zeugnis aus und iſt auch ſonſt nichts gegen ihn in Erinnerung, kann dem Wunſche entſprochen werden. Aber vorher hat er ſich durch Eid und Unterſchrift wie folgt zu verpflichten:

„Ich verſpreche, die Arbeitsordnung zu beobachten, Befehle zu befolgen und fleißig zu ſein. Abgeſehen von Fällen unabwendbarer Ereigniſſe will ich meine Entlaſſung nicht fordern wegen höheren Lohnes oder beſſeren Arbeitsbedingungen in andern Bergwerken. Im Falle ſchlechter Führung, oder wenn es die Geſellſchaft für gut befindet, kann ich ungeachtet des Paragraphen 672 des Zivilgeſetzes entlaſſen werden, ohne daß ich dagegen Einſpruch geltend mache. Ich will die dem Laden der Geſellſchaft entnommenen Waren nicht verkaufen oder verleihen, noch will ich das (Spreng-) Pulver der Geſellſchaft mißbrauchen oder veräußern. Im Falle der Übertretung iſt die Geſellſchaft berechtigt, mich zu beſtrafen und ich werde mich nicht dagegen auflehnen ... Auch will ich die Arbeiter der Geſellſchaft nicht veranlaſſen, anderswo in Stellung zu treten ...“

Was ein ſolcher Vertrag für den vor der Obrigkeit erſterbenden japaniſchen Fabrikarbeiter bedeutet, kann bloß die Kenntnis der Umwelt ermeſſen, für die er Geltung hat. Iſt endlich die Aufnahme in die Klaſſe der Feſtangeſtellten gelungen, erhält der Glückliche eine papierene Anerkennung ſeiner fünfjährigen Dienſtzeit. Jetzt muß er den Unterſtützungseinrichtungen beitreten und kann ſich dem Genuſſe der „Vorrechte“ hingeben, die die feſte Anſtellung mit ſich bringt: er kann ſich ohne die führende Hand, ohne das wachende Auge des Vorgeſetzten bewegen. Für ſeine Handlungen bildet nun der Eid, ſodann die Arbeitsordnung die Richtſchnur. In dieſer ſteht unter anderem geſchrieben:

„Die tägliche Arbeitszeit iſt im allgemeinen 12 Stunden; ſie kann verkürzt oder verlängert werden. Im beſonderen iſt gegenwärtig die (tatſächliche) Arbeitszeit für Hauer, Schlepper und dergleichen unter Tage 8 Stunden, für Wagenführer und Taglöhner 12 Stunden, für Mädchen und Jungen unter 15 Jahren

8 bis 12 Stunden... Wer ohne Erlaubnis fehlt, hat 10 Tage auszufetzen. 27 Tage im Jahre find als Ruhetage feftgefetzt. Der gute Arbeiter kann auf allmähliche Erhöhung des Lohnes bis zu 50 Hundertteilen hoffen. Die Auszahlung des in einem Monat verdienten Lohnes findet um die Mitte des folgenden ftatt. Nahrungsmittel und Kleider können rechtfchaffenen Leuten von dem Werkladen auf Borg gegeben werden; der Betrag wird jeweils am nächften Zahltag abgezogen. Wer brauchbare Vorfchläge macht, wodurch der Arbeiter gefchützt oder wodurch der Ausbruch von Gefahren (Vorbereitung von Streiks!) verhindert werden kann, hat, wenn er es insgeheim tut, Belohnung zu erwarten..."

Das ift die ernfte, befehlende Miene des wohltätigen Feudalismus. Natürlich hat er noch eine freundliche, verheißende, ohne die er weder feinen Namen verdienen noch fein Ziel erreichen würde.

Es find viele Lohnklaffen für jede Berufsgruppe eingerichtet. Allerdings kann in die oberfte, worin immer nur ein oder zwei Mann ftehen, erft eingerückt werden, wenn die darin befindlichen Leute durch Fortgang oder Tod Platz gemacht haben. Immerhin, das fchöne Ziel, die erfte Lohnklaffe, fteht ftändig vor dem Auge des Proletariers. Damit die Freude am langen Warten nicht gefchwächt wird, ftellt die Arbeitsordnung für ununterbrochene Tätigkeit fowie langes Verbleiben im Gefchäft Belohnungen in Ausficht. Die Beftimmungen über die Belohnungen find derart verzwickt, daß man fich fragen muß, ob fie ein Arbeiter von der geiftigen Befchaffenheit des japanifchen überhaupt verfteht.

Die Höhe der Belohnung richtet fich nach der Art der guten Tat, welchen Vorteil fie für das Werk hat und in welcher Lohnklaffe der gute Täter fteht. Wird in einem Monat nicht länger als zwei Tage von der Arbeit weggeblieben, erhält der Angehörige der erften Lohnklaffe zwei, der der zweiten anderthalb, der der dritten einen Taglohn mehr gezahlt. Der Hauer, alfo einer der beftbezahlten Leute, der ein volles Jahr ohne Unterbrechung arbeitet, erhält eine Belohnung von 6 Mk., der Schlepper 4 Mk. ufw. Für zweijährige ununterbrochene Tätigkeit bekommt der Hauer 10 Mk., für eine von drei bis fünf Jahren 20 Mk., nach fieben Jahren 30 Mk. ufw. Für die niedrigeren Lohnklaffen befteht eine ähnliche Belohnungsfteigerung. Allein die Belohnungen find in den meiften Fällen nichts als ein Köder. Denn daß ein Bergarbeiter nur ungeheuer felten ohne jede Unterbrechung tätig fein kann, weiß jeder, der die Verhältniffe kennt. Das wiffen natürlich auch die Unternehmer.

Bei dem Genuß der Unfall- und Krankenunterftützung fpielt auch die Dauer der Zugehörigkeit zum Gefchäft eine wichtige Rolle. Das höchfte, was die Hinterbliebenen eines im Betrieb Getöteten

erhalten, ist ein Betrag, der dem dreihundertfachen Taglohn entspricht. Den Verletzten wird neben freier Behandlung und Arznei eine kleine Geldunterstützung gewährt. Zum Beispiel bekommen die, die daheim, also nicht im Werkkrankenhaus gepflegt werden, 30 bis 40 Pf. täglich.

Die gegenseitige Hilfskasse unterstützt alle die, die durch Unfall oder sonst arbeitsunfähig werden, dann die, die länger als sieben Tage krank sind. Die Einnahmen der Kasse bestehen in dem Zuschuß

Erzgräberhaus
In jedem durch die Türe gekennzeichneten Raum wohnt eine ganze Familie.

der Gesellschaft (einmalige Zahlung von 1200 Mk.) und den Monatsbeiträgen der Arbeiter (20 Pf.) und der Beamten (3 v. H. des Gehalts). An Arbeiter, die dauernd arbeitsunfähig sind oder die, bei denen noch Hoffnung auf Genesung vorhanden ist und sich noch in Behandlung befinden, werden täglich 10 bis 30 Pf. gezahlt. Den höchsten Satz erhalten nur Leute, die über zehn Jahre im Werke sind.

Noch schneller als Belohnungen und Unterstützungssätze steigen die Strafen. Das Strafgesetz ist gut ausgebaut. Kleine Vergehen, wie Widerspenstigkeit, schlechte Aufführung, rohe Sprache, Wortstreit und dergleichen werden mit Versetzung in eine niedrigere Lohnklasse geahndet, bei schwereren Vergehen erfolgt Entlassung.

*

Japans größte Kohlenfelder liegen auf Kiuſchu, ſeiner weſtlichſten Hauptinſel. Hier befindet ſich ſeine bedeutendſte Zeche, Miike, wo 5000 Sträflinge tätig ſind, dann die etwas weniger wichtigen Kohlengruben der Mitſu Biſchi-Kaiſcha auf den Inſeln Takaſchima. Dieſe Bergwerke ſind mit einem Dampfer der Geſellſchaft von Nagaſaki aus zu erreichen. Dem unverdächtigen Fremden wird die Beſichtigung der Zechen von der Hauptkanzlei in Nagaſaki ohne weiteres geſtattet. Die drei Inſeln ſind ſehr klein. Die Flöze ziehen ſich unter dem Meere hin. Die Kohle wird in der Regel gleich vom Förderkorb in Kähne verladen und in die nahen Häfen geſchafft, wo die durchfahrenden Schiffe damit verſorgt werden.

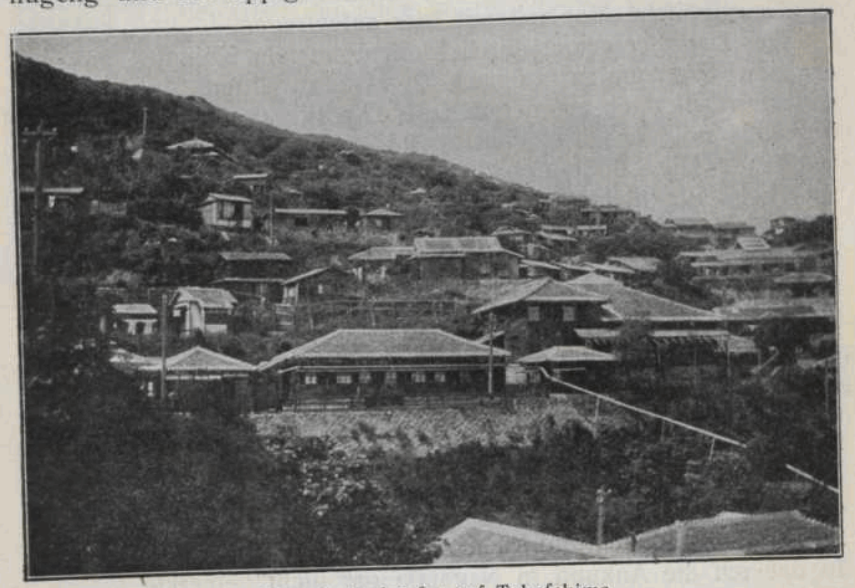
Eines Morgens kaufte ich am Schalter der Kanzlei in Nagaſaki eine Fahrkarte für 10 Sen, um hinaus auf die Inſeln zu fahren. Kurz vor der Abfahrt brachte mir ein Angeſtellter die 10 Sen wieder zurück und geleitete mich auf die Kommandobrücke des Dampfers. Dem Kanzleimenſchen war wohl bedeutet worden, daß es unſchicklich ſei, von einem ſo ſeltenen Gaſte Fahrgeld zu nehmen und ihn mit dem gewöhnlichen Schiffsvolk reiſen zu laſſen. Der Kapitän ließ mir gleich einen Seſſel ſowie Tee und Zigaretten bringen. Bald kam ein weißgekleideter Jüngling heraufgekrochen, der wohl als Dolmetſch walten ſollte. Ich hatte ſeine Karte noch nicht ganz entziffert, als er auch ſchon begann, an mir emporzuſprechen. Aus der Unterhaltung wurde es aber nichts, weil ich ſein Engliſch — es kann auch Chineſiſch oder Böhmiſch geweſen ſein — nicht verſtand. So gaben wir uns durch Händedrücke zu verſtehen, wie ſchön das geweſen wäre, was nicht hatte ſein ſollen.

Der Dampfer ſteuerte vorſichtig zwiſchen Felſen und Klippen hindurch, aus der prächtigen Hafenlandſchaft hinaus aufs Meer. An der erſten Inſel machte mir der Kapitän begreiflich, daß das mein Ziel ſei. Er geleitete mich an die Gangplanke. Am Ufer wurde ich von einer in einem Zwilchanzug hängenden Geſtalt empfangen. Sie raunte mir unverſtändliches Zeug zu. Da ich jetzt keine Neigung verſpürte, mit einer Polizeiſeele eine ſchwierige Unterhaltung zu pflegen, ſchritt ich wacker fürbaß. Der kurzbeinige Schleppſäbelträger ſockte hinterher. Von Zeit zu Zeit wartete ich, bis er nachgekommen war. Aus ſeinen Zügen las ich Dank für meine Menſchenfreundlichkeit. Ich war neugierig zu erfahren, was er wohl mit mir anſtellen werde. Bei einem kleinen Haus winkte er einzutreten. Dazu reichte jedoch meine Zuvorkommenheit nicht aus, denn die Bude ſah eher einer Polizeiſtube als einem Teehaus oder Minengebäude gleich. Während er mir begreiflich zu machen verſuchte, daß ich nicht weiter dürfe, kam ein kleiner Herr heran-

geſtürmt, der meinem Beläſtiger ein paar barſche Worte zuſchrie. Daraufhin gab der Poliziſt den Weg frei und bezeugte mir ſeine Hochachtung durch militäriſchen Gruß. Desgleichen tat ich.

Mein Befreier ſtellte ſich als der techniſche Leiter des Bergwerks vor. Der Herr Direktor laſſe ſich entſchuldigen, aber es ſolle mir alles gezeigt werden, was ich zu ſehen wünſche.

Auf den Inſeln arbeiten insgeſamt 2500 Leute, die Hälfte davon bei der eigentlichen Kohlengewinnung. Die Eiländchen ſind ſehr hügelig und mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt. Am ſchmalen



Bergarbeiterhäuſer auf Takaſchima.

Uferſaum liegen die Werkanlagen, an den Hügelabhängen, inmitten grüner Gärten, die Behauſungen. Die Bergleute wohnen mietefrei in den Häuſern der Geſellſchaft; die Unverheirateten ſuchen bei ihren verheirateten Kameraden Koſt und Wohnung, wofür ſie monatlich 6 bis 8 Jen (= 12 bis 16 Mk.) zahlen. Andere Wohngelegenheit als die Werkhäuſer gibt es auf den Inſeln nicht. Wer ſie nicht benutzen will, muß weiterziehen. Der Arbeiterwechſel iſt auch hier ſehr groß. Für die Geſellſchaft ſind landauf landab Anwerber tätig. Die Koſten der Anwerbung kommen auf 8 bis 13 Jen den Kopf.

In einem Häuschen trafen wir Bergleute beim Mittagsmahl. Das Gericht beſtand aus Reis und einem eigentümlich riechenden Gemüſe, das dem Schierling gleicht. An den Kohlenwäſchen waren

kleine Mädchen tätig. Ihr Alter zu beſtimmen, verhinderte die dicke Rußſchicht auf den Geſichtern. Das europäiſche Auge mochte den jüngſten dreizehn oder vierzehn Jahre geben, wahrſcheinlich aber waren ſie etwas älter.

Nach dem Rundgang fragte der Begleiter, wie mir die Anlagen gefielen. Ich konnte mit gutem Gewiſſen ſagen, daß unter den vielen Kohlenbergwerken, die ich geſehen habe, dieſes an Sauberkeit und landſchaftlichen Reizen einzig daſtehe. Darob bat er mich, der Gaſt der Geſellſchaft zu ſein. In dem Beamtenklubhaus wurde eine europäiſche Mahlzeit mit Bier aufgetragen.

Der Dampfer zeigte durch Pfeifentöne ſein Kommen an. Ich eilte ans Ufer, um zurück nach Nagaſaki zu fahren. An Bord kam ein Herr auf mich zu, der ſich als Direktor der Minen vorſtellte. Er wolle mit mir fahren, um noch die Auskunft zu geben, die ich wünſche: Die Löhne der 2500 Arbeiter ſeien natürlich ſehr verſchieden. Ein tüchtiger Bergmann verdiene 50 bis 75 Sen (1 bis 1,50 Mk.) in Zeitlohn, der beſte Kohlenhauer in Stücklohn 85 bis 90 Sen (1,70 bis 1,80 Mk.); die Mädchen an den Kohlenwäſchen bei zwölfſtündiger Arbeit 25 Sen (50 Pf.) im Durchſchnitt. Die Bergleute ſollen — nach dem Bericht des Minenleiters — leidenſchaftliche Glücksſpieler ſein. Wenn die Luft polizeirein und die Gelegenheit günſtig ſei, verſuchten ſie die Launen des Spielteufels zu ergründen. Die Polizeiſtrafe, die ihnen dafür drohe, könne ſie wohl vorſichtig, aber dem Spiel nicht abwendig machen.

Nachdem der Herr Direktor meinen Wiſſensdurſt befriedigt hatte, erzählte er in vorzüglichem Engliſch über ſeine Erlebniſſe im Ausland, über Menſchen und Bücher, über Bergbau und Kohlengräber, ſo daß ich die Ankunft in Nagaſaki gar nicht bemerkte.

## Induſtrie, Arbeiterlöhne und Lebenshaltung.

Es werden noch Jahrzehnte vergehen, ehe Japan ein ernſter Wettbewerber der alten Induſtrieſtaaten ſein wird. Seine induſtrielle Entwicklung iſt nicht derart, daß ſie eine Gefahr für den europäiſchen Markt bedeutet. Ob ſie das überhaupt jemals werden wird? Gewiß, Japans Induſtrie wird ſich weiterentwickeln, ohne Zweifel wird es im fernen Oſten dem weißen Kaufmann Abſatzgebiete ſtreitig machen, aber dafür wird es ſelbſt wieder Bedürfniſſe haben, die der Verdrängte wird befriedigen müſſen. Die höchſtentwickelten Länder ſind noch immer die beſten Kunden der Induſtrieſtaaten geweſen.

Vor der Neubildung des Mikadoreiches hatte es weder eine nennenswerte Induſtrie noch einen Außenhandel, noch Beförderungsmittel von einiger Bedeutung. Handel und Gewerbe begannen erſt in den 1870er Jahren zu keimen. Im Laufe eines halben Jahrhunderts, bis zum Jahre 1910, ſind aus dem Nichts 5354 (engliſche) Meilen Eiſenbahn, 6943 Poſtſtellen, 15426 Fabriken und eine Handelsſchiffahrt mit einem Gehalt von 1646000 Tonnen geworden. Der Wert des Handels (Ein- und Ausfuhr), der ſich im Jahre 1871 auf etwa 76 Millionen Mark belief, iſt in den folgenden vier Jahrzenten auf 1845 Millionen angewachſen.

Das Bild, das dieſe Zahlen geben, iſt ſo übel nicht. Seine Schattenſeiten ſchlagen erſt in die Augen, wenn es in der Nähe betrachtet wird. Die Maſſe der Fabriken ſind ſchwächliche Kleinbetriebe. Abgeſehen von einigen Großbetrieben der Minen-, Textil- und Metallinduſtrie, ſchleppen ſich die meiſten gerade ſo hin. Ohne die hohen Unterſtützungen des Staates müßte die Handelsſchiffahrt ihre Tätigkeit einſtellen.

Der Staat unterſtützt die Unternehmungen natürlich nicht zum bloßen Vergnügen, ſondern aus dringender Notwendigkeit.

Die herrſchende Kaſte des neuen Japan war vom Tage der Eröffnung des Landes für die Weißen einig mit ſich, daß mit aller Kraft geſtrebt werden müſſe, ſich die Machtmittel der „weißen Barbaren“ anzueignen, ſolle nicht die Unabhängigkeit des Staates aufs Spiel geſetzt werden. Der Erwerbung von Kriegsmitteln galten

alle Kräfte. Kriegertugenden, wie Heimtücke, Hinderlift, Tapferkeit hatte der Feudalftaat übergenug, und fie waren in den ftändigen Metzeleien der feudalen Sippen erprobt und gefteigert worden. Nur ließ fich leider mit diefen Tugenden allein nichts gegen Schnellfeuerkanonen und Hinterlader ausrichten. Aber diefe Eigenfchaften der Kriegerkafte im Verein mit den neuen Mordwerkzeugen mußten ein ausgezeichnetes Kriegsmittel geben.

Nun ift aber der Militarismus äußerft gefräßig. Das alte ackerbautreibende Japan konnte ihm nicht die nötigen Mittel befchaffen. Es war kaum imftande, genug Reis für feine unglaublich bedürfnislofe Bevölkerung zu erzeugen, gefchweige Ausgleichswerte für die Einfuhr von Mafchinen und Waffen. Von feinem fehr gebirgigen Boden find nur 17 v. H. anbaufähig und fchon lange bebaut. Der Ausdehnung der Feldwirtfchaft hatte fo die Natur ein unüberwindliches Hindernis gefetzt. Die Pläne und Notwendigkeiten des neuen Staatswefens konnten bloß durch die Umwandlung des Ackerbauftaates in einen Induftrieftaat erfüllt werden.

Das Infelreich ift nun allerdings wegen Mangel an Eifenerz für einen Induftrieftaat nicht befonders gut geeignet; aber immer noch beffer als für einen Ackerbauftaat. Kohle und Kupferftein find in Fülle vorhanden, auch birgt der Boden Petroleum, Silber, Schwefel und Mangan. Dann find in den Bergen unerfchöpfliche Mengen des weißen Diamantes aufgefpeichert, den in elektrifche Kraft umzuwandeln leicht ift. Anderfeits mangelt es dem Lande an dem für die Induftrie fo wichtigen Eifenerz, auch will fich der Boden nicht zur Baumwollpflanzung eignen. Diefer Mangel läßt fich zwar beheben. Der Eifenftein kann von China und Amerika, die Baumwolle von Indien oder China ohne große Koften eingeführt werden.

Die Umwandlung in einen Induftrieftaat ward Japan leicht gemacht, da es die Wiffenfchaft und Erfahrung der weftlichen Welt zur Verfügung hatte. Die „weißen Barbaren“ waren uneigennützig genug, ihm die Errungenfchaften ihrer Zivilifation: Verfaffungsentwürfe und Gefängnispläne, Schnellfeuerkanonen und Gebetbücher, Techniker, Unteroffiziere und Miffionäre, Verkehrsmittel und Fahrkartenfteuer zu überlaffen. Einigermaßen organifiert und gefeftigt, fandte die Regierung der „Erleuchtung“ — fo wird die Regierung des Mikado Mutfuhito genannt — die Tüchtigften der gerade aufgelöften Kriegerkafte „in die zivilifierten Länder, damit fie deren foziale, induftrielle und politifche Einrichtungen ftudieren, um herauszufinden, welche davon, auf japanifchen Boden verpflanzt, gute Früchte verfprechen“.

Zuerſt wurden Fabriken für Kriegsmaterial gebaut, dann Werften für die Marine. Vom Jahre 1872 an ſchuf der Staat techniſche Schulen ſowie Muſterfabriken, um die Geldleute anzuſpornen, ſich in der Induſtrie zu betätigen. Dieſe verhielten ſich vorderhand zurückhaltend. Erſt als die Rechnungsberichte der Staatsbetriebe glänzender leuchteten, wurde das Privatkapital unternehmungsluſtig. Die Regierung war weiſe genug, ein Unternehmen nach dem andern zu verkaufen. Sie behielt bloß die, die Monopole und militäriſche Bedürfniſſe heiſchten.

Kohlengräber auf Takaſchima.

Der ſtaatlichen Wirtſchaftspolitik mangelte nicht der Erfolg. Bis zum Jahre 1910 wurden 15426 Betriebe (6723 Maſchinen- und 8703 Handbetriebe) errichtet. Allerdings ſind die meiſten der Betriebe zwerghafte Gebilde. Auffallend iſt das Überwiegen der Frauen in der Arbeiterſchaft. Am ſtärkſten ſind ſie in der Textilinduſtrie vertreten. Von der Induſtriearbeiterſchaft (ohne Bergbau und Staatsbetriebe) ſind 34,8 v. H. Männer, 65,2 v. H. Frauen; in der Textilinduſtrie im beſonderen ſtellen die einen bloß 14,7 v. H., die andern aber 85,3 v. H. Von der Geſamtzahl der fabrikarbeitenden Kinder unter 14 Jahren ſind 23 v. H. Jungen und 77 v. H. Mädchen. Ende September 1909 unterſuchte das Handelsamt die Induſtrieverhältniſſe von 25 Präfekturen. In deren Fabriken wurden 27861 Kinder (3099 männliche, 24762 weibliche) unter vierzehn Jahren

und 107692 Jugendliche (13717 männliche, 93975 weibliche) unter 20 Jahren gefunden. In den Streichholzfabriken, Glashütten, Webereien und Spinnereien sind sogar Kinder unter zehn Jahren anzutreffen. Das düstere Bild, das diese Angaben von den fabrikarbeitenden Frauen und Kindern geben, ist eigentlich noch zu licht. Dem europäischen Auge, das die Scharen kleiner Mädchen in den Werkstätten der japanischen Fabriken geschaut hat, scheinen jene Zahlen der lohnarbeitenden Kinder noch zu gering.

Schon die Zusammensetzung der Arbeiterschaft läßt die Schwäche der japanischen Industrie erkennen. Die Mehrzahl der Betriebe beschäftigt wenig, nein gar keine Handwerker, dafür aber viele „Lehrlinge" und noch mehr Frauen und Kinder. Folgedessen können in der Hauptsache bloß minderwertige, nicht zu Buch schlagende Waren erzeugt werden. Freilich, was nicht ist, kann noch kommen. Die Industrie wird sich auch weiterhin kräftig entwickeln, sofern ihr die Hilfe des europäischen Kapitals fortlaufend erhalten bleibt. Doch sind die ausländischen Geldgeber die letzten Jahre sehr störrisch geworden. Ein Staat, wie es das arme Japan ist, dessen Schulden von 1878 bis 1911 von 142 Millionen auf 5300 Millionen Mark emporgeschnellt sind, wird fernerhin auf dem Geldmarkt nur noch auf Entgegenkommen rechnen können, wenn er entsprechende Sicherheit geben kann. Den europäischen und amerikanischen Kapitalisten wird das Gefühl der Sicherheit sehr geschmälert durch das Verbot, Grundeigentum zu erwerben und Minen ausbeuten zu dürfen, dann durch den Mangel an Vertrauen in die Unparteilichkeit der japanischen Rechtspflege.

Neben dem Mangel an Kapital steht der Entwicklung der Industrie noch ein anderes großes Hindernis im Wege: das Fehlen einer tüchtigen Arbeiterschaft.

*

Die Klagen über die japanische Industriearbeiterschaft sind allgemein, und ihre Berechtigung wird nirgends bestritten. Die folgenden kommen von Fabrikanten. Sie würden hier nicht Platz finden, wären sie nicht durch eigene Beobachtung bestätigt worden. Die Berechtigung dieser Klagen anerkennen, heißt aber nicht, die Arbeiter anklagen. Des japanischen Arbeiters Gedanken, Sitten und Arbeitsweisen, das Erzeugnis langer Jahrhunderte, verflüchtigen sich nicht mit der ersten Rauchsäule, die dem Fabrikschlot entsteigt, noch lassen sie sich durch die Werkstattordnung regieren. Und dann: so zahlreich und berechtigt auch die Klagen der

Fabrikanten über die Arbeiter ſein mögen, noch viel zahlreicher und berechtigter ſind die Klagen der Arbeiter über die Unternehmer.

Ein Oſakaer Fabrikant erzählte mir: „Die japaniſche Induſtrie iſt als Wettbewerber auf dem Weltmarkt die nächſten zwei Menſchenalter nicht zu fürchten. Da, wo ein an Zahl begrenzter Stamm von Arbeitskräften genügt, wie bei Banken und dergleichen, haben die Japaner Erfolg zu buchen. Sonſt aber ſind alle größeren Unternehmen, wenn ohne ausländiſche Leitung, krankhafte Treibhauspflanzen, ſchleppen ſich recht und ſchlecht hin oder verkrachen beim erſten Windſtoß. Gewöhnlich werden ſchon vom Beginn an, entgegen allen Warnungen und Erfahrungen in andern Ländern, Fehler gemacht, die ſpäter nicht mehr ausgemerzt werden können und dem Betrieb wie eine Bleilaſt anhängen. In der Regel fehlt es an Weitſicht, organiſatoriſcher Fähigkeit und gründlichem Wiſſen. Dieſer Mangel wird erſt ganz in die Augen ſpringen, wenn Japan ſeinem Ehrgeiz, das (induſtrielle) England des Oſtens zu werden, eine beweiskräftige Unterlage geben will. Bis heute iſt die Induſtrie Japans nur Spielwerk, Nachahmung; ſie verrät keine ſelbſtſchöpferiſche Kraft. Da, wo bei der techniſchen Leitung die nötigen Gaben vorhanden ſind, fehlen die Arbeitskräfte. Dort drüben — auf einen Schornſtein zeigend — wendet man, um einen Arbeiterſtamm zu bekommen und anzulernen, folgendes Verfahren an: Die Jungen und Mädchen werden im Alter von 10 Jahren angeworben, gut bezahlt — man vergeſſe nicht, daß ein Fabrikant ſpricht —, ſchlafen und eſſen in der Fabrik, werden auch ſonſt gut gehalten. Alles umſonſt. Schon lange bevor ſie ſo viel gelernt haben, den gewährten Lohn zu verdienen, verlangen ſie Zulage. Eine Abweiſung bringt Austritt. Wird anderswo auch nur ein Sen (= 2 Pf.) den Tag mehr verſprochen, erfolgt Abgang. Das kann aber die Arbeiter nicht hindern, bald wieder zur alten Arbeitsſtätte zurückzukommen.

Dienſtzucht kennen die japaniſchen Arbeiter nicht. Mitten in der Arbeit hocken ſie nieder, um Tee zu trinken oder ein Pfeifchen zu ſchmauchen. (Die Pauſen werden nicht Eß-, ſondern Rauchpauſen genannt.) Heute, einen Tag nach der Ablöhnung, machen meine Leute blau. Einwendungen von unſerer Seite werden mit Kündigung beantwortet. Arbeiter ſind zwar genug zu bekommen, aber keine beſſeren. Der ſchlechteſt bezahlte Arbeiter iſt auch hier der teuerſte."

Die Maſchine oder Fabrikglocke will den Bauernſohn, der geſtern noch die Scholle gemütlich bearbeitete, zu ſteter, angeſtrengter Tätigkeit zwingen. Gegen eine ſolche Zumutung hält er es mit

ſtillem Widerſtand. Wider die Länge des Arbeitstages hat er weniger einzuwenden, vorausgeſetzt, daß er nicht zu ununterbrochener Tätigkeit angehalten wird.

„Der japaniſche Arbeiter iſt eher tätig als fleißig, eher geduldig als energiſch. Er erfüllt ohne zu ſeufzen ſein Tagwerk, das unmittelbar notwendig iſt, ihm ſeinen Lebensunterhalt für den Tag zu verſchaffen. Hat er das Notwendigſte, denkt er nicht daran, für Überflüſſiges zu ſorgen. Niemals ſieht man ihn wegen eines in Ausſicht ſtehenden großen Vorteils ſich ſehr anſtrengen, niemals, daß er ſich beeile, eine Arbeit zu vollenden, um zu einer anderen übergehen zu können. Tretet ein in eine Werkſtatt: man raucht, man lacht, man plaudert, von Zeit zu Zeit wird ein Hammerſtreich gegeben, ein Arbeitsſtück eingeſpannt, dann wird erörtert, wie das Ding andrehen — und dann wird wieder von vorne angefangen. Der Tag neigt ſich zu Ende; endlich klingelt's Feierabend und ſomit iſt der Tag wieder vorbei. Man hat immer einen Vorwand zu feiern: die Hitze, die Kälte, den Regen und beſonders die Feſte."

Seit Bousquet dieſe Zeilen (in: Le Japon de nos Jours) geſchrieben hat, iſt's noch nicht viel anders geworden. Wenn ich durch die Fabriken ging, ſammelte ſich hinter mir ein wachſender Haufen Leute an. Der Eintritt des Ijin (Fremder, eigenartiger Mann) hatte ſie vergeſſen laſſen, daß eine Maſchine ihrer wartete. In einem Eiſenwerk fand ich die ganze Werkſtatt an der Richtplatte plauſchend und rauchend auf dem Boden hocken. Sie nahmen von dem mich begleitenden (hohen) Beamten nicht ſonderlich Kenntnis; jedenfalls ließen ſie ſich nicht in ihrer Unterhaltung ſtören.

Der Induſtriearbeiter des Weſtens, der jüngſte Sproß eines alten Handwerkergeſchlechtes, bildet gedanklich eine Einheit mit ſeiner Maſchine. Sein Berufsſtolz, ſeine Freude am Werk, ſein Widerwille gegen Unterbrechung der Arbeit ſchlagen dem Unternehmer gut zu Buch. Dieſe Eigenſchaften ſind bei ſeinem aſiatiſchen Kollegen noch wenig oder gar nicht entwickelt. Dieſer läßt es ſich nicht ſonderlich angelegen ſein, für Reinlichkeit oder geregelten Lauf ſeiner Maſchine zu ſorgen. Wenn ſich der Blick des Aufſehers von ihm wendet, glaubt er eine günſtige Gelegenheit zur Raſt gekommen. Daß Arbeit oder Maſchine wartet, kann die Ruhe liebende Seele nicht belaſten. Iſt das häßlich knatternde Ding von einer Maſchine närriſch genug, ſich in ſeine einzelnen Teile aufzulöſen, iſt er ihr deswegen nicht gram. Im Gegenteil. Endlich wieder einmal eine Gelegenheit zum Ausſchnaufen! Beſchwerden begegnet er mit ſeinem für alle Zwiſchenfälle des Lebens bereit-

gehaltenen: Schikata ga nai! (Nichts zu machen!) Sollte der Fabrikant kein Verſtändnis für die alles rechtfertigende Kraft dieſer Erwiderung haben, ſo ſteht es ihm frei, zu tun was ihm beliebt. Er kann den über das Mißgeſchick ſeelenruhig ſchmunzelnden Arbeiter zum Teufel jagen, er wird ſich keinen Feind machen. Aber er kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß er mit einem anderen keinen Deut beſſer fährt.

Der kleine braune Mann liebt ſeine Göttin Natur, er betet ſie an; beſonders wenn er in der ſchwülen Fabrikluft keucht, kennt ſeine Liebe zu ihr keine Grenzen. Inmitten der Arbeit überkommt ihn zuweilen ein Drang, dem zu widerſtehen das Gewiſſen des Naturbewunderers weder für möglich noch für gut hält. Er nimmt ſachte ſeinen Reistopf und ſteuert mit leichtem Herzen und großen Hoffnungen hinaus. Die garſtige Erinnerung an Fabrikſtaub, Ölgeſtank und Maſchinengetöſe ſucht er zu vergeſſen am molligen Buſen ſeiner Göttin Natur. Der Zahltag iſt eine günſtige Gelegenheit für die Befriedigung der Leidenſchaft. Mit etwas Geld im Beutel iſt es nicht leicht, den Rückweg zur Fabrik zu finden. Über den Verluſt des Lohnes grämt er ſich nicht ſonderlich. Viel braucht er ja nicht; wenn er nur ſoviel hat, ſich Reis kaufen zu können.

Die Bänder, die ihn an ſeinen Arbeitsplatz ſchnüren, ſind herzlich loſe. Weder hält ihn Berufsfreude, noch hoher Lohn oder ſonſtige Dinge. Die elende Bezahlung und lange Arbeitszeit laſſen Gram über den Verluſt einer Stellung nicht aufkommen, entwickeln auch nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit oder die Arbeitsluſt. Neigung zur Anhäufung von Spargroſchen ſoll er wenig oder gar nicht haben; ſelbſt der hohe Zins (manchmal 8 v. H.) könne ihn nicht zum Sparen reizen. Das mag alles wahr ſein. Mit einem ſo erbärmlichen Einkommen iſt das Sparen eben unmöglich oder es macht keinen Spaß. Dieſe Tatſache iſt übrigens auch in andern Ländern zu bemerken. Der gut bezahlte amerikaniſche Arbeiter hängt hundertmal feſter an ſeinem Platz als der ſchlechtbezahlte Süditaliener. Wird aber der Lohn höher, ſteigt er über den Satz, den der bedürfnisloſe Sohn Italiens oder der Pußta zum Leben notwendig hält, wächſt ſein Sparſinn; ſeine Arbeitsluſt und der Widerwille gegen Zeitverſäumnis nehmen zu, während er daheim einem Blauen nicht abgeneigt war.

Der nämliche Vorgang iſt übrigens auch bei den japaniſchen Arbeitern zu beobachten. Sobald ſie durch das Hintertor des Onkel Sam geſchlüpft ſind, ſteigen Arbeitseifer und Sparſamkeit merkwürdig ſchnell — zum größten Verdruß ihrer amerikaniſchen Klaſſengenoſſen. Selbſt wenn ſie weit weniger als die Hälfte des

Lohnes des amerikanischen Arbeiters erhalten — was immer noch ein paarmal mehr ist als daheim — bekommen Arbeitslust und Sparsinn eine unbekannte Stärke. Von den angehäuften Nickelstücken findet der beste Teil seinen Weg über das Stille Weltmeer.

Die Ursachen der Klagen über die japanischen Arbeiter sind zum guten Teil in den niedrigen Löhnen und sonstigen schlechten Arbeitsbedingungen zu suchen.

*

Wieviel verdient nun eigentlich der japanische Industriearbeiter? Eine umfassende Antwort läßt sich auf diese Frage nicht geben. Die amtlichen Lohnangaben sind noch sehr unvollständig (und sie scheinen nach meinen Erfahrungen zu rosig). Dessenungeachtet sollen sie, mangels eines Besseren, hier benutzt werden.

Im Jahre 1909 betrug der durchschnittliche Taglohn der

| | |
|---|---|
| Weber, Frauen | 0,52 Mark |
| Weber, Männer | 0,88 „ |
| Schneider, japanische Kleidung | 1,06 „ |
| Schneider, europäische Kleidung | 1,58 „ |
| Schuhmacher | 1,32 „ |
| Zimmerleute | 1,60 „ |
| Maurer | 2,02 „ |
| Goldschmiede | 1,12 „ |
| Schreiner | 1,50 „ |
| Schmiede | 1,34 „ |
| Buchdrucker | 0,98 „ |
| Sakébrauer, monatlich | 31,84 „ |
| Hausdiener, monatlich | 8,72 „ |
| Dienstmädchen, monatlich | 5,90 „ |
| Landarbeiter, jährlich | 86,62 „ |

Es sind hauptsächlich gelernte, also hochbezahlte Leute, die diese Löhne erhalten. Sie sind in der Regel für eine zwölfstündige Arbeit; nur selten sinkt der Arbeitstag auf 10 Stunden, oft wird auch 13, 14 oder gar 15 Stunden geschanzt. Etwas günstiger sind die im Bergbau Beschäftigten gestellt. Die Hauer arbeiten 8 bis 9 Stunden, die andern Berufe 11. Auch ist ihre Bezahlung besser. Freilich haben sie dafür eine anstrengendere und gefährlichere Tätigkeit.

Nach den Angaben des Bergbauamtes verdienen täglich:

| | |
|---|---|
| Kohlengräber, Hauer | 0,68 bis 1,31 Mark |
| Erzgräber, Hauer | 1,13 „ 2,23 „ |
| Schlepper | 0,67 „ 1,41 „ |
| Schlepperinnen | 0,27 „ 1,— „ |
| Schmelzer | 0,56 „ 1,07 „ |
| Schmelzerinnen | 0,26 „ 0,71 „ |
| Hilfsarbeiter | 0,56 „ 0,99 „ |
| Hilfsarbeiterinnen | 0,39 „ 0,63 „ |

Die Erbärmlichkeit der Löhne ſchlägt in die Augen. Sie wird begreiflich zu machen verſucht durch die Billigkeit des Lebensunterhaltes. Daß dieſe eine Mär iſt, weiß jeder, der in Japan gelebt hat. Sie iſt wohl nur durch Verwechſelung des Begriffes Bedürfnisloſigkeit mit Billigkeit entſtanden.

*

Japan iſt nicht das, was man ein billiges Land nennt. Der Lebensunterhalt iſt dort eher teurer als in Deutſchland oder Amerika. Wollte dort der weiße Induſtriearbeiter in ſeiner gewohnten Weiſe leben, er hätte die nämlichen, nein noch größere Summen für den Lebensunterhalt auszugeben.

Um wenigſtens einigermaßen einen Vergleich der Unterhaltskoſten zwiſchen Japan und europäiſchen Ländern zu ermöglichen, ſeien die Preiſe verſchiedener Lebensmittel uſw. hier angeführt. Ich erhielt ſie von meinem Hauswirt in Tokio, der für ſeine Speiſewirtſchaft in größeren Mengen einkauft. Der Arbeiter, der ſeinen Bedarf täglich und ſtündlich beim Krämer deckt, hat natürlich höhere Preiſe zu zahlen und erhält obendrein noch ſchlechtere Ware. Um Vergleiche zu erleichtern, ſind die Angaben in Pfund (500 Gramm) und Mark umgerechnet.

Es koſtet in Japan:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | Pfund | Tee | 0,35 bis 0,50 Mark |
| 1 | „ | Kaffee | 1,36 „ |
| 1 | „ | Zucker | 0,45 „ |
| 1 | „ | Brot | 0,16 „ |
| 1 | „ | Schweinefleiſch | 0,55 „ |
| 1 | „ | Rindfleiſch | 0,90 „ |
| 1 | Kilo | Holzkohlen | 0,25 bis 0,37 „ |
| 1 | Ei | | 0,05 „ 0,07 „ |
| 1 | Liter | Bohnen | 0,18 „ |
| 1 | „ | Salz | 0,09 „ |
| 1 | „ | Milch | 0,45 „ |
| 100 | „ | Reis | 17,70 „ |

Eine Flaſche — etwa $^6/_{10}$ Liter — Bier koſtet 70 Pf., eine deutſche Groſchenzigarre 50 Pf., ein Fläſchchen Apfelwein („japaniſcher Champagner!“) 22 bis 30 Pf., Raſieren 6 bis 12 Pf., ein Bad 6 bis 10 Pf.

Dieſe Preisliſte kann für eine vergleichende Betrachtung der Koſten der proletariſchen Lebenshaltung in Japan und einem anderen Lande nur in beſchränktem Maße Dienſte leiſten. Denn der japaniſche Arbeiter ißt weder Fleiſch noch Zucker noch Brot, noch trinkt er Bier, Milch oder Kaffee. Sein hauptſächlichſtes

Nahrungsmittel ist der Reis, wozu in günstigen Fällen Fisch kommt, und sein Getränk ist der Tee.

Der Reis, der in Japan erzeugt wird, ist unbestreitbar ausgezeichnet. Nur schade, daß er von vielen Arbeiterfamilien wegen ihres geringen Einkommens nicht gekauft werden kann. Sie sind gezwungen, den billigeren und schlechteren chinesischen oder indischen Reis zu verzehren. Ja, breite Schichten des Volkes wären noch herzlich froh, wenn ihre Mittel den Ankauf dieser minderwertigen Sorten gestatteten. Der Inhalt ihres Kochtopfes ist ein Gemisch von billigstem Reis, Bohnenhülsen und Kleie. Man muß aus dem Eßtopf der Kulis gegessen haben, um die — Güte des zusammengequirlten Gerichts würdigen zu können. Der weniger arme Feinschmecker übergießt das reizlose Essen mit einer grünlich schimmernden Brühe. Mir kam es immer vor, als ob damit nicht gewürzt, sondern der Geruchssinn hingerichtet werden sollte, denn sie ist für die europäische Nase — von der Zunge gar nicht zu reden — einfach Schwefelsäure.

Der Nährwert des Reises wird allenthalben gepriesen. Ob die Lobredner aus eigenen Erfahrungen zu ihren Schlüssen gekommen sind? Meine Erfahrung gebietet, die Wahrheit dieser Behauptung entschieden zu bestreiten. Es ist unglaublich, welche Mengen da verschlungen werden müssen, um die Schreie des Magens zu stillen. Die ersten Tage, wenn ich die kleinen braunen Männer den unschmackhaften, schwammigen, nur in Wasser gekochten Inhalt einer Anzahl Näpfe in die Speiseröhre stopfen sah, glaubte ich, sie äßen einige Tage auf Vorrat. Zu meinem Erstaunen begannen sie eine Weile später wieder. Das machte mir höllischen Spaß; nur wenn ich die Stillung dieses Appetits zu bezahlen hatte, konnte ich ein unausstehlicher Zuschauer werden.

Für eine Wohnung, das ist ein Zimmer, zahlt der japanische Arbeiter 4 bis 10 Mk. monatlich. Man kann die Klause möbliert oder unmöbliert nennen, es bleibt sich gleich, denn der Hausrat ist auf das denkbarste Mindestmaß beschränkt. Er braucht weder Tisch noch Stühle, weder Sofa noch Betten. Er hat ein kleines, niedriges Tischchen, ein paar Kasten und etwas Küchengeschirr. Zum Schlafen begnügt er sich mit einer Decke, die auf dem Boden ausgebreitet wird. Wie er sich im Winter gegen die Kälte schützt, bleibt ein Rätsel. Die dünnen Bretterwände und Papierscheiben können doch unmöglich den Frost bannen. Einen richtigen Ofen sieht man nirgends im proletarischen Heim. Der kleine (tragbare) Feuerkasten, worauf mit Holzkohlen die Mahlzeit gekocht wird, genügt schwerlich zur Erwärmung des Zimmers.

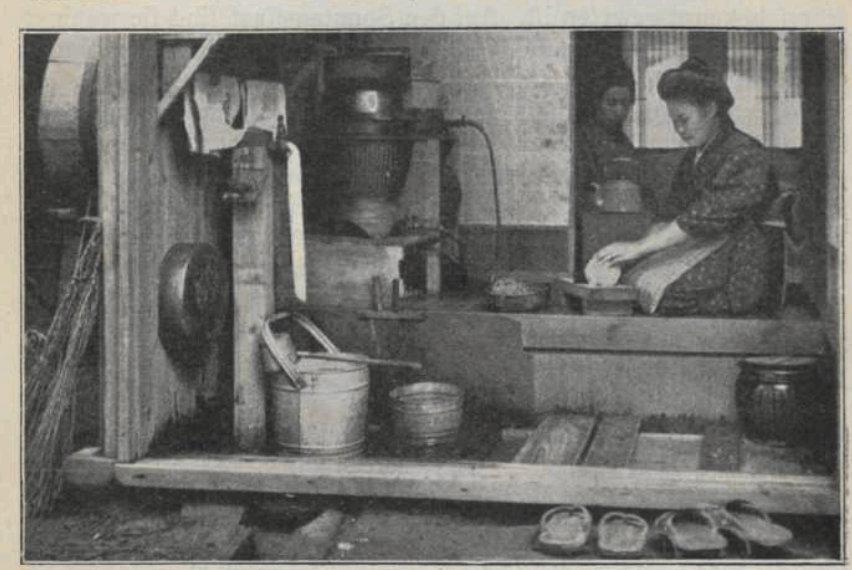
So kärglich wie Wohnung und Nahrung iſt die Kleidung des japaniſchen Arbeiters. Mit einem Kimono, ein leichter, von den Schultern bis faſt an die Knöchel reichender Mantel aus dünnem Gewebe, womöglich noch ein Unterleibchen und einem aus ſechs Brettchen zuſammengefügten Paar Trittchen iſt ſein Bedarf an Kleidung gedeckt. Freilich haben die beſſergeſtellten Arbeiter noch Erſatzſtücke; dafür gehen auch viele in einem Gewand, das, wenn man von dem Strohhut und dem Leinewandlappen abſieht, der an den Lenden die edlen Teile bedeckt, dem bibliſchen Adam ſchon bekannt geweſen iſt. Auf den Sonntagsſtaat ſind ſie weniger bedacht, ſchon aus dem Grunde, weil das Mikadoland den Sonntag nicht kennt.

Wie der Proletarier ſein geringes Einkommen einteilt, wie kärglich ſeine Lebenshaltung iſt, zeigt die folgende Haushaltsrechnung. Sie ſtammt von einer Handwerkerfamilie, die aus Mann, Frau, einer 60jährigen Mutter und zwei Kindern von neun und ſieben Jahren beſteht. Der Vater, ein ſehr fähiger Arbeiter, verdient täglich 1,50 Mk., ſeine Frau 50 Pf., oder beide zuſammen in 30 Tagen — Ruhetage gibt's im ſonntagloſen Japan nur einen oder zwei, ſelten mehr im Monat — 60 Mk. Von dieſem Einkommen wurde monatlich ausgegeben für

| | | |
|---|---|---|
| Miete | 6,— | Mark |
| Reis | 16,— | „ |
| Brennſtoff und Öl | 5,31 | „ |
| Fiſch und Gemüſe | 6,50 | „ |
| Zucker, Salz, Tee uſw. | 3,71 | „ |
| Getränk und Tabak | 5,40 | „ |
| Schulausgaben | 2,40 | „ |
| Taſchengeld für die Kinder | 2,40 | „ |
| Bad, Waſſer | 1,48 | „ |
| Haarmachen, Raſieren | 1,04 | „ |
| Holzſchuhe | 0,96 | „ |
| Zeitungen | 0,50 | „ |
| Papier, Streichhölzer | 0,38 | „ |
| Verſchiedenes | 3,92 | „ |
| Erſparnis | 4,— | „ |
| Zuſammen | 60,— | Mark |

Der europäiſche Fabrikarbeiter wird in dieſer Haushaltsrechnung die Ausgabepoſten für Fleiſch, Milch, Gebäck, Unterhaltung und dergleichen vermiſſen. Solche „Genußmittel" kann ſich ſelbſt unſer hochbezahlte japaniſche Handwerker nicht geſtatten. Die Erſparnis von 4 Mk. ſtellt den Rücklagebetrag dar, wovon außergewöhnliche Ausgaben, wie Kurkoſten, Kleidung uſw., zu beſtreiten ſind. Die Summe von 6 Mk. für Miete mag niedrig erſcheinen.

Sie ist aber sehr hoch, wenn die Beschaffenheit der Klause, wofür solche Beträge gezahlt werden, betrachtet wird. Die Wohnung der Familie, wovon diese Rechnung stammt, besteht aus zwei Räumen, der eine mißt sechs, der andere zwei Matten — in Japan wird die Zimmergröße nach Matten, eine etwa 182 × 91 Zentimeter groß, berechnet — oder beide zusammen messen ungefähr 14 Geviertmeter. Demnach hat unser japanische Familienvater für einen Geviertmeter Zimmerfläche 42 Pf. zu zahlen. Das ist für japanische Verhältnisse wie für die kahlen, aus dünnen Brettern zusammen-



Japanische Küche.

gefügten Behausungen ein riesig hoher Preis, der es verständlich macht, warum sich die ganze Familie auf einen beängstigend kleinen Raum zusammenpreßt.

Diese Haushaltsrechnung wird insofern als mustergültig bezeichnet, als sie das Mindeste dessen darstellt, was eine fünfköpfige Arbeiterfamilie an Nahrungsmitteln unbedingt braucht. Nun sind aber die Leute, die einen regelmäßigen Tagesverdienst von 1,50 Mk. haben, selbst unter den gelernten Arbeitern sehr dünn gesät. Wenn schon die asiatische Bedürfnislosigkeit ein Monatseinkommen von 60 Mk. für unerläßlich hält, wie leben dann die Arbeiterfamilien, die geringere Einkünfte haben?

Um zu erfahren, wie die schlecht entlohnten Taglöhner oder die Kulis leben, braucht man bloß die Proletarierbezirke der

japaniſchen Großſtädte zu durchwandern. Hier hauſen Tauſende und Abertauſende von menſchlichen Weſen in ſchmutzigen, engen, ſtinkigen Löchern, nicht wiſſend, woher eine Handvoll Reis nehmen, womit die Blöße bedecken. Der japaniſche Arbeiter im allgemeinen ſteht in der Bedrängnis allein mit ſeiner Not. Auf ſtaatliche Hilfe kann er nicht rechnen. Im Falle der Krankheit ſucht er, wenn er noch einige Sen hat, beim Quackſalber Linderung, oder er legt ſich hin und ſtirbt ohne ärztliche Pflege in Ergebenheit. Immerhin, er hat doch wenigſtens noch eine Stätte, wo er ſich niederlegen kann. Aber die Bewohner der Slums müſſen jeden Abend auf die Suche nach einer Liegeſtatt ziehen. Glücklich die, denen das Schickſal noch einige Sen finden ließ, um in einem Zwei-Sen-Haus eine Mahlzeit und einen Schlafplatz für eine Nacht erſtehen zu können. In dieſen Herbergen preſſen ſich die mit ſchmutzigen Fetzen bedeckten Parias auf dem harten Boden eng aneinander, um nicht zu erfrieren.

Die einzigen Glücklichen in dieſem Elend ſind die Wucherer. Sie verſtehen es meiſterhaft, aus der Not der Ärmſten noch Münze zu ſchlagen. Das Hab und Gut, das die armen Teufel noch beſitzen mögen, wird, obwohl es anderwärts für den Schutthaufen zu ſchlecht wäre, von den Wucherern als Pfand für ein paar Sen angenommen. Die rieſig hohen Leihgebühren können die Hungrigen nicht abſchrecken, denn der Pfandleiher iſt ihr einziger Retter in der höchſten Not. Die Allgemeinheit des Elends ſowie die vielfache Unmöglichkeit, die verſetzten Gegenſtände wieder einzulöſen, ſichern den Wucherern ſteigenden Reichtum.

Die von Geld und Gut ganz Entblößten betteln in den Speiſehäuſern, Krankenanſtalten und Kaſernen um Speiſeabfälle. Zumeiſt ohne Erfolg. Der Hunger zwingt die unglücklichen Stiefkinder des Schickſals, Mülleimer zu durchwühlen. Fiſchköpfe, Brotrinden, Knochen, kurzum alles, was zur Stillung des Hungers halbwegs geeignet iſt, wird eiligſt geſammelt und verſchlungen. Die Straßenhunde in Konſtantinopel können es nicht erbärmlicher haben. Das Elend der Slums der Großſtädte in Europa und Amerika iſt ſicherlich grauenhaft, aber es verblaßt, es ſcheint erträglich zu werden, wenn man durch die Tokioer Armenviertel wandert. Wer einen Ort eine Hölle für Proletarier taufen will, ſollte ſich erſt die Elendsſtätten Japans anſehen.

# Von der japanischen Arbeiterbewegung.

Um es gleich zu sagen: von einer Arbeiterbewegung habe ich im Reiche des Gottsohnes Mikado nichts gefunden. Überall habe ich danach geforscht: auf den Straßen, in den Fabriken, bei Arbeitern, Bekannten und Fabrikanten, immer ist mir mit Kopfschütteln oder luftigen Geschichten aus längst vergangenen Tagen geantwortet worden. Das kam mir sehr merkwürdig vor.

Über die japanische Arbeiterbewegung hatte ich schöne Berichte gelesen; durch die Arbeiterpresse Amerikas lief fast jede Woche ein Artikel über die Kämpfe der japanischen Gewerkschaften. Und an Ort und Stelle fand ich von alledem nichts, aber auch rein gar nichts! Über dieses Nichts wunderte ich mich nicht wenig, jedoch nur kurze Zeit. Je mehr ich die Verhältnisse des Feudalstaates von gestern kennen lernte, je weiter ich in seine Industrie eindrang, je schärfer ich die geistige Beschaffenheit des arbeitenden Volkes beobachtete, desto mehr wurde ich inne, daß es in Japan eine Arbeiterbewegung überhaupt noch nicht geben kann. Dort kann es wohl Strohfeuer geben, können Hungerausbrüche plötzlich entstehen, aber für eine klassenbewußte Bewegung des Proletariats fehlen noch so ziemlich alle Vorbedingungen.

Aber, höre ich sagen, wie konnten denn dann so ermutigende Berichte geschrieben werden? Diese Frage habe auch ich mir oft vorgelegt. Den Verfassern muß es schon bei der Darstellung der Industrieverhältnisse Japans so gegangen sein wie den Indianern am Mississippi bei der Beurteilung der Dampfboote. Wie diese die Stärke und Gefährlichkeit der Dampfer nach der Masse und Schwärze des Qualms schätzten, der dem Schlote entwich, so scheinen jene die Größe der japanischen Industrie nach der Menge und Beschaffenheit des Ausflusses der Fabrikschornsteine beurteilt zu haben. Hätten die Berichtschreiber die japanischen Fabriken mit den Augen des Fachmannes gesehen, wüßten sie, was für die Wettbewerbsfähigkeit einer Industrie nötig ist, ihre Artikel wären vielleicht ungeschrieben geblieben. Und wüßten sie, daß neben

qualmenden Fabrikſchornſteinen, ſchwarzem Elend und einer Million hungernder Induſtrieproletarier noch eine Anzahl Vorbedingungen erfüllt ſein müſſen, ehe es zu einer klaſſenbewußten Arbeiterbewegung kommen kann, ſo hätte ſie eine oberflächliche Betrachtung der japaniſchen Verhältniſſe gelehrt, daß heute eine ſozialiſtiſche und gewerkſchaftliche Organiſation in dem Aſiatenſtaat noch unmöglich iſt, es ſei denn, ſie ſei ein helles Wunder.

Ein in Europa als Sozialiſt wohlbekannter Japaner gab mir, als ich von ihm ſchied, unter anderm folgende Zeilen mit: „Es

Der japaniſche Sozialiſtenführer Katayama mit ſeiner Familie.

muß ſchon vor dem chineſiſch-japaniſchen Kriege in Japan einige Sozialiſten gegeben haben; aber eine wirkliche ſozialiſtiſche Bewegung in irgend einer Form gab es niemals vor Beendigung dieſes Krieges. Es war am 20. Mai 1901, als ſechs Sozialiſten eine ſozialiſtiſche Partei gründeten in der ſtillen Hoffnung, den Anſchluß der Gewerkſchaft der Lokomotivführer gleich nach der Gründung (der Partei) zu erleben.“ Aus dieſem Anſchluß wurde es aber nichts, weil von dieſer Gewerkſchaft bald nichts mehr da war.

Es wurde dann verſucht, die Arbeiterſchaft im allgemeinen für die neue Partei zu gewinnen. Auch ohne jeden Erfolg. Die

Kräfte der paar Leute mußten für die Erhaltung der Zeitung oder, wenn eine dahingefiecht, für die Schaffung einer neuen eingefetzt werden.

Sozialiftifche „Parteien" find oft gegründet worden. Beim Durchblättern der Zeitungen ftößt man wiederholt auf Mitteilungen, die eine neue „Partei" anzeigen. Das letzte (?) Mal wurde eine von zwei Mann (am 21. Dezember 1908) gegründet. Daß das Wort Partei in Japan einen weniger eindrucksvollen Sinn hat als anderswo, läßt fchon die Zahl der Gründer erkennen. Das nämliche gilt von den Kongreffen. Sieht man von den „Gründungskongreffen" ab, fo fanden im ganzen noch drei ftatt. Der erfte „Kongreß", der zur Zeit der Ausftellung in Ofaka (am 5. und 6. April 1903) tagte, war eine Veranftaltung für Werbezwecke. Als nächfter (?) „Kongreß" tagten 25 Mann in dem Zimmer des „radikalen" Genoffen N., um den Kameraden K. auszufchließen. Aus was K. ausgefchloffen wurde, wird leider nicht gefagt. Wenn ich die kraufen Berichte recht verftanden habe, dann hat auch die weniger „radikale" Seite einen „Kongreß" gegen die Ausfchließer abgehalten. Der Streit in der ein paar Köpfe zählenden „Partei" hatte einen „anarchiftifchen" und „fozialiftifchen" Flügel als Folge. Diefen Zuftand braucht niemand zu beweinen, denn die „Parteien" find ein zufälliges Zufammentreffen mehrer Leute, über deren politifche Meinung oder Berechtigung zur Teilnahme fich kein Menfch Sorgen macht. Das gleiche gilt von den Kongreffen. Hinter keinem ftand noch fteht eine Organifation, aus dem einfachen Grunde, weil es keine gibt.

Übrigens wird das Gefagte auch von dem erwähnten japanifchen Genoffen beftätigt: „Die Sozialiften diefes Landes haben keine Parteiorganifation, keine andere Verbindung, als es das (inzwifchen eingegangene Monats-) Blatt darftellt. Aber wir (müffen) haben eine lofe Organifation in Tokio, (denn) es gibt 170 Leute, die von der Polizei bei gewiffen Gelegenheiten überwacht werden. Jetzt haben wir eine gefchloffene Vereinigung von ein paar Sozialiften . . . In der nächften Zeit ift die Verbreitung von Flugblättern geplant."

Nun ift das Fehlen einer Organifation für die Stärke einer fozialiftifchen Bewegung allein nicht maßgebend. Die fozialiftifche Überzeugung hat Bindekraft genug, die Arbeiter, wenn äußere Umftände den feften Zufammenfchluß in eine Organifation verbieten, in eine Kampfgenoffenfchaft zu bringen und darin zu halten, jedoch dies nur dann, wenn die Glieder der Gemeinfchaft überzeugte, einheitlich denkende und ebenfo handelnde Genoffen find.

Aber wieviel Personen sind denn in Japan eigentlich überzeugte Sozialdemokraten?

Die Leute, die mir in Japan als Genossen vorgestellt wurden, sprachen viel krauses Zeug; sie hätten anderswo als Tolstoianer, Krapotkinisten, in Amerika als Single-Taxer (Anhänger Henry Georges) gelten können, aber nicht als Sozialdemokraten. Von einer sozialistischen Organisation wußte keiner etwas, noch kannte einer jemand, der einer wie immer gearteten angehört hatte.

Nun wird besonders viel über Gewerkschaften und Streiks in Japan berichtet. Nur zwei Berufsvereinigungen konnte ich nach langem Suchen finden. Seit Oktober 1908 gibt es in Tokio und seit 1911 in Jokohama je eine Gewerkschaft der Schriftsetzer der fremdsprachigen Zeitungen, die zusammen etwas über 300 Mitglieder haben sollen. Es ist dies der „erste erfolgreiche Versuch, eine Verständigung zwischen Arbeitern und Unternehmern herbeizuführen".

Im Jahre 1912 kam zwischen den organisierten Setzern und den Druckereibesitzern ein Abkommen zustande, wonach bloß Gewerkschaftsmitglieder eingestellt werden sollen und die Unternehmer versprechen, für jeden entlassenen Setzer, der bei ihnen mindestens 3 Jahre tätig war, einen Betrag von 20 Sen (= 40 Pf.) monatlich zu zahlen. Anderseits verspricht die Gewerkschaft, jeder neuen Setzerei für die erste Zeit genügend Leute zu besorgen.

Diese paar Sätze werden für den sozialistischen Gewerkschaftsmann zur Beurteilung des Geistes dieser beiden Vereinigungen genügen. Immerhin, sie können als Ansätze einer Gewerkschaftsbewegung betrachtet werden. Nun sollen noch vereinzelt berufliche Vereinigungen, wenn auch keine neuzeitlichen, bei den Bergleuten, Holzsägern usw. bestehen. Alle meine Bemühungen, etwas mehr als unbestimmte Redensarten über sie zu erhalten, waren erfolglos. Ist das wenige, was ich von ihnen erfahren habe, richtig, dann sind es liegengebliebene Eierschalen der feudalen Zunftzeit, die in der Hauptsache der Pflege des Kastengeistes zwischen Herren und Knechten dienen.

Sicherlich hat es nach dem Kriege mit China einige Gewerkschaften, oder was man in Japan so nennt, gegeben. Im Jahre 1897 kam unter Führung eines Sozialisten ein Zusammenschluß der Eisenarbeiter in Tokio, Jokohama und Jokosuka zustande. Er ging jedoch bald wieder in die Brüche, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein bißchen mehr Glück war der ein Jahr später sich bildenden Vereinigung der Führer und Heizer der Nipponbahn beschieden. Sie reichte gleich nach ihrer Gründung Forderungen

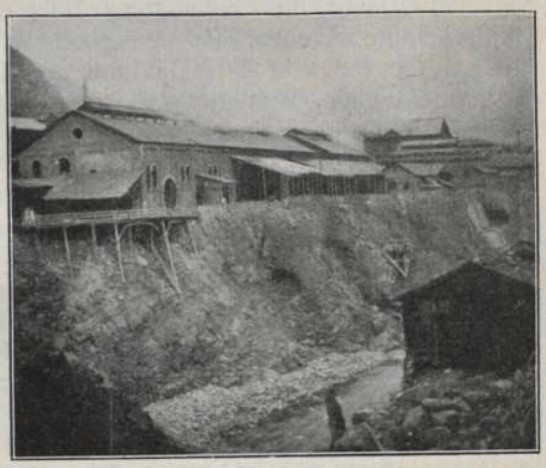
ein und erhielt sie teilweise bewilligt. Kurz danach ging die mit vielen Hoffnungen geborene Organisation den Weg alles Fleisches. Dessenungeachtet zählt sie heute noch zu dem ehernen Bestand der Berichte über die japanische Gewerkschaftsbewegung, und es werden ihr ein paarmal mehr Mitglieder angedichtet, als es jemals Heizer und Führer in ganz Japan gegeben hat. Unnötig zu sagen, daß sie niemals das war, was man in Europa eine klassenbewußte Gewerkschaft nennt.

In dem „großen Streikjahr" 1907, „besonders denkwürdig durch die über das ganze Land greifende Ausstandsbewegung", fanden 18 Streiks statt. Meistens wurde Lohnerhöhung gefordert. In zwei Fällen mit 900 Beteiligten konnte ein kleiner Erfolg gebucht werden. Ein besserer Ausgang war nicht zu erwarten, weil es überall an einer Organisation und Kasse gebrach.

Nachgerade alle Berichte über die Gewerkschaften in Japan knüpfen an die Bewegungen der Zeit kurz nach dem Kriege mit China an und leiten davon gute Aussichten ab. Die einen wie die andern beruhen auf nebelhaftem Grunde:

Der Friedensschluß mit China war ein neuer Zeitabschnitt für die Industrie des Landes der aufgehenden Sonne. Eine Gründerzeit brach an. Das Gold der Kriegsentschädigung floß schnell ins Volk. Sein Sieg hatte den kleinen braunen Mann in einen Freudenrausch gebracht und seinen ohnehin scheußlichen Nationalstolz noch mehr gebläht. Das Ziel seines Ehrgeizes, das England des Ostens zu werden, stand glänzender, lockender, leichter erreichbar denn je vor ihm. Der chinesische Goldstrom gestattete eine aussichtsreiche Verfolgung seiner Pläne. An die Verstärkung der Militärrüstung konnte mit größerem Eifer gegangen werden. Neue Fabriken wurden gebaut, alte vergrößert; die Staatskasse wirtschaftete aus dem Vollen, die Unternehmer buchten guten Gewinn. Hie und da fiel auch etwas für die Arbeiter ab, das heißt, sie erhielten einige Sen mehr Lohn, um sie bei der Arbeit zu halten. Der gute Geschäftsgang hieß Unternehmertum und Regierung die eiserne Faust hinter dem Rücken halten. Beide in goldiger Wonne, wie hätten sie da mürrisch sein können? Die Gründerzeit brachte mehr Arbeitsplätze; die Nachfrage nach „Händen" stieg. Die Gunst der Gelegenheit nahmen manche Belegschaften wahr. Sie forderten bessere Entlöhnung und erhielten sie mitunter auch. Mit der günstigen Gelegenheit stieg der Mut der Proletarier. Es kam — wie bei den Eisenarbeitern in Tokio, Jokohama und Jokosuka, dann bei den Maschinisten der Nipponbahn — zu mehr oder weniger losen Zusammenschlüssen.

Die Gründerzeit nahm jählings ein Ende. Damit war es mit dem freieren Luftzug für die Arbeiter vorbei. Viele Gründungen verkrachten, Arbeiterentlassungen mehrten sich und in noch viel höherem Maße die Rücksichtslosigkeit der Unternehmer und der Regierung gegen die Arbeiter. Die paar losen Vereinigungen der Ausgebeuteten waren schon vor dem ersten Windstoß zerfallen. Der vereinten Macht des Feindes gegenüber waren und sind die unorganisierten, mittellosen, ratlosen Proletarier vollständig machtlos. Sie beugen sich weiter dem Druck in der Ergebenheit, die ihrer Rasse eigen ist. Ist das Maß des Elendes voll, dann ist ein Hungerstreik da oder gar eine Empörung, wie in Aschio und Beschi, wo sich die Soldateska neuen Lorbeer holte.



Schmelzhütte in Aschio.

An dem trostlosen Stand der Dinge sind natürlich die paar Sozialisten unschuldig. Sie haben unmenschlich für ihre Überzeugung gearbeitet. Und selbst wenn sie die Anstrengungen vertausendfacht hätten, sie hätten nennenswerte Erfolge nicht erzielen können, weil im Reiche des Mikado die Vorbedingungen für eine klassenbewußte Arbeiterbewegung noch nicht erfüllt sind. Auf einer geistigen und wirtschaftlichen Grundlage, wie es das heutige Japan ist, kann wohl, wenn sonst die Umstände günstig sind, einmal ein rotes Strohfeuer auflodern, aber nicht der sozialistische Same fruchtbringend sprießen. Selbst wenn die Eigenschaften der breiten Volksmasse günstiger und auch der politische Boden dem proletarischen Fuß Halt und freie Bewegung gäbe, könnte eine klassenbewußte Bewegung heute nicht gedeihen, weil ihr Träger, das industrielle Proletariat, geistig wie zahlenmäßig noch zu unentwickelt ist. Ohne ein bis zu einem gewissen Grade entwickeltes Industrieproletariat aber ist eine klassenbewußte Arbeiterbewegung undenkbar. Wie steht es nun mit diesem?

In der japanischen Industrie sind insgesamt 1057351 Personen beschäftigt, und zwar in der eigentlichen Industrie 692221, im

Bergbau 235809 und in den Staatsbetrieben 129321. Nach einer amtlichen Ermittlung vom Jahre 1909, die sich auf die 10502 Betriebe mit über 10 Beschäftigten erstreckte, besteht die Arbeiterschaft aus 37 v. H. Männern und 73 v. H. Frauen. Für die Gesamtheit der Industrie wird der Anteil der Frauen etwa 65 v. H. sein. Die Arbeiterinnen scheiden für die Betrachtung über die Möglichkeit einer klassenbewußten Arbeiterbewegung von vornherein aus, selbst wenn sie alle erwachsen wären. Denn die japanische Frau von heute, deren Wille und Selbständigkeit durch eine jahrtausendlange Erziehung verkrüppelt, vernichtet worden sind, kann für eine proletarische Kampfgemeinschaft als fördernde Kraft nicht in Frage kommen. So bleiben noch etwa 350000 Männer. Davon sind mindestens 100000 Jugendliche, zumeist schulpflichtige Knaben, die hier ebenfalls ausgeschieden werden müssen. Der Rest von 250000 könnte nur als Träger der Bewegung in Frage kommen. Was aber will dieses Häuflein bedeuten gegenüber der Masse der Feinde, gegenüber den vielen Millionen stockkonservativer Bauern?

Aber die Schwäche der Industriearbeiterschaft vermehrt sich noch, wenn Gefühle und Geist betrachtet werden. Die Industriearbeiter lagen gestern noch auf der Scholle. Mit dem Wechsel des Arbeitsplatzes wechseln nicht gleich die Hirnzellen. Unterwürfigkeit, tiefe Achtung vor der Obrigkeit, Aberglaube und scheußlicher Mordspatriotismus beherrschen noch den Geist. Da, wo Einbildungskraft ist, träumt sie von Heldentaten und Waffenruhm. Die 40 Ronin (fahrende Ritter), die sich für ihren (Feudal-) Herrn ohne Zaudern den Bauch aufschlitzten, stehen tief im Volksgeist als lebensvolle Ideale patriotischer Tugend. Die Schulzeit ist gerade lang genug, die göttliche Abstammung des Mikado und das höchste Gebot, die Verehrung dieses Gottsohnes, einzuprägen sowie den Nationalstolz zu überzüchten. Derartig beschaffene Menschen sind unfähig, sozialistisch zu denken. Aus der Schule werden kaum Schriftzeichen genug mitgebracht für die alltäglichen Begriffe eines einfältigen Geistes, geschweige für rein gedankliche, die notwendig sind, den Sozialismus zu verstehen.

Neben der Schwierigkeit, sich der Masse geistig zu nähern, hat der sozialistische Werber noch in der Rücksichtslosigkeit der Polizei ein schweres Hindernis. Hätten die armen Teufel von Industriesklaven Mut, Geist und Kraft genug zu einem Versuch, gegen ihre Widersacher aufzubegehren, die Polizeifaust würde sie unbarmherzig zerschmettern. Die straff organisierte und dem Unternehmertum vollständig ergebene Polizei ist imstande, jede Regung

des Proletariats zu beobachten und, wenn nötig, zu unterdrücken. Der Arbeiter, der seinen Unterdrückern entgegenzutreten wagte, müßte Hungers sterben. Gegen eine reaktionäre Macht von diesem Schlage kann nur ein an Verstand, Kraft, Klassenbewußtsein und Zahl viel, viel stärkeres Proletariat erfolgreich ankämpfen.

Das Proletariat hat keinerlei politische Rechte. Ihm fehlt somit der äußere Antrieb zu politischem Denken wie auch die Gelegenheit der politischen Betätigung. Das Wahlrecht ist an die Zahlung einer direkten Steuer von 10 Jen (= 20 Mk.) gebunden. Daß herzlich wenig Arbeiter diese Bedingung erfüllen, läßt schon die geringe Zahl der Wahlberechtigten — 1908: 1582676 oder 32,93 auf das Tausend der Bevölkerung — erkennen. Auch wenn es gelänge, einen unabhängigen Arbeiterkandidaten aufzustellen, würde die Öffentlichkeit der Stimmenabgabe verhindern, daß er Stimmen sammelte.

Von den 379 Mitgliedern des Unterhauses gehören 209 der Seijukai (= Partei), 87 den Nationalisten, 52 dem Zentralklub an und 31 nennen sich unabhängig. Der Versuch, das Programm dieser Richtungen zu ergründen, führt zu keinem Ziel. Eine festumrissene Anschauung hat keine, noch ist bei ihren Angehörigen die Parteitreue sonderlich hoch entwickelt. Nebensächlichkeiten genügen zum Verlassen der Parteifahne. Die Stellung der Abgeordneten wird bestimmt durch Anhänglichkeit an einen Führer und dann vor allem durch die Vergünstigungen, die ihrer Person oder ihrem Wahlkreis gewährt oder doch versprochen werden. In der japanischen Presse sind die Berichte über die Gesinnungslumperei und Bestechlichkeit der Herren Volksvertreter zwar nicht mehr so häufig wie früher, aber deren Ruf läßt noch immer viel zu wünschen übrig.

Von einer solchen Volksvertretung sind natürlich arbeiterfreundliche Maßnahmen nicht zu erwarten. Zwar hat sie im März 1911 ein Fabrikgesetz zustande gebracht, das Arbeiterschutz enthalten soll. Worin der besteht, ist unerfindlich. Streng genommen ist das Parlament, selbst wenn es ehrlich wollte, auch gar nicht imstande, Nennenswertes für die Ausgebeuteten zu tun, da seine Machtbefugnisse beschränkt sind. Über ihm steht der „Rat der Alten", jenes aus drei bis fünf Günstlingen des Hofes gebildete, noch aus der verfassungslosen Feudalzeit stammende Kollegium, das in allen wichtigeren Staatsangelegenheiten das erste wie das letzte Wort redet. Diese feudale Sippe, die kein verfassungsrechtliches Dasein hat, ist niemand als dem Thron verantwortlich.

Nach alledem ist es einigermaßen begreiflich, warum es in dem asiatischen Staat keine Arbeiterbewegung gibt, noch eine geben kann. Die Frage nach der Beschaffenheit der proletarischen Kampfgenossenschaft ist hier die Frage nach dem Stand der Industrie. Von der Entwicklung dieser ist die der andern in erster Linie abhängig. Ohne Zweifel hat das wirtschaftliche Leben Japans einen tüchtigen Aufschwung genommen. Die Zahl der Fabriken ist von Null auf Tausende gestiegen, aus dem Häuflein Kleinhandwerker ist eine nach Hunderttausenden zählende Fabrikarbeiterschaft geworden und der Handel hat sich eine geachtete Stellung verschafft. Indes, Handel und Industrie, das wirtschaftliche Leben, ist noch im Anfang seiner Entwicklung, wie alle gesellschaftlichen Einrichtungen des neuen Staates überhaupt. Sie ist noch nicht weit genug gediehen, und die Zeit war noch zu kurz, ein Proletariat zu schaffen, wie es die klassenbewußte Arbeiterbewegung bedingt.

Das japanische Abgeordnetenhaus.

# Zwiſchen Oſaka und Nagaſaki.

Da es zwiſchen Oſaka und Nagaſaki beſondere Gelegenheiten zum Erforſchen der Induſtrieverhältniſſe nicht gab, konnte ich auf dem Wege den Neigungen des proletariſchen Weltbummlers folgen. Ein paar Stunden fuhr ich mit der Bahn, ein paar Tage wanderte ich landeinwärts, durch niedliche Dörfer und prächtige Landſchaften. Die bewegteſten und luſtigſten Viertelſtunden waren immer die zwiſchen der Ankunft in einem Ort und dem Schlafengehen.

Die japaniſchen Bauern müſſen eine eigene Art drahtloſer Telegraphie haben, denn wo ich auch hinkam, erwartete mich die Ortsbevölkerung an den erſten Häuſern oder kam mir entgegengelaufen. Somit wußte ſie ſchon von der Ankunft des Fremdlings. Ich wurde mit artigem Gemurmel begrüßt. Hie und da traten Männer ganz dicht an mich heran, um ihren Körperwuchs mit meinem zu vergleichen. Nachdem die Förmlichkeiten des Empfanges erledigt waren, ging's gemeinſam ins Dorf. Die Frauen mit den Kindern auf dem Rücken ſtelzten hinterher, die Männer hielten ſich zu beiden Seiten, die Jugend rannte voraus. Die Leutchen wußten, was ich brauchte. Dort, wo die Vorläufer halt machten, war beſtimmt die Herberge, und ſicherlich nicht die ſchlechteſte des Ortes. Der Wirt zeigte ſich unterrichtet. Er empfing mich mit ſeiner Hausgenoſſenſchaft knieend an der Türöffnung. Die Frauen waren mir beim Abziehen der Schuhe behilflich. Dann machten ſie ſich an die Zubereitung des Abendmahles, währenddeſſen führte mich der Herr ins Bad. Selbſtverſtändlich hielt die Ortsbevölkerung draußen treu Wacht. Was nicht mit ins Badezimmer konnte, lugte durch die Löcher der Papierſcheiben. Daß die japaniſchen Frauen nur ein wenig neugieriger ſind als die europäiſchen, iſt wohl ſchon weiter oben geſagt worden.

Europäiſche Speiſen zu fordern, wäre zwecklos geweſen. Manchmal waren Eier zu erlangen, Zucker und Büchſenmilch trug ich bei mir; Meſſer und Gabel zu ſuchen, war nicht notwendig, weil ich das eine in der Taſche, die andere am Knopfloch ſtecken hatte.

Nach dem Abendbrot wurden Türen und Wände zugeschoben, was die noch immer draußen harrende Dorfgenossenschaft ganz richtig als Einladung zum Heimgehen deutete. Die Frauen des Hauses breiteten die Schlafdecke aus, knieten dann nieder, um mir gute Nacht zu wünschen. Lächelnd schlüpften sie hinaus und schlossen die Schiebetür. Endlich allein — mit vielen Zwicktieren. Am andern Morgen geleiteten mich die lieben Menschen bis ans Ende des Dorfes.

Mit jedem Streifzug lernte ich das naturprächtige Inselreich und seine gastfreundlichen Bewohner besser kennen, wurde ich mehr und mehr inne, daß auch dieses Volkes Sitten und Einrichtungen nicht unvorteilhafter sind als die anderer Völker, sondern bloß anders. Man muß nur streben, sie zu verstehen, und man wird sie wertschätzen lernen.

Gastfreundschaft wie Freigebigkeit habe ich bei den unteren Volksschichten Japans allenthalben gefunden. In kleinen Häusern wohnen große Menschen! Ihre schönen Tugenden betätigten die Eingeborenen auch im Eisenbahnzug. In der ersten Wagenklasse zu reisen, die von Europäern benützt wird, oder in der zweiten, die wohlhabende Japaner und Offiziere wählen, ließ mein Forscherdrang nur selten zu. Ich fühlte mich in der dritten Klasse gut aufgehoben und das Reisen darin sehr kurzweilig. Von Belästigungen oder weißenfeindlichen Handlungen war nichts zu merken. Die Verfasser von Reisehandbüchern mögen davon Kenntnis nehmen. Kaum hatte ich mich auf die Bänkchen gesetzt, die einen glauben machen, man sei ins Kinderabteil geraten, fühlte ich alle Blicke auf mich gerichtet. Ijin! Ijin! schienen alle Lippen zu flüstern. Wie der Riese im Reiche der Liliputaner kam ich mir vor, wenn die kleinen Kerle heraufangten, um meiner Pfeife Feuer zu geben.

So leidenschaftlich wie im Haus, rauchen die Japaner, Männer und Frauen, auch im Eisenbahnzug. Die metallenen Pfeifen tragen sie am Gurt in einer langen schmalen Tasche, die schon mancher Fremde für eine Säbel- oder Dolchscheide gehalten hat. Kaum haben sie die Unterbeine unter ihr Sitzteil gelegt, stopfen sie das rötlichem Pferdehaar gleichende Unkraut in die winzigen Köpfchen, ziehen drei-, vier-, fünfmal den beißenden Qualm durch die Lungen, klopfen es aus und stopfen es gleich wieder. Eine ganz angenehme Kurzweil auf der Reise.

Die Bahnangestellten wie die schlichten Reisenden lassen es an Zuvorkommenheit nicht fehlen. Die Wagen sind zwar immer gesteckt voll, aber ein Plätzchen wird dem Fremdling gleich gemacht. Noch ehe der Rauchkloben qualmfertig ist, werden einem auch schon von rechts und links Streichhölzer angeboten; wischt man

fich den Schweiß ab, fühlt man kühle Luft vom Fächer der Nachbarn kommen; wirft man fragende Blicke auf die draußen am Wagenfenfter vorbeiziehende Welt, verfuchen die Reifegefährten durch Laute und Gebärden Auskunft zu geben. Ift gar einer vorhanden, der einige Worte einer europäifchen Sprache fein eigen nennt, hat man einen unermüdlichen Auskunftgeber und einen noch viel unermüdlicheren Frager an der Seite. Er erbietet fich fofort, den Führer, ganz gleich wohin und wofür, zu machen. Eine folch prächtige Gelegenheit, die Kenntniffe zu erweitern und den Landsleuten kundzutun, welch mächtiger Sprachgelehrter man ift, kommt nicht alle Tage.

Japanifcher Dorfplatz.

Die Anbahnung der Bekanntfchaft gefchieht nach den Regeln des Gentleman. Das braune Herrchen entnimmt einem forgfältig gefalteten Lappen, den er zwifchen Bruftfell und Kimono verftaut trägt, ein zierliches Kärtchen, malt in lateinifchen Buchftaben feinen Namen drauf und überreicht es mit artiger Verbeugung. Der Austaufch der Karten ift kaum gefchehen, rollt auch fchon ein Sturzbach von Fragen heran: Wie alt find Sie? — Wie gefällt Ihnen Japan? — Wieviel Jungen haben Sie? — Wo ift Ihr Vater? — Lebt Ihre Frau noch? — Auf die letzte Frage antwortete ich einmal: „Meine Frau? längft tot!“ Flugs berichtete der neue Bekannte der um uns ftehenden Reifegefellfchaft in Engliſch, obwohl es ficherlich kein anderer der Reifenden verftand: „His wife fleeps down

ſtairs!“ („Seine Frau ſchläft unten, an der Treppe!“) Dieſen betrübenden Fall nahmen ſich die braunen Gefährten mehr zu Herzen als ich ſelbſt. Ihr Mundwerk verzog ſich, als ob ein Liter Eſſig durchgegangen wäre; ihre Geſichter nahmen den Ausdruck des tiefſten Bedauerns an, dann biſſen ſie ſich auf den linken Zeigefinger und ſchnalzten dabei ein wenig mit der Zunge, was wie ein ſtarker Seufzer klang. Gleich danach ſchlug die Traurigkeit in ruhige Heiterkeit um. Offenbar ſtrebten ſie, meine Gedanken ſo ſchicklich, wie es die Traurigkeit eines ſolchen Falles erheiſcht, von dem unglücklichen Schickſal meiner Frau abzulenken. Ich dankte mit Verneigungen für ihr Beileid.

Die Liebenswürdigkeit der ſchlichten Eingeborenen hatte mich vergeſſen laſſen, daß ich in einem aſiatiſchen Polizeiſtaat war. In Schimonoſeki wurde ich wieder unſanft daran erinnert. Auf dem Wege vom Zug zum Fährboot, das mich über die Meeresenge nach Modſchi bringen ſollte, folgte mir eine in ein europäiſches Gewand gehängte Geſtalt. Kaum im Boot, kam ſie näher und raunte mir fragend in ſchlechter engliſcher Ausſprache meinen Namen zu. Woher wußte der Kerl, wie ich hieß? Nun erſt nahm ich ihn aufs Korn. Er wiederholte die Frage. Ich bedeutete ihn, ſich rückwärts zu drücken. Statt deſſen ſtellte er ſich hinter meinem Sitz auf. In Modſchi geſellte ſich noch ein anderer in japaniſcher Tracht zu ihm. Bei der Beſichtigung der Kohlenverladeſtelle — die größte im fernen Oſten; 20000 Kulis ſind dort beſchäftigt — folgten die beiden Schatten; beim Einkauf von Poſtkarten ſtanden ſie dicht dabei, dem Verkäufer unverſtändliche Worte zumurmelnd; beim Eintritt in ein Gaſthaus benachrichtigten ſie den Beſitzer. Dieſer kam mit dem Fremdenbuch an und fragte: „Wie heißen Sie?“

„Ich habe ein Frühſtück beſtellt!“ bedeutete ich dem Frager.

„Wie iſt Ihr Name?“ wiederholte er.

„Ich möchte das Bad bald haben.“

„Wohin reiſen Sie?“ — Da er mir das Fremdenbuch immer wieder in die Hand drängen wollte, feuerte ich's durchs Fenſter. Draußen hob es einer von den Polizeihunden auf. Hier war kein Bleiben mehr. So ſteuerte ich denn dem Bahnhof zu. Wo ich auch anhielt, ſprachen die Verfolger befehlend auf die Leute ein. Am Bahnhof dasſelbe Spiel. Der Beamte fragt, wie ich heiße, wohin ich gehe uſw., und er ſcheint die Beförderung meines Gepäcks von der Beantwortung der Fragen abhängig machen zu wollen. Das fehlte noch. Ich mache Anſtalt, mich mit ihm im Boxen zu üben. Erſt dadurch wird er zur Annahme des Gepäcks geneigt.

Einen Polizisten im Rücken, einen auf der andern Seite des Gleises, stelzte ich den Zug entlang. Wenn ich jetzt einen von den Esels gehabt hätte, die über japanische Freiheit schwafeln, ich hätte ihm, beim Teufel, die Gurgel zugedrückt. Nun sollte ich in einer solchen Begleitung vielleicht gar noch die neun Stunden bis Nagasaki fahren! Ich laufe die Wagenreihe entlang, Auslug nach einem Reisegefährten, nach einem Kulturmenschen haltend. Traue ich meinen Augen? Wahrhaftig, dort sitzt einer! Ich stürme in den Wagen, beutele in freudiger Entzückung über den Fund den Reisenden an beiden Schultern, daß sein Zopf nur so herumfliegt: „Chinamann! Kulturmensch! wie kommst du hierher?" Von dem Schreck über den plötzlichen Überfall erholte er sich gleich wieder. Freundlich lacht das offene Gesicht: „Jiuh America?" Wahrhaftig, er spricht sogar englisch. Das hatte er in St. Franzisko gelernt. Aus seinen weiten Hosen zieht er Feuerzeug, dann Zigaretten und bietet mir beides an. Ich glaubte es seiner Freundlichkeit schuldig zu sein, das Angebot nicht ausschlagen zu dürfen. Gleiches mit Gleichem vergeltend, kaufte ich ihm auf einer Haltestelle ein Kistchen mit Reis. Er schob es heimlich die Bank hinunter. Ich händigte es ihm wieder ein. Er schüttelte den Kopf: „Nihon meschi no gutt!" Was, den Reis der kaiserlich japanischen Bahnverwaltung verschmähte der Sohn des Reiches der Mitte! Mußte der verwöhnt sein! Oder hatte er, wie ich, schlechte Erfahrung mit dem Futter gemacht? Womöglich ein Leidenskollege. In Tosu trennte sich der Freund einiger Stunden von mir. Noch lange blickte ich der zutraulich grinsenden Gestalt nach.

*

Endlich in Nagasaki! Sein Hafen war in der Feudalzeit der einzige, und oft und lange Zeit ein schwer gangbarer Engpaß für die westliche Zivilisation. Heute reitet sie mächtiger denn je auf Ozeandampfern durch ihn hinein ins Mikadoreich. Ganz natürlich, daß hier das alte und das neue Zeitalter eng zusammengedrängt sind. Lebt in den schmalen Gäßchen und kleinen Häusern Nagasakis ein gutes Stück des feudalen Zeitalters sein Leben noch gemächlich weiter, so hämmert und poltert das industrielle Zeitalter jenseits des schmalen Hafenwassers um so lauter. Dem Städtchen gegenüber liegt die größte Schiffswerft des Landes, wo der braune Techniker eifrig bemüht ist, es seinen Lehrmeistern gleichzutun, wenn sie nicht gar zu übertreffen.

Bis zur Abfahrt blieben noch zehn Tage, die zur Besichtigung der Kohlenbergwerke auf Takaschima und der Werft als auch für die

Durchſtreifung der Landſchaft mit der Kamera verwendet werden ſollten. Mit dem Photographieren wurde es leider nichts. Die Polizei lugt ſcharf nach Leuten mit Knipsmaſchinen. Das Photographieren iſt der Feſtungswerke halber ſtreng unterſagt. Der Platzkommandant ſoll hie und da eine Ausnahme geſtatten. Mein Mittelsmann lief zwei Nachmittage zwiſchen Kommandantur und Polizeihauptmannſchaft hin und her, ohne die Erlaubnis zu erhalten. Wo ich mich auch mit der Kamera ſehen ließ, folgte ein Poliziſt auf Schritt und Tritt.

Von dem Beſuch der Kohleninſeln iſt ſchon weiter oben berichtet worden. So freundlich wie auf Takaſchima ſollte ich auf der Schiffswerft nicht aufgenommen werden. Von allen Seiten war mir verſichert worden, der Beſuch der Werft werde niemand geſtattet. Unangenehm zu hören, daß gerade das größte Werk japaniſcher Ingenieurkunſt, von wo die ſchönen Drei-Schraubendampfer kommen, nicht beſichtigt werden dürfe. Ein Schlauberger von einem Amerikaner riet, mir von dem deutſchen Konſul ein Empfehlungsſchreiben geben zu laſſen, das mir die Werfttore ſicher öffnen werde. Dieſer Rat verlangte reifliche Überlegung.

Wo immer ich im Ausland mit Amtsvertretern des lieben Vaterlandes zu tun gehabt hatte, war ich an garſtigen Erfahrungen reicher geworden. Die Herren verlangten fürs erſte Ausweispapiere, ſtellten viele Fragen über das Woher, Wohin, Weshalb, worauf es dann Redensarten, hochmütig und dämlich zugleich, oder barſche Abweiſungen gab. Das hatte bei mir den Grundſatz befeſtigt: Lieber zu wildfremden Menſchen als zu einem Vertreter des teuren Vaterlandes. Wenn ich wieder einmal Auskunft benötigte, ging ich lieber zu einem amerikaniſchen oder engliſchen Konſul. Sie haben mich ſtets freundlich empfangen und faſt immer zuverläſſig beraten, was mich erſt die Größe des Vertrauens hat begreifen laſſen, das ſie genießen. Der engliſche oder amerikaniſche Arbeiter ſieht und findet in ſeinem Konſul den Vertreter ſeines Volkes, den helfenden Landsmann und Freund; der deutſche Arbeiter ſieht und findet in ſeinem Konſul den Vertreter der hohen Obrigkeit, den Poliziſten. Die Folgen dieſes Zuſtandes ſind in den Schilderungen des Niederganges des Deutſchtums im Auslande nachzuleſen. In Nagaſaki verſcheuchte ſchließlich der Forſcherdrang die Bedenken; ich wurde einig mit mir, dem jahrelangen Grundſatz einmal zuwider zu handeln. Es brauchten ja nicht alle deutſchen Konſuln gleich zu ſein, und wenn doch, ſo war es hier auch nicht ſchlimm; was mich früher elend ärgerte, konnte mich jetzt nur noch heiter ſtimmen.

So ging ich denn in das ſchöne Haus am Hafenwaſſer, auf deſſen Dach die deutſche Flagge weht. Ein wie ein preußiſcher Feldwebel geformter Herr führte mich ins Allerheiligſte des Konſulats. Hier ladete mich ein vornehmer Mann freundlich ein, Platz zu nehmen. Mein Anliegen war bald vorgetragen. Der Herr Konſul bedauerte aufrichtig, mir nicht helfen zu können. Ein Empfehlungsſchreiben von ihm ſei ſchlimmer als nutzlos. Er möchte ſelbſt gerne Näheres über den Werftbetrieb erfahren, die Herren ſeien aber ſehr mißtrauiſch, glaubten Geheimniſſe beſchützen zu müſſen und ließen ſelten einen Fremden hinein; ich möge nur hinüberfahren, zwecklos ſei es jedenfalls.

Spornſtreichs ging ich hinunter ans Waſſer und ſegelte hinüber. Drüben kam gleich ein uniformierter Menſch herbeigeſauſt und fragte, wohin ich wolle. Na, zum Direktor natürlich. Was ich mit ihm zu tun habe? Wichtige Geſchäfte zu beſprechen. Nun zeigte ſich der Burſche dienſteifrig. Er führte mich in ein ſchönes, ganz neuzeitlich eingerichtetes Gebäude. Bald ſtanden wir dem Direktor gegenüber. Er ſteckte in einem langen Gehrock; ſein Geſicht kalt wie Eis. Von meinem Begleiter erfuhr er, weswegen ich da ſei. Ein Kanzleidiener brachte einen Seſſel ſowie ein Kännchen Tee. Der Direktor legte die Feder beiſeite. Langſam, jedes Wort betonend, begann der alte Herr, mir zugewendet: „So, wegen Geſchäften kommen Sie zu mir?“

„Geſchäfte? Das iſt wohl nicht das richtige Wort.“

„Keine Geſchäfte! Was iſt's denn ſonſt?“

„Ich will um die Erlaubnis zum Beſuch Ihrer Werft bitten.“

„Was? Werft beſichtigen? Dagegen haben wir ſtrenge Regeln. Sie ſind doch Militär?“

„Ganz und gar nicht.“

„Jedenfalls mit dem Schiffsbetrieb in Verbindung?“

„Nicht im geringſten.“

„Sie kommen von Europa?“

„Nein, von Amerika, von St. Franzisko. Dort ſehen wir jede Woche Ihre ſchönſten Schiffe, nun will ich mich auch einmal überzeugen, ob ſie wirklich hier gebaut werden.“

„Well....“ — Der eiskalte Direktor betrachtete mich lange, lange und ſcharf von oben bis unten — „well, ich werde eine Ausnahme machen; ein Beamter wird Sie begleiten, aber die Kamera müſſen Sie hier laſſen.“

„Schade, ſchade. Wenn ich keine Photographie mitbringe, glaubt mir in St. Franzisko kein Menſch, daß die Drei-Schraubendampfer hier gebaut werden.“

„Well, Sie können soviel Bilder als Sie wünschen von mir haben."

Ein Beamter erschien auf den ersten Klingelton und stellte sich in demütiger Haltung vor den Direktor. Dieser gab ihm einige Weisungen in Japanisch, worauf wir uns zweisam trollten. Etwas Neues habe ich auf dem zweistündigen Marsch nicht gesehen, weder in der technischen Einrichtung noch in der Arbeitsweise. Zweimal winkte mein Begleiter ab, als ich eine Werkstatt betreten wollte. Ob darin die Betriebsgeheimnisse verborgen wurden? Was mich vor allem interessierte, waren die Löhne und sonstigen Arbeitsbedingungen der Werft. Und hierüber konnte ich nichts erfahren, da der mitgegebene Mann keine zehn Worte Englisch sprach. Nach Beendigung des Rundganges brachte mich mein Begleiter wieder zum Direktor, der mir ein paar schöne Bilder von den Betriebsanlagen einhändigte.

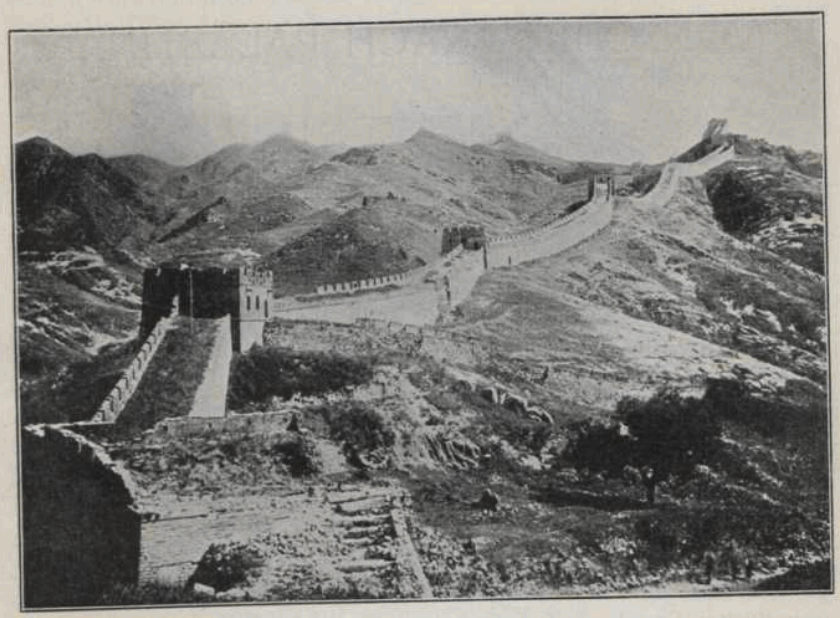
*

Im Nagasakier Hafen liefen tagtäglich große Dampfer ein und aus. Ganz gleich unter welcher Flagge sie segelten, sie wurden alle bestiegen, um ihnen soviel wie möglich von ihrem Kargo an Speisen, Getränken und Zigarren abzunehmen. Drei englische Kriegsschiffe schwersten Kalibers schaukelten tagelang im Hafenwasser. Ihre Besatzung schwankte in den engen Gassen herum und brüllte patriotische Lieder mit einer Begeisterung, die nur die Whiskyflasche liefern kann. Die englischen Schwimmfelsen mußten natürlich ebenfalls bestiegen werden. Von Offizieren wie Mannschaft bin ich aufgenommen worden, wie es ein Gentleman erwartet. Gar manches Glas ist auf das Wohl der Flotte der britischen Majestät geleert worden. Hoffentlich ist dadurch der Vorsprung, den die englische Kriegsmarine der deutschen gegenüber hat, nicht allzusehr gefördert worden.

Die europäischen Hotels in Nagasaki füllten sich langsam mit weißen Gästen. Jeder Eisenbahnzug brachte frischen Zuwachs. Die Ankömmlinge hatten sich viel über Japan zu erzählen. Die meisten waren von der Reise enttäuscht. Mit Europa oder Amerika könne sich das Land der aufgehenden Sonne natürlich nicht messen. Um zu dieser Weisheit zu kommen, hatten die guten Leutchen die lange Fahrt übers Meer gewagt. Alle sehnten den German Mail (deutschen Postdampfer) herbei, worauf sie angenehme Stunden zu verleben hofften. Er ließ nicht lange auf sich warten. Eines Morgens schaukelte ein Dampfer, einem weißen Schwane gleich, im Hafenwasser; an seinem Heck säuselte die schwarz-weiß-rote Flagge. Ganz unbemerkt

war er durch das Felſentor geſchwommen. Von Bord klangen vertraute Töne herüber. Die Schiffsmuſikanten ſpielten ein luſtiges Lied nach dem andern. Herrgott, wie dieſe alten deutſchen Weiſen die Bruſt bewegten!

Für mich gab's kein Halten mehr. Das Felleiſen war bald geſchnallt. Haſtig eilte ich dem Hafen zu. Zwei Sampanleute ruderten mich an Bord. Endlich wieder deutſchen Boden unter den Füßen!



Die chineſiſche Mauer.

Und doch — als ſich das Schiff in Bewegung ſetzte, wurde es mir wehmütig ums Herz. Jetzt begann ich eigentlich erſt zu fühlen, wie ſehr ich das Land der aufgehenden Sonne liebgewonnen hatte. Wäre ich noch länger darin geblieben, wahrlich, ich hätte nicht umhin können zu verſuchen, Lafcadio Hearn ins Handwerk zu pfuſchen.

Das Inſelreich war bald im Hintergrund untergetaucht. Das Spähen nach rückwärts hatte keinen Zweck mehr. Jetzt galt's vorwärts zu ſchau'n, China entgegen.

VIERTER TEIL

# VON CHINA NACH PALÄSTINA.

## Schanghai.

Nach anderthalbtägiger, etwas bewegter Fahrt hielt die Tipsqueeze in ſchmutzig gelbem Waſſer. Wir lagen vor der Mündung des Wuſung, hart an der chineſiſchen Küſte. Das Schiff fuhr nicht hinauf nach Schanghai, ſondern nahm ſeine Ladung draußen im Meer ein. Ein kleiner Dampfer ſollte uns den Wuſung hinauf, in die Stadt bringen. Vor uns lag die Küſte, flach und kahl, vom Fluß in zwei Teile geſpalten. Das Land ſchien wie ausgeſtorben. Außer ein paar elenden Hütten war nichts zu ſehen. Deſto lebhafter ging's auf dem Waſſer zu. Je weiter wir ſtromaufwärts kamen, deſto ſtärker war der Fluß mit Booten gefüllt. Alle hatten einen großen, mit allerhand Lumpenfetzen ausgebeſſerten Segel. Auf dem engen Deck der Boote drängten ſich Männer, Frauen und oft viele Kinder. Die Großen handhabten Segel und Ruder oder fiſchten mit langen Stöcken nach Gegenſtänden, nach Flaſchen, Brettſtückchen, Lumpen, kurz nach allem, was im Waſſer ſchwamm; die Kleinen ſaßen auf einem Haufen beiſammen und gafften unausgeſetzt hinüber nach dem großen Schiff mit den vielen fremden Menſchen.

Die Boote ıind hochwandig, dickbauchig, kurz chineſiſch geformt. Alle haben vorn an jeder Bordwand ein gemaltes Auge. Viele Zopfträger halten dieſe Augen für unbedingt notwendig; wenn ſie ſie nicht am Bug oder am Radkaſten ſehen, fahren ſie nicht mit. Sie glauben, gute Gründe für ihr Tun zu haben:

Suppoſe no got eye, how can ſee?
No can ſee, how can ſavey?
No can ſavey, how can walkee?

Die Drolligkeit dieſes in Pidſchin-Engliſch ausgedrückten Unſinns iſt unüberſetzbar. Frei übertragen lautet der Vers etwa:

Geſetzt, du deine Augen miſſen,
Wie kann gucken? wie kann wiſſen,
Weg bei Tag und Finſterniſſen?

Um den Weg zu finden, muß der Menſch ſehen können; zum Sehen ſind natürlich Augen nötig. Wie der Menſch, ſo muß eben auch das Boot Augen haben. Ob dieſe nun wirkliche oder gläſerne oder bloß gemalte ſind, hat nach chineſiſcher Anſicht wenig zu ſagen, Hauptſache iſt, daß Augen da ſind. Der Meergott, der nicht bloß über das Gelingen der Fahrt, ſondern auch über die Ausrüſtung des Fahrzeuges wacht, beſteht auf das Vorhandenſein von Augen. Da nach der Meinung der Chineſen die Götter etwas alt und ſchwachſinnig ſind, glauben ſie ihnen ein Schnippchen ſchlagen zu können: Wie der Kriegsgott mit hölzernen und gemalten Kanonen getäuſcht wird, ſo der Meergott mit gemalten Augen.

Kinder auf chineſiſchem Hausboot.

*

Schanghai wurde im Jahre 1842 von den Engländern erobert. Im Laufe der Jahrzehnte iſt es zum größten Handelsplatz Oſtaſiens und zur berühmten „Muſterkolonie“ der Weißen in China geworden. Politiſch wie techniſch iſt die Gemeinde auf der Höhe der Zeit. Sie ſteht unter der Oberhoheit der vierzehn Vertragsmächte. Der Landungsbrücke gegenüber liegt die internationale „Konzeſſion“, links davon die kleine franzöſiſche und rechts, jenſeits eines Waſſergrabens, die amerikaniſche. In dieſer liegen die Fabriken, Werften und Docks. Die Gemeinde hat Waſſerleitung, Gas, elektriſches Licht ſowie elektriſche Straßenbahn. Die Einwohnerzahl wird auf eine Million geſchätzt, wovon in dem europäiſchen Teil 10000 Weiße und 100000 Chineſen wohnen ſollen.

Wir wurden am Bund gelandet. Die prächtige Uferstraße Schanghais war an diesem Herbstnachmittag auffallend stark belebt. Blendend weiß gekleidete Europäer wandelten in großer Zahl auf und nieder; fein aufgeputzte Damen schoben sich von einem Schaufenster zum andern. Die eine Häuserreihe des Bundes bilden hohe Steinbauten von ganz europäischem Aussehen. Ihre Inschriften lassen erkennen, daß sich hier die Vertretungen europäischer und amerikanischer Unternehmungen sowie der Regierungen befinden. Man könnte meinen, auf den Pariser Boulevards oder am Strande einer westlichen Seestadt zu sein, wenn nicht jede Sekunde daran erinnerte, daß man im fernen Osten, in China ist: Zwischen sonntäglich gewandeten Weißen gehen Zopfträger einher, mit langem Kaftan oder weißer Jacke, schwarzer Hose und Filzsocken bekleidet; barfüßige, in Fetzen gehüllte Chinesenfrauen sind nicht selten. Auf dem Fahrdamm schiebt der bezopfte Eingeborene gemächlich seinen altmodischen, mit Waren und Menschen bepackten Schubkarren; an ihm vorbei springen lange Reihen halbnackter Kulis mit der Rikscha, die ihrerseits wieder überholt werden von den mit Rossen bespannten Kutschen der Europäer. Die Seitenstraßen des Bundes könnten nach Bau und Anstrich noch als europäisch gelten, wenn nicht die langen, schmalen Schilder mit den rätselhaften Schriftzeichen, die Fremdartigkeit der dort aufgespeicherten Waren als auch die dort hausenden Menschen zeigten, daß hier das eigentliche China, wenn auch europäisch poliert, schon begonnen hat.

Auf allen Wegen gehen, oder richtiger stehen uniformierte Gestalten herum. Ihr braunes Gesicht umrahmt ein schwarzer Bart, der mitunter in Stränge gedreht ist. Von Menschen und Getöse scheinen sie nicht berührt zu werden. Mitten im Straßengetümmel bleiben sie regungslos wie Buddhastatuen. Ob sich Gedanken in ihrem Schädel kreuzen, welche Zunge sie reden, mag der Himmel wissen. Eine Anrede bringt sie nicht aus ihrer Schweigsamkeit. Auf die Frage nach einer Straße antworten sie mit einer lässigen Handbewegung nach einer Richtung. Diese sonderbaren Gesellen stammen aus Indien. Die britische Regierung hat sie ausbilden lassen und verwendet sie als Polizisten in ihren Besitzungen. Sie erfreuen sich eines guten Rufes; über ihre Brauchbarkeit als Ordnungswächter hört man viel Lob.

Der zu Fuß gehende Weiße wird auch hier von Rikschaleuten unausgesetzt angerufen. Am Landungssteg kamen gleich 20 von diesen verwetterten Gesellen auf einmal angestürzt, um mich mit ihrem „Mannkraftwagen" herumzukarren. Ich nannte einem ein

Hotel im französischen Viertel. Beim Einsteigen in das Wägelchen raunte er mir zu: „Nicht weiß, ich ander Haus, gutt Platz, süße Mädel." Der alte Kniff! Erst als ich Anstalt machte, ihn stehen zu lassen, erinnerte er sich plötzlich des genannten Hauses. In drei Minuten ward ich hingekarrt. Beim Eintritt in das Hotel tönten mir bekannte Stimmen entgegen. Die Rufer waren zwei französische Herren, die ich zuerst in Kioto bei der Besichtigung der Kaiserschlösser und dann wieder in Nagasaki gesehen hatte. Sie segelten wie ich mit dem deutschen Postdampfer. Der eine der Brüder ist ein großer Geigenkünstler vor dem Herrn, der andere verzapft Recht und Paragraphen an der Universität des Herault-Departements. Wir beschlossen, Stadt und Umgebung gemeinsam zu durchstreifen. Da das Schiff bloß einige Tage blieb, mußte die Zeit sorgfältig eingeteilt werden, sollten die bescheidensten Wünsche nicht unerfüllt bleiben. Ein Plan für die paar Tage war bald entworfen.

*

Acht Kilometer westlich von Schanghai liegt das berühmte Jesuitenkloster Sikawai mit der Wetterwarte, womit ein von Nonnen geleitetes Waisenhaus für chinesische Mädchen verbunden ist. Der Weg dorthin kann zum besten Teil mit der Straßenbahn zurückgelegt werden. Die Bahn gehört einer französischen Gesellschaft. Das untere Personal besteht aus Chinesen. Man muß unwillkürlich lächeln über die zopftragenden Führer und Schaffner. Unser Schaffner hatte sein Zopfende vorsorglich an der Geldtasche befestigt. Ob er das getan, um Schabernack mit seinem Haarstrang zu verhindern oder um den Geldbeutel für alle Möglichkeiten angefeilt zu haben? Unterwegs stieg ein mit Tropenhelm bedachter Herr ein, der uns in schönstem Französisch die Fahrkarten zwecks Besichtigung abverlangte. Er war sehr erfreut, drei Landsleute zu treffen. Der neue Bekannte fuhr mit bis zu unserer Absteige, um uns den Weg zu der großen Niederlassung der Jesuiten zu zeigen.

Ein Klosterbruder hieß uns freundlich willkommen. Er erzählte, die Anstalt, die im 17. Jahrhundert gegründet worden sei, sammle ausgesetzte und Waisenkinder, taufe sie, erziehe sie in christlicher Demut und lerne ihnen ein Handwerk. Dadurch fühlten sich die Zöglinge verpflichtet — eigentlich sind sie gezwungen, zeitlebens — im und für das Kloster zu arbeiten. Es sind Werkstätten für Holzschnitzerei, Buchdruck sowie Buchbinderei vorhanden. Es werden Gebetbücher und Kirchenfiguren angefertigt. In Belgien wird eine derartige Anstalt fabrique d'église, das ist Kirchenfabrik, genannt. Im Vorratsraum standen Jesus, die heilige Jungfrau, ihr

Ehemann, viele Propheten und noch mehr Heilige in mannigfaltiger Ausführung ausgeftellt. Prächtige Stücke waren darunter. Nach dem Bericht unferes Führers liefert die Anftalt für alle Kirchen auf dem Erdenrund Schnitzereien und Gebetbücher. Durch die lebenslange Tätigkeit in ein und demfelben Fach werden die Zöglinge nach und nach zu Meiftern in ihrem Beruf, verfertigen Arbeiten von feltener Schönheit, die fehr gut bezahlt werden.

Die Mönche find den Zöglingen Meifter bei der Arbeit und Fürfprecher beim Vater im Himmel. Alfo Arbeitsteilung nach dem Grundfatz: Ora et labora. Bete und arbeite: die Mönche beten ihr ganzes Leben, die Zöglinge arbeiten für karges Brot ihr ganzes Leben, und den Gewinn ftreicht die chriftlichfte aller Kirchen ein. Diefer Grundfatz muß ftreng durchgeführt fein, denn die uns begegnenden Brüder ftrotzten vor Gefundheit und Körperfülle, die Mehrzahl der Zöglinge dagegen fah bleich, abgemagert aus; anderthalb Dutzend litten an Berri-Berri. Und dennoch: obgleich die Zöglinge zeitlebens bloß zur höheren Ehre Gottes fchanzen müffen, fie mögen es hinter der fchützenden Kloftermauer immer noch beffer haben als Millionen ihrer Landsleute, die draußen dem Hunger und der Krankheit vollftändig fchutzlos preisgegeben find.

Der freundliche Bruder zeigte uns den Eingang des Mädchenwaifenhaufes. Beide Häufer dienen dem gleichen Zweck. Da in China die Mädchen ungeheuer niedrig eingefchätzt und fie in wirtfchaftlichen Regentagen am erften am Straßenrand ihrem Schickfal überlaffen werden, kann die Mädchenanftalt mehr Pfleglinge haben als fie Platz hat. Als wir uns dem Eingang näherten, trat eine Schwefter mit zwei Zöglingen heraus. Hätten diefe nicht in Anftaltstracht gefteckt, man hätte fie für Befucherinnen einer höheren Töchterfchule halten können. In Gebärde, Blick und Sprache ftachen fie fehr angenehm von den gewöhnlichen Chinefenmädchen ab. Sie beherrfchten das Franzöfifche und Englifche wie Weltdamen. Während fich die Schwefter mit einem meiner Begleiter über den Stand ihres Haufes unterhielt, blickten die zwei Nonnenzöglinge zu mir herüber fo fchelmifch, fo fehnfüchtig, wie es „höhere Töchter“ bei Studenten tun.

*

Der Abend fand uns in einem chinefifchen Theater. Ein ziemlich geräumiger Saal ohne irgendwelche Galerie. Die Sitzreihen waren dicht gefüllt. Vorn eine Erhöhung, die Bühne. Weder Kuliffen noch Vorhang. Irgendwo wurde Mufik gemacht. Die Hauptinftrumente mußten zwei Brettchen fein, die gegeneinander

geſchlagen wurden. Dazu wurde ein wenig geflötet, manchmal auch grell gepfiffen und von Zeit zu Zeit einem Wimmerholz einige quiekſende Töne entlockt. Die Chineſen lauſchten dem herrlichen Tonſtück — oder auch nicht. Endlich traten die Schauſpieler aus einer Seitentür auf die Bühne und ſetzten ſich gleich auf Stühle. Ob ſie jung oder alt, ſchön oder häßlich waren, konnte nicht geſagt werden. Einige trugen greuliche Fratzen mit langen Bärten, die anderen waren dick mit Schminke beſchmiert. Die Kleider, die aus Seide, Satin, Gaze oder Leinwand ſein konnten, waren ſchreiend bunt mit Drachen und ähnlichen Figuren beſtickt. Nach einer Weile erhoben ſich zwei Schauſpieler und begannen ein Zwiegeſpräch, das ſelten durch Hand- oder Körperbewegung belebt wurde. Bald ſetzten ſie ſich wieder. Zwei andere traten dann vor, um das gleiche zu tun. Die Chineſen verfolgten geſpannt das Spiel; wir fanden es ſcheußlich langweilig, weil wir den Sinn der Handlung nicht kannten.

Im Saal rannte ſtändig ein halbes Dutzend Kerle mit Tee und dampfenden Lappen herum. Unſere bezopften Nachbarn rieben ſich Geſicht, Hals, Achſelhöhlen, Bruſt ſowie noch viel tiefer liegende Körperteile mit den heißen Fetzen ab und warfen ſie dann beiſeite. Die Theaterdiener ſammelten ſie wieder ein, tauchten ſie in heißes Waſſer und boten ſie gleich wieder an. So fürchterlich auch die Schwüle war, auf dieſe Art Abkühlung hatten wir zu verzichten; wir ſehnten uns nicht nach einer Hautkrankheit made in China. Die Benutzung der Kühlgelegenheit mußte die löbliche Theaterleitung von allen Beſuchern als ſelbſtverſtändlich vorausſetzen, denn jeder hatte dafür beim Ausgang einen kleinen Betrag zu entrichten, ganz gleich, ob er die Lappen benutzt hatte oder nicht. Wie das Theaterſpiel endete, vermag ich nicht zu ſagen. Hitze und Langeweile trieben uns vorzeitig von dannen.

*

Vor dem Hotel lungerten Dutzende von Eingeborenen herum, die ſich als Führer aufdrängten. Wir heuerten den am klügſten ausſehenden an. Für einen (mexikaniſchen) Dollar oder 1,90 Mk. wollte er uns einen Tag in der Chineſenſtadt herumführen. Er ſprach ein ſo wunderbares Pidſchin-Engliſch, das alle ſchweizeriſchen Kühe hätte erheitern können. Zu viert zogen wir nach der Chineſenſtadt. Sie iſt mit einer teilweiſe verfallenen Mauer umgeben. Am Eingang hockten Krüppel, Bettler und Kranke am Boden. Ich hatte eine Handvoll Käſchſtücke, wovon fünf auf einen Pfennig gehen, eingewechſelt, um Spenden für die Stiefkinder des Glücks zu haben.

Die Straßen dieser chinesischen Großstadt sind, wie übrigens die aller anderen, furchtbar schmierig und stinkig. Die japanischen Gassen haben auch verdammt wenig Angenehmes, aber sie deuchten mich jetzt wahrhaftige Luftwandelgänge. Ob Sommer- oder Regenzeit, die Straßen sind immer kotig. Pfützen entstehen fortwährend durch das Ausgießen des Spülichts und noch übler riechendem Wasser. Dieses verbindet die aus den Häusern geworfenen Gemüseteile, Tiergedärme und sonstige Abfälle zu einem klebrigen Brei, den die Fußgänger mit ihren Schuhen feststampfen. Wird dieser Straßenbelag einmal trocken, entströmt ihm ein entsetzlicher Geruch, der die Europäer davontreibt.

Chinesischer Bettler.

Die Gassen sind selten mehr, zumeist aber weniger als zwei Meter breit, und sie werden noch beträchtlich verengert durch vorstehende Geschäftsschilder, aufgestapeltes Gerümpel und arbeitende Handwerker. An allen Häusern flattern lange, schmale Lappen, worauf Name und Beruf des Besitzers aufgemalt sind.

Rasierer bei der Arbeit.

Der chinesische Rasierer stellt die Schemel vor die Bude, um seine Opfer in aller Öffentlichkeit zu behandeln. Obwohl er zu den verachteten Klassen gehört, ist er ein vielbesuchter Mann. Er „seift" seine Patienten mit heißem Wasser ein, kratzt ihnen mit einem Schabeisen Gesicht und Vorderschädel ab, flechtet das Haarseil, reinigt schließlich die Ohren mit langen Schäufelchen und Pinseln. Um einen solchen Eingriff in das Ohr ohne zu schreien auszuhalten, muß man eben

Chineſe ſein. Übrigens verrichten auch Handwerker und Händler ihre Arbeit auf der Straße. Hier flickt einer Holzſchuhe, dort leimt einer alte Töpfe zuſammen, drüben heftet eine Näherin Kleider. Der „Rauchverkäufer“ zieht gaßauf gaßab und läßt Vorübergehende für ein Käſchſtück (= 0,2 Pf.) einen Zug aus ſeiner Pfeife tun.

Wie auf den Gaſſen, ſo wird auch in den Häuſern fleißig gearbeitet. Gewöhnlich iſt der Laden zugleich Werkſtatt. Die offenen Türen geſtatten Blicke ins Innere. Man ſieht halb- und faſt ganz nackte Geſellen fleißig arbeiten. Die chineſiſchen Wohnungen bergen zwar mehr Möbel als die japaniſchen, dafür ſind ſie auch enger, ſchmutziger, muffliger. Nicht ſelten ſollen ſelbſt Tote, in Kiſten eingeſargt, im Hauſe behalten werden, bis der Wahrſager einen den Göttern wohlgefälligen Begräbnisplatz angeben kann.

Militäriſcher Mandarin.

Sitte und Enge der Wohnung treiben die Chineſen auf die Straße. Sie ſind ſtändig mit Menſchen ſtark gefüllt; nur Frauen ſieht man ſelten. Man hat den Rat der Heilsarmee zu befolgen: Folgt der Menge! Zurückbleiben oder vorauseilen hat ſeine Schwierigkeit. Langſam, ruhig, ſchiebt ſich der Menſchenhaufen zwiſchen den beiden Häuſerreihen entlang. Dank der Geduld und Anpaſſungsfähigkeit der Chineſen gibt es ſelten Stockungen. Nur wenn laute Rufe oder Kupfertrommelſchläge das Herannahen einer Sänfte anzeigen, gibt es eine Bewegung. Die Fußgänger preſſen ſich hart an die Wände oder ſpringen in die Häuſer, vielleicht gerade in eine Kiſte mit Fiſchen oder Reis hinein, um den „großen Mann“ vorbeizulaſſen. Schlimmer iſt es ſchon, wenn ſich

zwei Sänften in einer schmalen Gasse begegnen, denn dann werden Geduld und Balanzierkunst der Träger vor eine schwere Aufgabe gestellt.

Wenn eine so hohe Persönlichkeit, wie ein Mandarin (Beamter) sein Amtsgebäude verläßt, um einen Besuch zu machen, rennen ihm zwei Vorläufer voraus, die Ankunft des „großen Mannes" ausschreiend. Diesen folgen zwei Gongschläger, die in kurzen Abständen eine bestimmte Zahl mächtiger Schläge auf die Gong, die Kupfertrommel, tun, damit die Stellung des Beamten anzeigend. Ihnen folgt der „große Mann" in einer Sänfte, die, je nach der Stellung, von zwei, vier oder acht Leuten geschleppt wird. Unmittelbar vor der Sänfte wird ein riesiger Staatsfächer getragen, zur Seite gehen Boten und Gehilfen.

*

Wir steuerten zuerst nach dem Gerichtsgebäude, weil wir hofften, in den Morgenstunden einer Verhandlung beiwohnen zu können; wenigstens hatte es uns der Führer in sichere Aussicht gestellt. Durch eine unscheinbare Maueröffnung gelangten wir zum Hinterhof des Gerichtes. Zu unserem großen Erstaunen fanden wir, anstatt ein wildes Durcheinander, einen prachtvollen, von orientalischer Künstlerhand gepflegten Garten. Dieses Meisterwerk chinesischer Gärtnerkunst ist von einer schlangenartig gewundenen Mauer beschützt, deren Kamm ein mächtiger Drachen aus blauem Stein oder Ton bildet. Niemand störte uns bei der Betrachtung des Gartens, noch verwehrte jemand den Eintritt in die Gerichtssäle. Da der Richter, wie wir jetzt erfuhren, verreist war, fand keine Verhandlung statt. So schlenderten wir durch Türen, Gänge und Höfe nach dem Gefängnis. Anstatt der erwarteten starken Mauern, Steinbauten und eisernen Tore fanden wir ein niedriges, halb zerfallenes Gebäude, das so mit den Nachbarhäusern zusammenhängt, daß nicht gesagt werden kann, wo es anfängt oder aufhört. Zwei Soldaten bewachten eine schmale, dunkle Öffnung. Von innen heraus drang dumpfes Stimmengewirr. Für ein Nickelstück drehten die Posten ihre Gesichter nach der andern Seite, so daß wir ungesehen eintreten konnten.

In der rechten Wand, hinter einem Bretterverschlag, wie man ihn an Feldscheunen oder Schweineställen sieht, gewahrten wir an die zwei Dutzend Menschen. Sie lagen, hockten oder standen in dem düsteren Raum. Mehre Hände streckten sich uns durch die Spalten des Verschlages entgegen. Plötzlich tönte aus dem Hintergrund: „Bon jour, messieurs!" Der so grüßende Gefangene war,

wie er berichtete, seit dem Boxeraufstand Burschen eines französischen Offiziers gewesen. Durch den langen Umgang mit Franzosen hatte er deren Sprache gelernt. Die meisten Gefangenen seien wegen kleiner Vergehen, wie Diebstahl, Rauferei, Schuldenmachen inhaftiert. Er selber habe vor einigen Tagen eines Mädchens halber Streit bekommen, weshalb er eingesperrt worden sei und nun die Gerichtsverhandlung erwarte. Damit habe es aber noch gute Weile, da der Richter wegen einigen Todesurteilen zum Statthalter gereift sei, ohne hinterlassen zu haben, wann er zurückkehre. Wir bemitleideten ihn. Als Lohn für seine Auskunft erhielt er einige Silberstücke. Was wir von ihm in der halbstündigen Unterhaltung über das chinesische Gerichts- und Gefängniswesen gehört hatten, war das Geld wert.

Chinesische Geschäftsstraße.

Unter der Herrschaft der Mandschus, also bis vor kurzer Zeit, glich die chinesische Gesetzgebung noch der des europäischen Mittelalters. Sie beruhte auf Grundsätzen, wurde noch von Anschauungen beherrscht, die bei uns längst aufgegeben sind. Nach der europäischen Auffassung ist ein Angeklagter so lange als unschuldig zu betrachten, als er nicht überführt und verurteilt ist; in China gilt das Gegenteil. Bei uns kann selbst bei geringsten Vergehen richterliche Entscheidung angerufen werden; in China spricht oft ein untergeordneter Beamter selbstherrlich das Urteil und läßt

Zum Gangue (Halsbrett) Verurteilte in der Straße.

es auch gleich vollziehen. Eine gewöhnliche Strafe für kleine Übeltäter besteht in Durchprügelung auf der Straße. Im Machtbereich der Mandschus war die Folter noch allgemein in Anwendung. Die Henkersknechte unseres Mittelalters erscheinen als menschenfreundliche Gesellen neben ihren Kollegen in China. Die bloß noch in unseren Museen zu findenden Marterwerkzeuge sind in China noch allenthalben in den Gerichtshöfen zu finden und werden mit einer Abgefeimtheit angewendet, wie sie nur asiatische Durchtriebenheit erfinden konnte.

Und warum wird gefoltert? Solange der Angeklagte nicht gesteht, kann er nach chinesischer Anschauung nicht gerichtet werden. Den (Entlastungs-) Zeugen Glauben schenken, scheint dem Richter zu gewagt. Er ist der Meinung, daß durch körperliche Schmerzen die Wahrheit gelockert werden könne. So wird der Angeklagte so lange gefoltert, bis er das ihm zugesagte Verbrechen zugibt oder zugrunde gegangen ist. Der arme Teufel, der der Justiz in die Hände fällt, hat geringe Aussicht, bald wieder loszukommen. Auch wenn er das zugibt, was seine Häscher verlangen, ist sein Schicksal überaus traurig. In den Gefängnissen ist von Einrichtungen zum Schutze der Gesundheit nichts zu entdecken, die Nahrung ist unzureichend, die Behandlung durch die habsüchtigen Wärter nur dann erträglich, wenn sie durch Geschenke milde gestimmt werden. In China fallen die Köpfe wegen Vergehen, die in Europa mit Einsperrung als genügend gesühnt erachtet werden. Nicht selten sieht man Gefangene auf offener Straße oder vor Gerichten in dem Block liegen, oder mit dem Halsbrett angetan, in einen jedermann sichtbaren Käfig gesperrt.

So war es, als die Mandschus regierten, so ist es zum großen Teil auch heute noch. An diesen Zuständen hat die republikanische Staatsform erst wenig geändert.

Im Gefängnishof fanden wir an die zehn Gestelle, worin Verurteilte auf einen Stoß Ziegeln oder Brettchen gestellt und oben am Halse aufgehängt werden. Von Zeit zu Zeit wird eine Unterlage unter den Füßen hervorgezogen, so daß der Körper sich immer mehr dehnt und schließlich abstirbt. In einem Holzkäfig an der Straße waren zwei zum Gangue (Halsbrett) Verurteilte angekettet. Sie hatten ein viereckiges, etwa 75 Zentimeter großes Brett um den Hals. Wie sie sich auch krümmen oder legen mochten, nie konnten sie den Kopf auflegen und folgedessen nicht schlafen. Die armen Teufel mußten die Qual noch nicht lange erdulden, denn sie lachten uns an und streckten die Hände nach Geld aus.

# Der chinesische Arbeiter.

Der chinesische Arbeiter schafft hart um sein täglich Brot, vielleicht härter als irgend ein anderer. Sein Arbeitstag beginnt mit Sonnenaufgang und endet mit Sonnenuntergang. Weder Mittags- noch Vesperpause unterbricht seine Fron. Die Sonntagsruhe muß erst noch für ihn eingeführt werden. In Fleiß und Flinkigkeit steht er nicht hinter seinen Kollegen der andern Nationen zurück, wenigstens so lange er auf eigene Rechnung tätig ist oder unter einer drückenden Last keucht. Die Zeitarbeit wirkt freilich hemmend auf die Emsigkeit seiner Hände. Der in Taglohn tätige Zimmermann oder Maurer zeigt wenig Eifer für den Gewinn seines Arbeitgebers. Durch die Bank wird geklagt, des chinesischen Arbeiters Geschwindigkeit lasse plötzlich nach, wenn der Aufseher das Auge von ihm wende, und er zeige keine Neigung, sich von Werkstattordnung oder Vorschriften bestimmen zu lassen.

Die Gemächlichkeit des chinesischen Zeitlohnarbeiters wird vielleicht verständlich, wenn sein Lohn bekannt ist. Die unter europäischer Verwaltung stehende Stadt Schanghai zahlt an ihre Bauarbeiter 64 bis 91 Pf. den Tag. Solche Zahlen findet wohl kaum noch eine chinesische Berufsgruppe dauernd auf dem Lohnzettel. In einer Weberei fangen Frauen und Männer mit 35 Pf. Taglohn an; in den Seidenspinnereien erhalten Kinder 18 bis 45, Männer 45 bis 75 Pf. täglich; in Kanton bekommen Baumwollweberinnen neben Verpflegung 4,50 Mk. den Monat. Landarbeiter erhalten in Schantung 40 Pf., die Arbeiter der Deutschen Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Ausland durchschnittlich 45 Pf.; Bergleute in den chinesischen Kohlengruben von 26 Pf. abwärts; in Kansu die Kohlenhauer 15, die Schlepper 12 Pf. nebst Verpflegung. Und diese Einkommen sind eigentlich noch gut zu nennen im Vergleich zu den der Millionen von Gelegenheitsarbeitern, die heute ein paar Käsch verdienen, morgen arbeitslos auf der Straße liegen und sich vor dem Verhungern bloß schützen können, indem sie Frau und Kinder auf die Suche nach Brot schicken.

Die Löhne der Landarbeiter ſind ebenfalls viel geringer. Nach den Ermittlungen des Profeſſors King (in: Farmers of Forthy Centuries) erhielt vor zehn Jahren ein in Jahresſtellung befindlicher Bauernhofarbeiter neben freier Verpflegung 54 Mk. das Jahr, heute 90 Mk.

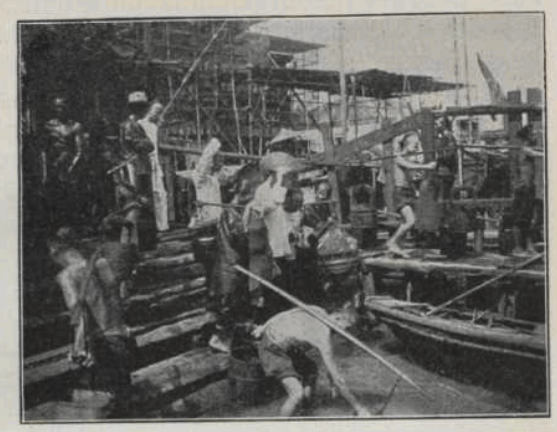
Chineſiſcher Zimmermann.

In Tſingtao zahlt ein Miſſionär ſeinem (chineſiſchen) Koch 10, einem „Mann für alles“ 9, der Frau des Kochs für Hausarbeit 2 (mexikaniſche) Dollar. Die Monatsarbeit dieſer drei Perſonen, die mit 37,90 Mk. entlohnt wird, beſteht in Einkäufen ſowie Beſorgung ſämtlicher Garten-, Straßen- und Hausarbeit. Die Miſſionäre finden dieſe Dienſtboten zufriedenſtellend. Sie vertrauen ihnen Geldbeutel und Kücheneinkäufe an, weil ſie nicht nur ſehr ehrlich ſind, ſondern auch das Feilſchen wie die Auswahl der Waren beſſer verſtehen. Dieſe Summen ſind nach aſiatiſchen Begriffen ſehr hoch und machen es begreiflich, daß die Miſſionshäuſer mit Arbeitſuchenden überlaufen ſind.

Chineſiſcher Schuhmacher.

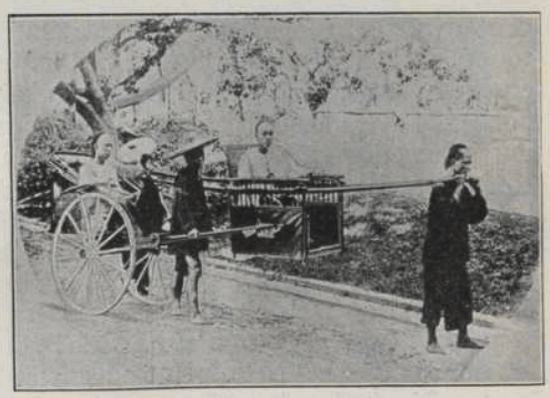
In den Dörfern nahe bei Tientſin wird als der Jahresverdienſt einer Frau die Summe von 14,40 Mk. genannt. Auf Kings Frage, welchen Vorteil es für eine Frau haben könne, zwölf lange Monate für einen derart geringen Betrag zu ſchanzen, wurde ihm zur Antwort: „Wenn ſie das nicht mitnimmt,

verdient sie eben gar nichts; mit diesem Geld kann sie sich Kleider und noch etwas mehr beschaffen." Ein Baumwollspinner holt sich ein Pfund Baumwolle, und wenn er das daraus verfertigte Garn zurückbringt, erhält er fünf Viertelpfund Baumwolle. Das Mehr von einem Viertelpfund stellt den Spinnerlohn dar.



Wasserträger.

Auf einem Bauernhof bei Kasching (Chekiang) sind sieben Arbeiter tätig. Für die fünf Sommermonate erhält jeder neben vier Mahlzeiten den Tag 8,65 Mk. oder täglich 5,8 Pf. In der Umgebung Kunschans zahlt ein Bauer an vier Knechte täglich 100 Käsch oder 18 Pf. nebst Kost. Da die Nahrung mit 200 Käsch bewertet wird, so erhalten die vier Mann zusammen 300 Käsch, das sind für jeden 13½ Pf. den Tag. Für dieses Geld haben sie zehn Stunden lang Schlamm aus dem Kanal zu heben und in Gefäßen, die an Schulterstangen hängen, aufs Feld zu tragen. Jeder schleppt täglich nicht weniger als 21 Ladungen, jede 70 Pfund schwer, einen 170 Meter langen Weg. In Tientsin kann ein Handwerker (Vorarbeiter) täglich 90, ein Gehilfe 32 Pf. verdienen. Die Bauernknechte erhalten neben Brennholz, Nahrung und Geschenken 36 bis 40 Mk., oder, wenn man den Geldwert der Nahrung usw. dazurechnet, 72 Mk. das Jahr. — Diese Lohnangaben, so mangelhaft sie auch sind, lassen die ungeheure Erbärmlichkeit der Bezahlung



Sänfte und Rikscha.

des chineſiſchen Landarbeiters vollauf erkennen. Die ganze Größe der Erbärmlichkeit wäre jedoch erſt dann zu ermeſſen, wenn bei den Lohnſummen die Lebensmittelpreiſe ſtänden. Dann würde ſich's zeigen, daß die chineſiſchen Landproletarier, wie übrigens auch ihre Leidenskollegen in Induſtrie und Stadt, ein Leben führen, das der letzte europäiſche Proletarier nicht als menſchenwürdig, kaum tierwürdig bezeichnen kann.

Eine Steigerung der Löhne iſt vorderhand nicht zu erwarten, da das Angebot von Arbeitskräften die Nachfrage bei weitem überſteigt. Dort, wo die Maſchine einzieht, werden zahlreiche Scharen aus Arbeit und Brot gebracht, die ſich in anderen Berufen zu jedem Preis anbieten, dadurch die Löhne noch mehr drücken. Eine Ausnahme machen die Berufe, wo fachlich ausgebildete Kräfte benötigt werden, wie in den Maſchinenwerkſtätten und Werften. Hier beträgt der Taglohn etwa 1 Mk. für die ungelernten und, wenn auch ſelten, bis zu 4 Mk. für die gelernten Leute. Um eine gewerblich leiſtungsfähige Bevölkerung zu ſchaffen, wird, wie von der Handelskammer in Kiangſi, verſucht, Induſtriewerkſtätten zu errichten, worin junge Leute in gewerblichen Fächern ausgebildet werden.

Der Chineſe hält es mit dem Alten, mit dem von den Vorvätern Überkommenen. In den Bergwerken ſind noch Förderungsarten in Gebrauch, die ſchon vor Jahrhunderten, wenn nicht vor Jahrtauſenden bekannt waren; der Bauer hat noch einen Pflug, der den Ägyptern zu Pharaos Zeiten nicht mehr zeitgemäß erſchienen wäre; Werkzeuge und Arbeitsweiſen haben noch eine vormittelalterliche Verfaſſung. Freilich können mit den ſchon vor Jahrhunderten veralteten Hilfsmitteln die Forderungen der Neuzeit nur in ſeltenen Fällen erfüllt werden. Wo ſie verſagen, ſteht die chineſiſche Findigkeit vor einer Aufgabe, die ſie auf ihre Art löſt. So iſt man beiſpielsweiſe den Schwierigkeiten, die der Bau einer Flußbrücke dem mit unzulänglichen techniſchen Mitteln ausgerüſteten chineſiſchen Ingenieur bietet, dadurch Herr geworden, daß man die Brücke auf feſtem Boden neben dem Waſſerlauf baute und dann dem Fluß ein neues Bett unter der Brücke grub.

Arbeitstiere und Naturkraft ſind erſt in äußerſt geringem Maße in den Dienſt der Menſchen geſtellt. Im Süden des Landes iſt auf Feldern und in Ölmühlen der Waſſerbüffel zu ſehen. Mit der Arbeit der Zug- und Laſttiere hat ſich der Chineſe ſelbſt belaſtet. Er zieht die Boote durch die Waſſerläufe, er ſchleppt die Sänften, er ſtößt den Schubkarren durch Stadt und Land, ja ſelbſt mit der Dampfmaſchine verſucht er in Wettbewerb zu treten. Auf dem

Kantonfluß haben Schiffe Schaufelräder, die die Kulis, wie in der Tretmühle, durch ihr Körpergewicht bewegen. Bei Ausschachtungen, Bergversetzungen und Ebnungen von Bodenflächen wird das überflüssige Erdreich in Körben fortgeschafft. Hat ein Kuli Lasten weite Strecken zu schleppen, befördert er oft zwei Lasten auf einmal. Er trägt eine Last, bis er rasten muß, wirft sie dann am Straßensaum nieder, um die andere nachzuholen. Der Rückgang ohne Last gestattet ihm auszuschnaufen, ohne Zeit zu verlieren.

Chinesischer Bauer.

In China, wo keine staatlichen Einrichtungen bestehen, die die Wucht der Schicksalsschläge mildern, würde der Einzelne in Notfällen zugrunde gerichtet sein, könnte er nicht auf die Hilfsbereitschaft seiner Nachbarn zählen. Hochzeiten, Todesfälle und ähnliche Gelegenheiten stellen an den Beutel des Familienvaters hohe Ansprüche. Kleine Darlehen sind aber sehr schwer zu erhalten. Der Zinsfuß von 2 v. H. und Monat wird noch als niedrig angesehen; 30 v. H. und Jahr gilt als üblicher Satz. Der Minderbemittelte wäre ohne die Unterstützung der Nachbarn wegen Mangel an nötiger Sicherheit weder imstande ein Darlehen aufzutreiben, noch könnte er die hohen Zinsen zahlen.

In China gibt es von altersher eigenartige Weisen gegenseitiger Hilfeleistung, die des Berichtens wert sind. Hier seien zwei

angeführt: Ein Mann braucht, fagen wir, 8000 Käfch oder 14,40 Mk. Er veranftaltet ein kleines Feft, wozu er etwa hundert feiner Nachbarn einladet. Diefe wiffen, daß er weder Hochzeit noch Todesfall gehabt hat, aber jeder weiß, er braucht Geld. Die Eingeladenen kommen zu dem einfachen Mahl und bringen jeder 80 Käfch (= 15 Pf.) als Gefchenk mit. Von dem Empfänger wird erwartet, daß er über die helfenden Freunde forgfältig Buch führt und die Summen gelegentlich zurückzahlt. Die andere Art: Ein Mann braucht ein Darlehen von 20000 Käfch. Er erfucht feine Bekannten, einen Verein zu gründen, um das Geld aufzubringen. Sind fie dazu bereit, fo hat jeder an das organifierende Mitglied (Vorfitzender!) 1000 Käfch zu zahlen. Es wird durch das Los beftimmt, wer als zweiter, dritter ufw. die Einzahlung zu machen hat. Der Darlehennehmer ift dann verpflichtet, dafür zu forgen, daß die Summen zu dem feftgefetzten Zeitpunkt zurückerftattet werden. Nicht felten wird auch eine geringe Leihgebühr verlangt.

*

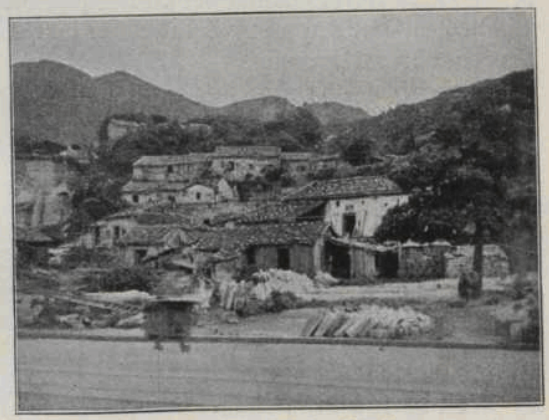
In der Sparfamkeit hat es der Chinefe im Laufe der Jahrtaufende bitteren Mangels zu einer einzig daftehenden Vollkommenheit gebracht. Er hat die Fähigkeit, in dem geringfügigften Ding noch Werte zu entdecken, die zu fammeln und zu verwenden vorteilhaft ift. Was anderwärts achtlos auf den Kehrichthaufen wandert, fammelt der fparfame Zopfträger, um es beim Abfallhändler in einige Käfch umzufetzen. Eifenabfälle nimmt der Alteifenhändler; für Sardinenfchachteln und Fleifchbüchfen hat der Klempner Verwendung, wenn fie nicht im eigenen Haushalt als Trinkgefchirr benötigt werden follten; Petroleumkannen laffen fich zu Koffern und Kaften ummodeln; für eine gebrauchte Arzneiflafche zahlt ein amerikanifches Gefchäft die Riefenfumme von 1 Cent, das find 20 Käfch; alte Bierflafchen werden von Apothekern und Getränkefabrikanten gut bezahlt; nur einmal gekochte Teeblätter können daheim noch manchem Topf Waffer Farbe und Geruch geben; die Afche der Opiumpfeife darf nicht achtlos liegen gelaffen werden, da fie einem armen Teufel noch zur Erzeugung eines Raufches dienen kann. Nach den von Europäern abgelegten Kleidern vor allem wird eifrig gejagt. Dafür hat der Trödler hohe Preife. Sie find von Leuten, die fich als Gentleman kleiden wollen, fehr gefucht. Ein Chinefe in europäifcher Tracht ift unter feinesgleichen eine gar angefehene Perfönlichkeit. Sind die Kleider ganz und gar nicht mehr zur Bedeckung der körperlichen Vorzüge geeignet, finden fie als Bett-

decken, Vorhänge, Windeln oder Lauffocken Verwendung, letzten Endes wird noch ein Bettler damit beglückt.

Gewiß verdient auch der eifrigste Sammler von Abfällen kaum mehr als ein paar Pfennige. Das ist zwar blutwenig, genügt aber dem armen Teufel von einem Kuli zur Bestreitung des Lebensunterhaltes für einen oder zwei, wenn nicht noch mehr Tagen. Wenn er sich mit seinen kargen Einkünften vor dem Verhungern schützen kann, so bloß dank seiner strengen Sparsamkeit, seiner fabelhaften Anspruchslosigkeit und dank dem Vermögen, selbst in dem unscheinbarsten Gegenstand noch Werte zu entdecken und sie nutzbringend zu verwenden.

Steinklopferinnen.

Schade, daß der scharfe Blick des Chinesen nicht auch für den Schmutz eine Verwendungsmöglichkeit ausfindig gemacht hat. Denn davon gibt es in seinen Städten furchtbar viel. In den Höfen, an den Gassenecken, in den Flußläufen und Behausungen lagern hohe Haufen Schutt, die zu beseitigen niemand einfällt, ganz abgesehen von dem Schmutz, der auf Haut und Kleidern durchs Leben getragen wird. Spül- und Waschwasser wird nun zwar vielerorts nicht kurzerhand auf die Straße geschüttet, sondern in Behältern für die Bauern zur Düngung aufbewahrt. Die Leerung der Senkgruben geschieht fast jeden Tag. Morgens, so etwa um neun Uhr, ziehen Männer von Haus zu Haus, um den Dungstoff in die Töpfe



Chinesische Arbeiterhäuser.

zu ſammeln, die ſie an langen Stöcken tragen. Die Ausſchöpfung der Behälter wird auf offener Straße vorgenommen. Der peſtartige Geſtank in den Gaſſen läßt es den Fremden geraten erſcheinen, in den Morgenſtunden die Städte nur von außen zu betrachten.

In ſchroffem Gegenſatz zu der Sparſamkeit des Chineſen mit ſtofflichen Werten ſteht ſeine Verſchwendung der Zeit. Zeit iſt Geld! ſteht nicht in ſeinem Wörterbuch. Mit einem abgelegten Hut kann er ſtundenlang von einem Trödler zum andern laufen, bei jedem nach dem Angebot forſchen und feilſchen, ohne das Ding zu verkaufen. Erhält er eine fremde Münze als Bezahlung, ſo wird er von Bank zu Bank laufen, in der Hoffnung, einige Käſchſtücke mehr herauszuſchlagen. Der Gedanke, daß der mögliche geldliche Vorteil in gar keinem Verhältnis zu dem Verluſt an Zeit ſteht, trübt ihn nicht.

Das ſonſt an Naturſchätzen ſo reiche Land hat faſt gar keinen Holzbeſtand. Wären nicht die Gartenanlagen und Tempelhaine erhalten geblieben, China wäre von Wäldern entblößt. Bauholz und Holzkohle müſſen weit aus dem Norden oder Weſten herbeigeſchafft werden. Obwohl Feuermittel verhältnismäßig billig ſind, geſtattet die Geringfügigkeit des Einkommens nicht, ſie zu kaufen. Frauen und Kinder ſind ſtändig auf der Suche nach Brennſtoff. Jedes Spänchen, das in der Straße liegen mag, wird aufgehoben, Gras wird, wie es wächſt, abgehauen, gedörrt und zum Feuern verwendet. Der Holzmangel zwingt, ſelbſt Särge ihres beinernen Inhaltes zu entleeren, um Bretter für Gartenzäune oder Laufbretter über Bäche zu haben.

Der chineſiſche Arbeiter trägt ſein hartes Los mit Geduld und gutem Humor. Die ſtrenge Lehrmeiſterin Entbehrung hat ihn daran gewöhnt, mit dem Wenigen zufrieden zu ſein, was das Schickſal beſchert ſowie die Bedürfniſſe in ein gerades Verhältnis zum Einkommen zu bringen. Der Beſcheidenheit ſeines Einkommens entſprechen ſeine Anſprüche. Von den Dingen, die die höhere Kultur des Europäers ausmachen, die dieſem das Leben erſt eigentlich des Lebens wert erſcheinen laſſen, weiß er noch kaum etwas. Wo ſein Geiſt nach Nahrung dürſtet, wird ihm das gereicht, was die Weiſen ſeiner Raſſe vor undenklichen Zeiten ſchufen, als noch „rings die Welt im Irrtum ſchlief“. Das proletariſche Heim iſt nackt, kahl, der Kleiderbeſtand zählt oft nicht mehr als ein Stück, und dieſes iſt in den meiſten Fällen in einem Zuſtand, daß es der europäiſche Lumpenſammler gerade noch annehmen würde. Der Proletarier iſt oft ſein eigener Schneider, die Kleidung wäſcht er ſelbſt, den Durſt löſcht er am Waſſerlauf, mit zwei Mahlzeiten den Tag

befriedigt er seine leiblichen Bedürfnisse. Das Frühstück nimmt er, bevor der lange Arbeitstag beginnt, das Mittagessen, wenn er zu Ende ist. Und wenn er noch einige Käsch, die er mitunter in der Ohrmuschel trägt, erübrigen kann für Zigaretten oder Unkraut für das Pfeifchen, so strahlt sein Gesicht vor Zufriedenheit und er fordert die Kulturzeit lachend in die Schranken.

Ein hoher Mandarin.

# Hongkong.

Die Fahrgäste hatten sich längst wieder auf der Tipsqueeze eingefunden, aber mit dem Lichten des Ankers hatte es noch gute Weile. Unten an den Bordwänden wie auf dem Ladedeck schwitzten und fluchten noch immer viele Zopfträger beim Einladen. An den Winden schnellten unaufhörlich Ballen empor, die gleich wieder im Schiffsrumpf verschwanden. Unglaublich, welche Masse Zeug in einem Ozeandampfer Platz hat. Zwei Tage war mit allen Kranen eingeladen worden, ein Leichter nach dem andern hatte sich in die Tipsqueeze entleert, und noch warteten andere auf die Abnahme ihrer Last. Die rote Fläche an der Bordwand, die von Nagasaki her einen Meter aus dem Wasser ragte, war untergetaucht. Das verhieß eine etwas ruhigere Fahrt. Darüber freuten sich besonders die Unglücksraben, die in der Menagerie der Tipsqueeze die Reise zu machen hatten.

Die Menagerie war die zweite Kajüte, so genannt wegen ihrer engen, käfigartigen Bauart. Sie mußte wohl erst nach Fertigstellung des Schiffes schnell hinten am Heck aufgenagelt worden sein. In der Eile war nicht daran gedacht worden, daß die Menschen auf einer mehrwöchigen Reise etwas Platz zum Bewegen nötig haben. Oder war sie das mißratene Gesellenstück eines Schiffbauingenieurs? Während die kleine Zahl Passagiere der ersten Klasse das ganze ruhige Mittelschiff mit seinen langen Decks und geräumigen Sälen zur Verfügung hatte, war der zahlreichere Haufen der zweiten Klasse auf die äußerste, hoch auf und nieder fliegende Hinterspitze zusammengepfercht. Vier lange Wochen mit einer Schar fremder Menschen auf einem schmalen Deckboden zusammengedrängt sein und während der langen Zeit nicht die Möglichkeit einer genügenden Körperbewegung haben, ärgert unter tropischer Sonne viel mehr als unter kühlen Himmelsstrichen. Die zwei französischen Herren nebst einigen anderen, deren große Titel sichere Gewähr für ein gutes Trinkgeld zu bieten schienen, waren doch wenigstens in geräumigeren Kabinen untergebracht, wir dagegen, das gewöhnliche Volk, waren in Käfige gesteckt worden, worin sich zwei Gäste nicht gleichzeitig anziehen konnten.

Beim Antritt der Reiſe war ich vom Steward, obwohl damals noch viele und bequeme Kabinen frei waren, in eine ſogenannte Trinkgelderquetſche gelegt worden. Sie lag am äußerſten Ende in gerader Linie über den Schrauben. Ich flog darin auf und nieder, zudem rumpelten die Schrauben unter mir, als wenn jemand mit Holzhämmern unausgeſetzt am Bettboden trommle. Meinen Wunſch nach einem anderen Zimmer erfüllte der Steward erſt, als ich, wenn auch nicht freigebig, wohl aber hundsgemein grob wurde. Mir geſchah übrigens ganz recht. Warum hatte ich in Nagaſaki die dringende Warnung der Leute in den Wind geſchlagen, die auf der Ausreiſe der Tipsqueeze in ihrer zweiten

Soldaten der chineſiſchen Republik.

Klaſſe ſchwer gelitten und geflucht hatten. Die neue Kabine bewohnte ich allein, einige Tage wenigſtens, dann kam der Steward mit der Meldung, er müſſe noch drei Paſſagiere mit bei mir unterbringen, da andere Kabinen nicht mehr frei ſeien. Dieſe Art der Trinkgeldquetſcherei war denn doch zu plump, um nicht ſofort erkannt zu werden. Mir ſei das vollſtändig gleichgültig, erklärte ich dem Burſchen, wenn es die anderen in dem überfüllten Schwitzkaſten aushalten könnten, könne ich es auch; jedenfalls werde ich nicht ausziehen. Die Angekündigten erſchienen denn auch, verſchwanden aber gleich wieder bis auf einen. Durch den „großen amerikaniſchen Handſchlag“ hatten ſie für ſich ſchnell eine ganz leere Kabine entdecken laſſen.

Die Erwartung der Passagiere erfüllte sich, die Tipsqueeze ging jetzt ruhiger. Freilich stand dafür die noch stärkere Füllung der Menagerie auf den nächsten Zwischenhäfen in Aussicht. Allein für drei Tage, bis nach Hongkong, brauchte diese Unannehmlichkeit nicht befürchtet zu werden. Von der chinesischen Küste war erst wieder etwas zu erspähen, als wir uns Hongkong näherten. Bei der Durchfahrt durch die Meeresenge lag der Morgennebel noch dicht auf der Erde. Die ersten Sonnenstrahlen ließen erkennen, daß wir uns in einem der schönsten Häfen der Welt befanden. Merkwürdig, in den Berichten über Hongkong wird sehr wenig, nein gar nichts von der Pracht dieser Inselandschaft erwähnt. Der Hafensaum ist steil, bergig, mit dichtem Pflanzenwuchs bedeckt. Der an der nordchinesischen Küste stark geschwächte Schönheitssinn des Auges kann sich wieder frisch betätigen. Durch das Felsentor laufen alljährlich 30000 Schiffe und Dschonken. Bei der Betrachtung Hongkongs wird es einem erst eigentlich verständlich, warum die Engländer jahrelang mit Gut und Blut um den „duftenden Hafen" gestritten haben. Einen günstigeren Stützpunkt hätte sich Großbritannien für seinen Welthandel und seine Weltpolitik nicht wählen können.

Die Geschichte Hongkongs ist reich an interessanten Kapiteln, aber noch viel wichtigere werden ihr in nächster Zukunft angefügt werden. Seine handelswirtschaftliche und weltpolitische Bedeutung ist im letzten halben Jahrhundert zwar stark gewachsen, was aber hat dieses Wachstum zu besagen gegenüber dem, das noch in sicherer Aussicht steht? Die ganze Wichtigkeit Hongkongs wird sich erst zeigen bei der Eröffnung, bei der Industrialisierung Chinas, des Landes mit vierhundert Millionen Menschen, dann besonders bei dem unvermeidlichen Kampf um die Herrschaft im Stillen Weltmeer, um die asiatische Beute. Wenn diese Streitfrage entschieden ist, deren Bedeutung für die Weltherrschaft wie für die Weltpolitik schwerlich überschätzt werden kann, dann wird für Hongkong eine neue, eine noch prächtigere Zeit des Aufstieges beginnen.

*

Wir wurden an der Südspitze der Halbinsel Kaulun gelandet. Jenseits der einen knappen Kilometer breiten Wasserstraße liegt, treppenartig an die Anhöhen hingebaut, Viktoria, die Hauptstadt der britischen Besitzung Hongkong. Die Insel mag drei Stunden lang und anderthalb Stunden breit sein. Unter ihren 320000 Einwohnern sind bloß 20000 Nichtchinesen. Die Stadt zieht sich

anderthalb Stunden am Waſſer entlang. Ihre Häuſer ſind faſt ſämtlich aus Stein in indoengliſchem Stil gebaut.

Ein Motorboot brachte uns durch den mit Dampfern, Dſchonken, Pinaſſen und fahrenden Händlern belebten Hafen hinüber nach Viktoria. Hier begegnet man allenthalben europäiſcher Ziviliſation, hohen Steinbauten mit Bogengängen in allen Stockwerken, großen Schaufenſtern, Straßenbahnen. Eine kurze Wanderung in weſtlicher Richtung bringt einen dem rein chineſiſchen Leben näher. Das Chineſenviertel iſt hier nicht ſo ſcharf vom europäiſchen getrennt als in Schanghai. Die Durchbrechung des Grundſatzes der ſtrengen Abgrenzung zeitigt böſe Folgen. Von der Peſt und anderen Würgengeln iſt die eingeborene Bevölkerung nie ganz frei. Trotz aller Vorſichtsmaßregeln werden ſie von Chineſen in die Niederlaſſungen der Weißen eingeſchleppt. Als ich durch die Chineſenviertel Hongkongs ging, wurden gerade Wohnungen ausgeräumt, um von Peſtkeimen gereinigt zu werden. Der überwachende Beamte, ein Engländer, berichtete, daß in den Häuſern Cholerakranke gefunden worden ſeien. Dieſes ſchreckliche Übel zu erſticken, iſt nachgerade unmöglich. Die Chineſen kriechen in arg überfüllten und ſchmutzigen Klauſen zuſammen. Dadurch iſt es allerdings gelungen, Hunderttauſende auf ſehr engem Raume unterzubringen — Viktoria iſt die am dichteſten bevölkerte Stadt der

Hongkong.
Feſtzug an Konfuzius' Geburtstag.

Erde —, iſt aber auch die Gefahr der Verſeuchung des europäiſchen Stadtteils vergrößert worden.

Chineſiſche Kultur und Sitten laſſen ſich in den Hafenſtädten nur in ſehr beſchränktem Maße ſtudieren, da ſie dort ſeit langem dem europäiſchen Einfluß ausgeſetzt ſind. Um ſich ein halbwegs richtiges Urteil bilden zu können, muß man weiter landeinwärts wandern. Eins hatte mich der kurze Aufenthalt beſtimmt gelehrt: die von europäiſchen Federn verfertigten Beſchreibungen ſtimmen nur wenig mit der chineſiſchen Wirklichkeit überein. Mit den bekannten Schlagworten iſt im allgemeinen, und beſonders bei den Südchineſen wenig anzufangen. Je öfter ich mit Chineſen zuſammenkam, deſto mehr wurde ich inne, daß wir noch wenig über dieſes Volk von vierhundert Millionen wiſſen. Was muß es für den Europäer des 20. Jahrhunderts nicht alles zu ſchauen, zu ſtudieren, zu vergleichen geben bei dieſem aſiatiſchen Kulturvolk, das ſeit vielen Jahrhunderten wirtſchaftlich, politiſch und geſellſchaftlich ſtillſteht! Wie intereſſant muß es für den ſozialiſtiſchen Arbeiter ſein, zu erfahren, wie die Millionen ſeiner Klaſſengenoſſen in China leben und weben, was ſie denken und erſtreben!

Die gelbe Sphinx lockte mit aller Macht. Ihr zu folgen verbot der Mangel an Mitteln. Einen annehmbaren Arbeitsplatz im Innern des Landes zu finden, war ausſichtslos. So mußte ich ſchon wieder ſcheiden, mußte ich die Befriedigung des Wiſſensdurſtes einer günſtigeren Gelegenheit überlaſſen.

# Von Singapore über Kolombo nach Port Said.

Nach Hongkong mehrten sich die Zeichen von der zunehmenden Nähe des Äquators. Die Hitze stieg ständig; von einem erfrischenden Luftzug war bald nichts mehr zu spüren. Die Schiffsbevölkerung litt unter den Strahlen der Tropensonne. Ein Stück Unterwäsche nach dem andern wurde abgelegt, ohne daß dadurch der Schweiß hätte geschwächt werden können. Die Tropenanzüge klebten nach kurzen Viertelstunden auf der Haut. Die elektrischen Windmühlen schnurrten zwar die ganze Nacht in der Kabine, konnten aber natürlich nur wenig Kühlung bringen. Schließlich hatte der Himmel ein wenig Erbarmen. Als wir in Singapore das Land betreten hatten, ging ein heftiger Platzregen nieder. Leider hielt er nicht lange an. Noch ehe der Weg zur Stadt zurückgelegt war, brannte die Sonne wieder wie vorher.

Singapore bildet den südlichsten Punkt der nach Ostasien fahrenden Schiffe. Die Stadt beherrscht den Seeweg nach dem fernen Osten. Sie ist ein beredter Zeuge der Weitsicht und Großzügigkeit der britischen Kolonialpolitik. Der Platz ist stark befestigt.

Juanschikai, der Präsident der chinesischen Republik.

Singapore.

Eine nach dem Stillen Weltmeer ftrebende englandfeindliche Flotte wird ſich, wenn nicht ſchon vorher, bei Singapore mit Großbritannien auseinanderzuſetzen haben. Durch ſeine glückliche Lage am Meer ſowie durch Klima und Bauart iſt Singapore unbeſtreitbar eine der ſchönſten Städte im fernen Oſten. In ſeinen Straßen wimmelt es von Europäern, Chineſen, Malaien, Indiern und Singhaleſen; der Chineſe überwiegt. Wo man auch hinblickt, ſieht man Söhne des Reiches der Mitte eifrig tätig. Für die verſchiedenen Raſſen ſind beſondere Viertel angelegt. Vom Hafen kommend hat man das chineſiſche Viertel zu durchqueren, um ins europäiſche zu gelangen. Hier läßt das Straßenbild an Großzügigkeit und reizender Mannigfaltigkeit nichts zu wünſchen übrig. In den breiten, ſauberen Verkehrsadern reiht ſich Schaufenſter an Schaufenſter, Kaffeehaus an Hotel; in den prächtigen Anlagen mit tropiſchem Pflanzenwuchs drängt ſich an Nachmittagen die europäiſche Welt. Wie müſſen die aus dem Hinterland kommenden Eingeborenen ſtaunen, wenn ſie zum erſten Male die reizende Stadt mit ihren Bogenlampen, „fahrenden Häuſern“ (Straßenbahn) und Dampfſchiffen ſehen!

Unter den 210000 Einwohnern Singapores befinden ſich bloß 3800 Weiße. Die im Verhältnis zur weißen Bevölkerung übergroße Zahl europäiſcher Geſchäfte läßt vermuten, daß ſie einen großen Kundenkreis in andern aſiatiſchen Beſitzungen haben. Die Abſicht, in Singapore die Kamera zu gebrauchen, konnte nicht ausgeführt werden. Schon auf dem Schiff war bekannt gemacht

worden, daß das Photographieren ftreng verboten fei; wer es dennoch tue, fetze fich der Verhaftung aus.

Als wir wieder aufs Schiff kamen, war faft nicht mehr in die Kabine zu kommen. An den Schankftellen drängten fich viele Europäer, die hölliſch darauf verfeffen waren, unfer ganzes Kargo an Bier und Wein in ihren Eingeweiden davonzufchleppen. Auf dem Deck handelten Eingeborene mit Seide, Straußfedern, Mufcheln, glitzerndem Tand und Gott weiß was fonft noch. Unten an der Bordwand ftand noch eine hundertköpfige Händlerfchar, die ebenfalls an Bord wollte. Die Matrofen verfuchten, fie mit einer ftarken Waffferfpritze von der Gangplanke fernzuhalten. Sie wußten fich zu helfen. Einer der ihren warf eine Leine von Bord hinunter, woran blitzfchnell die Waren gebunden, hinaufgezogen und mit feilgeboten wurden.

Die Gefchäftsgewandtheit der Chinefen ift aller Achtung wert. Die erften, die nach Feftmachen des Schiffes die Gangplanke heraufftürmten, waren chinefifche Schneider. Sie warteten mit Stoffmuftern und Preisliſte auf. Ich beftellte zwei Tropenanzüge unter der Bedingung, daß ich fie um 4 Uhr an Bord haben müffe (damit ich noch meinen Bedarf in der Stadt decken konnte, wenn mich der Schneider je im Stich ließ). Die Befürchtung war überflüffig. Mit dem Glockenfchlag fand fich der bezopfte Meifter Zwirn in meiner Kabine ein, aber nicht mit zwei, fondern mit vier Anzügen. Er entfchuldigte fich, fein Gefelle habe zwei zuviel zugefchnitten ufw.; wenn ich ihm die vier abnehme, folle ich fie billiger haben. Der arme Teufel brauchte ficherlich Geld. Ich zahlte für alle den ausgemachten Stückpreis; denn fchon kurz nachdem ich die Beftellung gemacht hatte, reute es mich, den Rat Kundiger zu weit befolgt, zu viel heruntergefeilfcht zu haben. Der Chinefe verlangte für den Anzug bloß halb foviel als fein Kollege in Japan.

*

Nach eintägiger Raft fingen die Schrauben der Tipsqueeze wieder zu furren an. Viel zu früh für den wiſſensdurftigen Reifenden, noch viel mehr zu früh für die Eingeborenen, die in kleinen Holzmulden das Schiff umfchwammen und nach hinabgeworfenen Geldftücken ins Waffer tauchten. Der Dampfer fchlängelte fich vorfichtig zwifchen Felfen hindurch, bog dann in die Straße von Malakka ein. Auf beiden Seiten zeigten fich Infelchen mit tropifchem Pflanzenwuchs. Das mit dem Glafe bewehrte Auge gewahrte Hütten und Eingeborene. Die See war glatt wie ein

Ententeich. Die Tropensonne meinte es viel zu gut mit der Menschheit. Auf der Fahrt durch die Meeresstraße blies immerhin noch ein leichter Wind, hernach aber wurde es windstill oder es zogen nur heiße Luftwellen übers Deck. Die Passagiere stöhnten unter der Hitze. Wie mußten erst die tief unten im Schiffsrumpf arbeitenden Heizer und Maschinisten zu leiden haben!

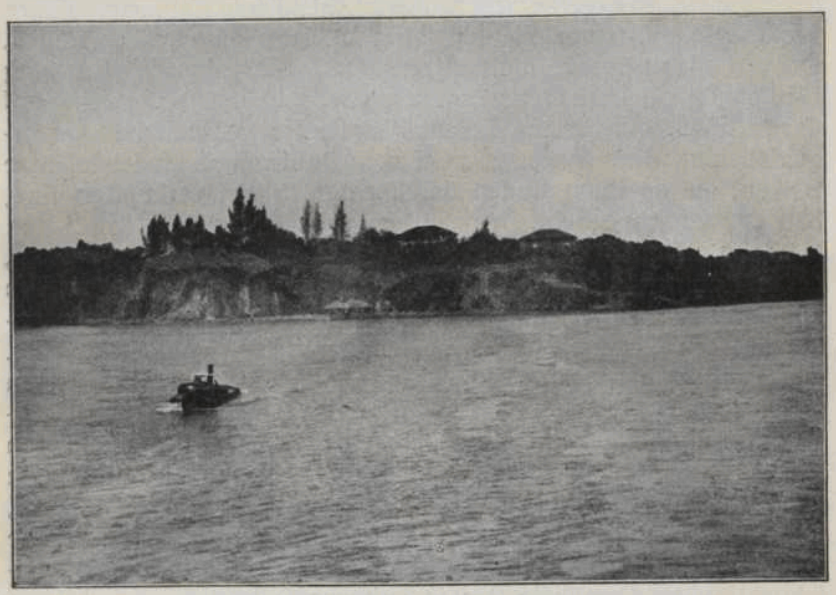
Die Wettermacher an Bord wollten erst nachdem Ceylon erreicht sei, für kühlere Witterung einstehen. Bis dorthin dauerte es noch vier Tage. Es war wohl bis zu einem großen Grade der Hitze zuzuschreiben, daß die geistige Regsamkeit der Schiffs-

Eingeborene auf Malakka.

bevölkerung abnahm. Zu mehr als zu seichtem Geschwätz langte es bald nicht mehr. Auch sonst ganz kluge Leute kamen allmählich in eine Gemütsstimmung, die an etwas anderem als an kindischer Unterhaltung keinen Gefallen mehr fand. Die Regsameren ergötzten sich mit Spielen, die zehnjährige Kinder als nicht mehr für ihr Alter passend verschmähen würden. Neigung zur Überzeitarbeit, zu Kartenklopfen bis tief in die Nacht, war nun zwar bei einer Anzahl Passagiere immer vorhanden. Die Launen des Spielteufels erregten Gemüter und Zungen. Glücklicherweise wurde gegen Mitternacht Feierabend geboten, wodurch die tagsüber vielbeschäftigten Leute zur Ruhe und zum Sammeln der Kräfte

angehalten wurden. Beides hatten sie sehr nötig. Man muß wissen, der Schiffsreisende ist ein angestrengt tätiger Mensch.

Gut meinende Leute verbreiten die Ansicht, eine längere Seereise kräftige Körper und Geist in hohem Maße. Hätten sie eine Ahnung von dem Leben an Bord, sie wären sicherlich andrer Meinung. Gewiß, der Körper wird stärker, fetter, aber schwerlich kräftiger, und der Geist erreicht nach mehrwöchiger Seefahrt einen solchen Grad von Schwäche, daß ihm selbst das Lesen von Liebesgeschichten zu anstrengend ist. Schließlich ist das Essen noch das einzige, was Glieder und Gedanken zu bewegen vermag. Der gewöhnliche



Insel in der Straße von Malakka.

Kajütenpassagier ißt eigentlich bloß einmal den Tag. Er beginnt damit morgens zwischen 5 und 6 Uhr, wo das erste Frühstück auf Deck gebracht wird; zwei Stunden später wird im Speisesaal das zweite Frühstück aufgetragen, um 10 Uhr wird Fleischbrühe mit kaltem Aufschnitt herumgereicht. Von 12 bis 1 Uhr hat der Reisende den schwersten Teil seiner Tagesarbeit, das Durchessen durch die lange Speisekarte, zu vollbringen. Hierauf ziehen sich viele erschöpft in die Kabine oder auf den Liegestuhl zurück. Sie haben sich gewöhnlich erst dann von der mittäglichen Überanstrengung erholt, wenn so gegen 4 Uhr ein Glöcklein anzeigt, daß Kaffee, Schokolade und frischer Kuchen zur Überwindung

bereitſtehen. Wie alles einmal ein Ende nimmt, ſo auch die Tagesarbeit des Kajütenpaſſagiers. Abends gegen 7 Uhr heißt es zwar noch einmal tüchtig zugreifen, aber dann iſt's Schluß. Nun gibt's Zeit und Gelegenheit, das Tagewerk zu betrachten. Freilich, ſo ſelbſtgefällig wie der liebe Herrgott bei der Weltſchöpfung, ſind die Schiffsreiſenden nicht; ſelten wagt einer von ſeinem Tagwerk zu behaupten: Und ſiehe, es war alles ſehr gut! —

Die Tipsqueeze ſteuerte mit Volldampf auf Ceylon zu. Noch früher als uns verheißen, warf ſie Anker im Hafen von Kolombo. Schon vor der Hafenmauer wurde das Schiff von eigenartigen, ſogenannten Auslegerbooten umſchwärmt. Dieſe Fahrzeuge ſehen aus wie lange, ſchmale Kiſten, etwa 3 Meter lang und ſo ſchmal, daß ein Mann gerade darin ſitzen kann. Mit jedem Wellenſchlag glaubten wir ein paar umkippen zu ſehen. Glücklicherweiſe traf das nicht zu. Aus jedem Wellental kamen ſie wohlbehalten hervorgeplätſchert. Der Ausleger, zwei vom Bootsrumpf hinausſtehende Balken, die an ihren Enden durch einen dritten verbunden ſind, hält das Gleichgewicht.

Zehn Stunden hatten wir Zeit, die Inſel Ceylon zu betrachten, deren Naturſchönheiten alle Beſucher nicht hoch genug preiſen können. Am Hafendamm kamen Rikſchaleute dutzendweis angerannt, die alle bereit waren, mich hinzukarren, wohin ich wollte. Die Wahl machte Qual. Schließlich nahm ich einen dunkelbraunen Geſellen mit langem Chriſtushaar, weil er leidlich engliſch verſtand und ſich über ſeine Zuverläſſigkeit durch viele Empfehlungen auswies, die Reiſende aller Länder in ein ſchmieriges Büchlein gekritzelt hatten. Daß das Papier auch in Ceylon ſehr geduldig iſt, ſollte ich am Ende der Fahrt gewahr werden. Dieſer ſinghaleſiſche Rikſchamann war genau ſo geſchäftsſchlau und in der Beutelſchneiderei erfahren, wie ſein japaniſcher Kollege.

Gleich hinter Kolombo, einer Stadt mit 160000 Seelen, beginnen die Palmenhaine. Dorthin zog mich mein Sehnen. Unterwegs bekam ich Gelegenheit, die Eingeborenen in ihren Heimen beiſammen zu ſehen. Sie ſtanden zahlreich vor ihren Behauſungen und ſchienen es nicht ungern zu haben, betrachtet zu werden. Frauen wie Männer verhüllen ihre Reize bloß mit einem Lendentuch. Der Europäer mag dieſe Kleidung dürftig nennen, jedenfalls iſt ſie ſehr vorteilhaft und billig. Die Hitze ließ mich oft wünſchen, ich könnte ebenfalls in einer derartig einfachen Uniform herumlaufen. Die Singhaleſen fielen mir auf durch ihren ſchlanken, faſt zarten Wuchs; beſonders die Frauen und Kinder ſind prächtig gewachſen und ſehr anmutig in Gebärde und Gang. Die Mütter

Hafen von Kolombo.

tragen ihre Kleinen nicht in den Armen, wie in Europa, auch nicht auf den Rücken gebunden, wie in Japan, ſondern rittlings auf der Hüfte. Die ſchon etwas herangewachſenen Kinder laufen ſplitternackt herum. Um die Lenden tragen ſie ein dünnes Kettchen, das ein unter dem Nabel baumelndes Metallplättchen hält. Beim Laufen fliegt das blecherne Feigenblatt auf und nieder, was ſich ſehr drollig macht.

Nach halbſtündiger Fahrt umfing uns der kühle Schatten des Palmenhaines. Welch ein neues, eigenartiges, überwältigendes Bild! Der Reiz dieſes Tropenwaldes iſt viel eindrucksvoller als

Bettelvögte auf Ceylon.

die Schilderungen erwarten lassen. Auf beiden Seiten des Weges schießen Palmenbäume mächtig weit zum Himmel empor. Hoch oben schaukeln die vollen, dunklen Kronen. Das Schattendunkel wird erhellt, belebt durch grelle Lichtstrahlen, die flüchtig zwischen den Stämmen hin und her huschen. Unter dem Palmendach tauchen Eingeborenenhütten auf. Ihre Bauart läßt die Nähe der europäischen Stadt erkennen. Vor den Hütten saßen Frauen beim Mattenflechten. Als sie des Fremdlings ansichtig wurden, hielten sie mit der Arbeit inne und lächelten freundlich. Aus einem Dorf kam ein Dutzend Kinder angelaufen. Laut schreiend trabten sie neben der Rikscha her. Sie wollten offenbar Geld haben. Schließlich wurde die unerwünschte Begleitung noch durch ein Ehepaar verstärkt. So sehr auch mein Kutscher ausgreifen mochte, die Bettelvögte waren halt doch noch flinker. An eine ruhige Betrachtung der Tropenpracht konnte unter diesen Umständen nicht gedacht werden. Ärgerlich sprang ich aus dem Wägelchen und ließ der Gesellschaft durch den Rikschamann sagen, sie sollten Geld erhalten, aber erst nachdem ich sie photographiert hätte. Sie hielten der Knipsmaschine mutig stand, verlangten dann aber gebieterisch ihren Lohn.

Inmitten des Tropenwaldes liegt ein buddhistischer Tempel, von dessen Schönheit mir ein Missionär eine farbenprächtige Schilderung gegeben hatte. Leider war die Pforte geschlossen, so daß ich die berühmte Andachtsstätte bloß von der Umfriedigung aus bewundern konnte. Auf einer schnurgeraden Waldstraße ging's rückwärts. Die Sonne hatte sich schon herniedergesenkt, als Kolombo wieder vor uns auftauchte. Auf einem sehr sauber gehaltenen Strandweg lustwandelten viele weißgekleidete Europäer mit ihren Frauen nach einem hart am Wasser stehenden Gebäude, von wo aus der Sonnenuntergang sowie das wunderbare Wasserspiel, das dort die sehr starke Meeresbrandung ununterbrochen bietet, vorzüglich beobachtet werden können.

Am Schlusse des Ausflugs hatte ich ein garstiges Erlebnis mit dem Rikschamann. Als ich ihm den beim Anheuern ausgemachten Lohn, 1 Rupie (= 2,10 Mk.) einhändigte, warf er mir das Geldstück vor die Füße und forderte viermal mehr. Ob die vereinbarte Summe nach den ortsüblichen Sätzen zu gering war oder nicht, konnte ich natürlich nicht beurteilen. Ich hatte ihm das zugesagt, was er verlangt. Da mir viermal mehr doch ein bißchen zu viel deuchte, rief ich einen Polizisten herbei, damit er den Streit nach Recht und Billigkeit schlichte. Er entschied zu meinem Schaden. Als wohlerzogener Bürger fügte ich mich,

zahlte das Geforderte, ging dann fpornſtreichs zum Polizeihauptmann, um mich zu beſchweren. Ich war ja in einem unter europäiſcher Verwaltung ſtehenden Gemeinweſen. Warum ſollte man nicht die Gelegenheit wahrnehmen, ſich ſelbſt zu überzeugen, was es mit der ſo vielgeprieſenen engliſchen Polizei auf ſich hat? Vor der Polizeiſtube ſtanden ſchon vier Weiße, die in gleicher Angelegenheit gekommen waren. Ein Eingeborener wurde nach dem Polizeidirektor geſandt. Bald erſchien ein junger, neumodiſch gekleideter Mann indoengliſcher Raſſe, der ſich als der Verlangte vorſtellte. Er hatte unſere Beſchwerden noch nicht ganz vernommen,

Palmenhain auf Ceylon.

als er ſchon einen eingeborenen Beamten auf die Suche nach dem Rikſchamann und dem Poliziſten jagte. Zehn Minuten ſpäter waren beide zur Stelle. Vor dem Polizeioberhaupt nahmen ſie eine ſehr unterwürfige Stellung an. Übervorteilung von Reiſenden ſchien hier ſehr häufig zu ſein, denn der Polizeivorſteher las ohne zu fragen erſt ſeinem Beamten, dann dem Rikſchamann gehörig die Leviten. Dieſer zog die vier Rupien hervor, wovon der Polizeivorſteher ihm eine, mir drei einhändigte. Damit war meine Sache erledigt; die anderen Reiſenden kamen dran. Obwohl der Fall zu meinen Gunſten entſchieden worden war, konnte ich nicht darüber froh werden. Der arme Teufel brauchte die paar Groſchen womöglich notwendiger als ich.

Die nächste Halteſtelle war Aden, das „indiſche Gibraltar“. Von dem Hafen, wo einſt die Fahrzeuge der alten Ägypter, Phönizier und Syrier anlegten, bekamen wir nichts als ein paar Leuchttürme zu ſehen. Da nichts ein- noch auszuladen war, ruderte der Zahlmeiſter mit einigen Matroſen bei ſtockfinſterer Nacht ans Land, um ſeine Obliegenheiten zu erledigen. Als es wieder Morgen wurde, ſchaukelte die Tipsqueeze ſchon im Roten Meer. Der erſte Auslug zeigte, daß wir über Nacht in eine neue Welt eingetreten waren. Von einem grünen Uferſaum war nichts zu ſehen; die tropiſche Pflanzenwelt, die uns bei Singapore, Penang und Ceylon ſo erfreut hatte, ſuchten wir hier umſonſt. Auf der aſiatiſchen Seite ſchießt eine kahle, zackige Gebirgskette ſteil himmelwärts. Was von der afrikaniſchen Küſte erſpäht werden kann, iſt nicht viel anderes als Sandwüſte. Warum dieſes Meer das Rote genannt iſt, bleibt ein plattes Rätſel, denn es iſt weder rot noch rötlich, ſondern tiefblau, faſt ſchwarz. Die Eintönigkeit der Fahrt erfuhr angenehme Unterbrechungen durch vorbeiſegelnde Dampfer. Beſonders wenn ſie die deutſchen Farben zeigten, freuten ſich die Reiſenden kaiſerlich.

Am dritten Abend nach der Einfahrt ins Rote Meer tauchten vor dem Schiffe ein paar feurige Augen auf. In den Lichtkegeln ſchaukelten Dampfer und Boote. Wir waren in der Reede von Suez. Die Scheinwerfer ſtanden auf Fahrzeugen, die aus dem Suezkanal kamen. Kaum war der Anker geworfen, ſtürmte auch ſchon eine vielköpfige Schar Eingeborener, darunter viele langbärtige Juden, an Bord, und das Anbieten und Feilſchen um Straußfedern, arabiſchen Honig und andere Dinge hub wieder an. Ein Teil der Schiffsmannſchaft ging daran, einen Scheinwerfer ganz vorn am Dampfer anzubringen, ein anderer ſetzte die Ruderverlängerung auf. Beides iſt unerläßlich für eine ſichere Fahrt durch die ſchmale Waſſerſtraße.

Der Suezkanal, in den Jahren 1859 bis 1869 von dem Franzoſen Leſſeps erbaut, teilt die alte Welt in zwei Teile: öſtlich liegt Aſien, weſtlich Afrika; mit ſeiner Oſtſeite beſpült er Syrien, mit der Weſtſeite Ägypten. Hüben wie drüben nichts wie Sandwüſte, die am weſtlichen Ufer durch Signalhäuſer mit kleinen Gärten unterbrochen wird. Auf dieſer Seite iſt dicht am Kanal entlang eine ſchmale Süßwaſſerader gegraben, dank welcher ein dünner Streifen Gebüſch gedeihen kann. Der Kanal iſt ſchmäler als gemeinhin angenommen wird. Begegnen ſich zwei Schiffe, ſo wird das eine an den am Ufer eingerammten Pfählen angetaut und mit den Schiffswinden ſeitwärts gezogen, damit das andere vorbei kann.

Port Said.

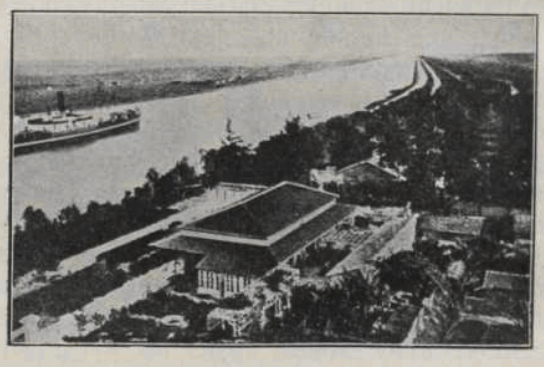
Es wird eifrig an der Verbreiterung der Fahrſtraße gearbeitet. Allenthalben ſieht man rieſige Baggermaſchinen mit weit ins Land ſtoßenden Ausladerinnen in Tätigkeit.

Gegen Mitternacht dampften wir ſachte in den Kanal hinein. Die große elektriſche Lampe auf dem Vorderſchiff beleuchtete weithin den Weg. Ganz langſam wurde gefahren, ſo daß man am Ufer faſt mitlaufen konnte. Der folgende Tag war ein Sonntag. Sonntägliche Stimmung und Ruhe herrſchten an Bord. Dazu mochte die Freude, der Heimat glücklich nahegekommen zu ſein, wie auch die Stille der Umwelt mit beitragen. In den erſten Nachmittagsſtunden wurde Port Said ſichtbar. Zur Fahrt durch den 150 Kilometer langen Kanal hatten wir über 16 Stunden gebraucht. Die Stewards ſchleppten ihre Blasröhren auf Deck, und als das Schiff aus dem Kanal war, fingen ſie zu tuten an, daß es eine Freude war. Eine halbe Stunde ſpäter lagen wir der Stadt Port Said gegenüber vor Anker. Damit war für mich der langerſehnte Augenblick des Scheidens von der Tipsqueeze gekommen. Einige Leidenskollegen der Menagerie gingen mit ins Land.

Von Port Said liegt manche farbenprächtige Schilderung vor. Darin wird erzählt von dem ſtarken Verkehr, dem bunten Gewimmel, von Backſchiſch (Trinkgeld) ſchreienden Horden und noch anderen Übeln. Das iſt alles ſo unrichtig nicht. Am Einfahrtstor der aſiatiſchen Welt ſammeln ſich Schiffe aller Nationen, ſtauen ſich Angehörige aller Länder, wuchern die Menſchen eifrig mit ihrem Pfund im guten wie im ſchlechten. Dem Europäer, der

zum erstenmal nach Port Said kommt, fällt das eigenartige Getriebe besonders auf. Für mich war dergleichen nichts Neues mehr; auf der Weltreise hatte ich schon genug davon gesehen und in Asien die Geduld erworben, die zum Überstehen der orientalischen Straßenbettelei nötig ist.

In gehobener Stimmung marschierte ich mit dem Felleisen beladen dem Zollhaus zu. Auf dem Wege dorthin wünschte mich die Gesundheitsbehörde kennen zu lernen. Die Beamten verlangten schriftlich bestätigt, daß ich keine schmutzige Wäsche habe, beguckten mich auch ein bißchen und verabschiedeten mich dann mit: „Merci bien, monsieur!" Vor dem Haus standen hinter einem Lattenzaun die Zwischendeckpassagiere eines russischen Dampfers. Sie wurden, weil choleraverdächtig, festgehalten. Nachdem die Zolluntersuchung überstanden war, konnte ich mich frei bewegen. Eine Herberge war bald gefunden. Zwei Tage hatte ich Zeit, die Stadt zu besichtigen. Dann sollte es wieder weitergehen, hinauf gen Jerusalem.



Suezkanal.

# Im gelobten Land.

Um vier Uhr sollte der Dampfer in See stechen, zu Mitternacht lag er noch träge auf der Reede von Port Said. Es wurde auf eine englische Reisegesellschaft gewartet, die auch nach Jerusalem wollte. Noch unangenehmer als das unbestimmte Warten war dann die Fahrt. Österreichisch war das Schiff, italienisch die Umgangssprache, böhmisch die Einrichtung, polnisch die Ordnung, chinesisch die Reinlichkeit.

Ein buntes Gemisch von Rassen drängte sich auf dem Schiffsboden. Seine Fremdartigkeit mußte den Forscher wieder und immer wieder anziehen. Bei den mohammedanischen Frauen konnte der Wissensdurst nicht gestillt werden. Sie hatten die Gesichter mit einem schwarzen, vollständig undurchsichtbaren Lappen bedeckt, der bloß die Augen frei ließ. Zu allem Überfluß ward noch die äußere Kittelage bis weit über den Kopf zusammengezogen. Aus dem sich leise bewegenden Haufen klang zuweilen ein unheimliches Gemurmel. Das unter dem Lumpenhaufen versteckte Wesen war wohl in Zwiegespräch mit seinem Herrgott. Die Türkinnen machten ihrem Ruf alle Ehre. Leicht, reizend schlenderten die üppigen Gestalten deckauf, deckab. Blendendweiße Haut, lustige Augen, frischer Mund, kurz alle Zeichen weiblicher Schönheit waren bei ihnen zu finden. Über dem Gesicht trugen sie einen dünnen Schleier, gerade Fadengewebe genug, um die Neugierde zu entfachen. Ihre feurigen Blicke konnten selbst einen eisigkalten Engländer vergessen machen, daß er für den Gang nach Jerusalem eine gottesfürchtig-ernste Miene mitzubringen verpflichtet ist.

Das untere Deck war mit lebendiger und toter Fracht voll bepackt. An den Seitengängen breiteten jüdische Männlein und Weiblein ihre Schlafdecken aus. Sie krochen, wie Vöglein auf dem Telegraphendraht, zusammen, um besser gegen die Seewinde geschützt zu sein. Um Kisten und Maschinen gruppierten sich in schmutzige Lumpen gehüllte Araber, Beduinen, Singhalesen beiderlei Geschlechts und jeden Alters. Sie schienen die lebendigen Teile der herumstehenden landwirtschaftlichen Maschinen zu sein. Äußerst

behutsam breiteten sie dreckige Fetzen auseinander, die Brotkrumen, Kartoffeln sowie ziemlich abgenagte Knochen enthielten. Eine mitleidige Seele von einem Matrosen warf noch eine Schüssel voll kalte Kartoffeln, Fischköpfe und Kraut hinzu. Das alles hatten die abgehärmten Gestalten bald zwischen ihre Magenwände verstaut.

Nach zwölfstündiger Fahrt näherten wir uns der syrischen Küste. Sandgraues, ewiges Einerlei. Kein Baum, kein Strauch, kein Wasserlauf zu erspähen. In der Ferne winkt Jaffa. Die Hafenstadt Jerusalems macht vom Meere aus einen so üblen Eindruck nicht. Hart am Strande erheben sich weißgraue Steinbauten von orientalischer Bauart. Die Häuser bedecken einen Hügel. In der Niederung zeigen sich grüne Gärten. Weit vom Ufer wird Anker geworfen. Hier ist eine der gefährlichsten Landungsstellen der Welt. Der Seegang ist zeitweise so schwer, daß überhaupt nicht geankert werden kann. Ein Dutzend Boote kommt herangeschwommen; sehnige Gestalten führen die Ruder. Der Takt für den Ruderschlag wird durch Gesang gegeben. Mit einer günstigen Welle setzt der Bootsführer mit Gesang ein, seine Gesellen schlagen mit Ruder und Stimme nach. Der Kahn verschwindet hinter einem Wasserberg, taucht aber gleich wieder empor. Vom sicheren Schiffsboden sieht sich der Kampf zwischen Naturkraft und Menschenkraft nicht übel an. Unangenehmer wird die Sache schon, wenn man auf schwankender Schiffsleiter eine günstige Wellenbewegung für den Sprung ins Boot zu erhaschen trachtet. Aber wenn man 5 Schilling für die Landung allein bezahlt, muß man auch Seeabenteuer erleben wollen.

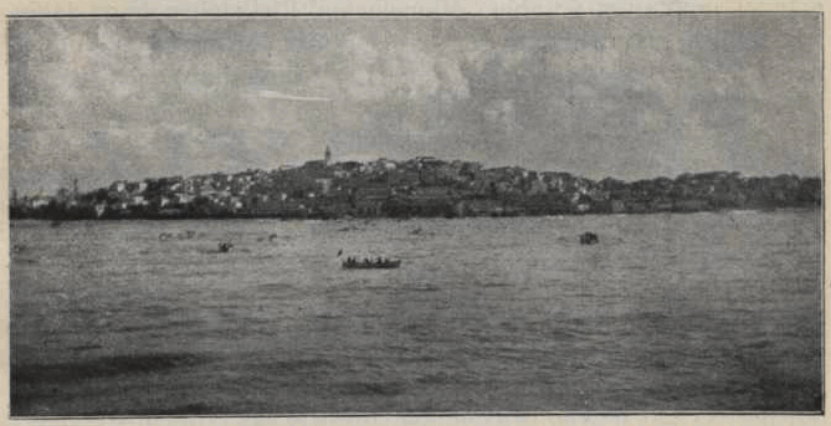
Die Durchschlängelung durch die vielen Felsenriffe ist glücklich gelungen. Die Passagiere atmen erleichtert auf. Langsam nähert sich die Landungsbrücke. Türkische Beamte stehen zum Empfang bereit: „Passeport! Passeport!“ schreien sie aus vollem Halse.

Eigentümlich, solange man den Reisepaß in der Tasche fühlt, fragt niemand danach. Auf meinen vielen Reisen bin ich auch nicht ein einziges Mal nach einem Paß gefragt worden, ausgenommen die paar Fälle, wo mich der Teufel in deutsche Konsulate ritt, und nun, wo ich keinen habe, soll ich einen vorweisen. Jetzt kann es noch kommen, daß mir, dem unschuldigen Pilger, bei dem sich die Erwartung eines halben Menschenlebens erfüllen soll, der Eintritt ins gelobte Land verwehrt wird.

Doch die Sache sieht gefährlicher aus als sie ist. Mit dem „großen amerikanischen Handschlag“ ist auch hier drohendes Unheil zu beschwören. In der linken Hand halte ich einen mit mächtigen Siegellackfladen bedeckten Briefumschlag, mit der rechten

drücke ich fünf große Piaster (1 Piaster = 20 Pf.) in die Polizeihand, worauf das erlösende Wort: Passez! ertönt. Zu allem Überfluß werde ich für die Piaster auch noch am Tisch des Zollhauses vorbeibalanciert. Da sage noch einer, das heidnische Türkenreich sei der christlichen Zivilisation nur schwer zugänglich.

Den Hinaustritt auf die Straße begrüßt eine Horde zerlumpter Kinder mit: Backschisch! Backschisch! (Trinkgeld!) An meinem Handgepäck üben mehre braune Gesellen ihre Muskelkraft. Auch diese hatten als Feldgeschrei: Backschisch! gewählt. Als Retter aus dieser verzwickten Lage erschienen andere Pilger auf der Schwelle des Zollhauses. Die armen Eingeborenen hatten ihre Stimm- und Muskelkraft doch wahrhaftig lange genug vergeblich



Jaffa.

an mir versucht, daß es ihnen hätte dämmern müssen, daß einem Distelstrauch nun einmal Feigen nicht abzuknöpfen sind. Ihre Einsicht wuchs erst, als ich verschiedene Male auf die Ankömmlinge hingewiesen hatte. Den aus dem Zollhaus kommenden Pilgern war augenscheinlich der Schädel noch ganz heiß von dem Streit mit den Zollmenschen, so konnte es ihnen auf ein bißchen mehr Streit füglich nicht ankommen. In sicherer Entfernung machte ich halt, um ein wirkliches, mit blutigem Ernst gespieltes Drama anzusehen. Beide Teile spielten den Kampf meisterhaft; die Eingeborenen geduldig, beharrlich, die Pilger fuchtig, ekelhaft kreischend. Das Spiel zwischen Pilgern und Bettlern war entschieden unchristlich und sehr ergötzlich auch.

Die Einwohnerschaft Jaffas scheint wenig für die Belebung der Ortsgeschichte, die sehr wechselvoll ist, übrig zu haben. Noch nicht einmal eine Gedenktafel erinnert daran, daß es nahebei war,

wo der Prophet Jonas von einem Seeungeheuer verschlungen wurde. Der christliche Teil der Bürgerschaft hält es auch nicht vonnöten, die Taten ihrer mit Feuer und Schwert für das Kreuz kämpfenden Vorfahren der Mitwelt ins Gedächtnis zu rufen, ansonst sie dem Richard Löwenherz, der bei Jaffa die Sarazenen schlug, ein Denkmal hätte setzen müssen.

Das Jaffa von heute scheint sich von dem Joppe der biblischen Zeit wenig zu unterscheiden. Das Aussehen der inneren Stadt kann nicht viel anders, die Gäßchen nicht enger, die Einwohner nicht ärmer gewesen sein zu jener Zeit, wo die Apostel auf ihrer Reise nach Rom hindurchzogen. In den beängstigend schmalen Gassen treibt reges Leben. Hastig eilen Christen, Juden und Muselmänner mit Lasten vorüber. Kamele und Esel ziehen träge dahin, selbst Stock und Schimpf verfehlt bei ihnen die Wirkung. An den freien Plätzen sitzen auf niedrigen Schemeln Söhne Israels bei schreiender Unterhaltung, den Topf der Wasserpfeife im kühlenden Naß der Pfützen. Beim Gang zwischen den Häuserreihen steigt ein beklemmender Geruch in die Nase, wodurch einem die Ansicht aufgezwungen wird, daß hier die Abladestellen für natürlichen Dünger sehr zahlreich und zu wenig gehegt sein müssen. Wir sind eben im Orient.

Der neue Teil der Stadt bietet ein angenehmeres Bild. Hier sind die Straßen breit, die Häuser sauber; gut gepflegte Gärten mit Palmen und Blumen erfreuen das Auge. Nicht weit davon ist die Haltestelle der Jerusalemer Bahn. Einige Beamte sprechen französisch. Die Bekanntmachungen in den Wagen sind in arabischer und französischer Sprache. Zweimal täglich kriecht ein Züglein hinauf in die heilige Stadt. Die 87 Kilometer lange Strecke kann, wenn Gott dem Gefährt seine Hand nicht ganz entzieht, in vier Stunden durchfahren werden. Die Hoffnung, daß für die fünfeinhalb Franken Fahrgeld auch Naturschönheiten geschaut werden können, erfüllt sich nur in geringem Maße.

In Jaffas nächster Umgebung sind noch Pflanzungen und Gehöfte zu sehen; dann aber wird die Landschaft öde und leer. Rechts wie links nichts als Sandwüste. Durch das Sandmeer wandern Karawanen, für ihre unmittelbaren Nachfolger Fußstapfen als Wegweiser zurücklassend. Der Zug schleicht an Dörfchen von äußerster Armseligkeit vorüber. Die Behausungen sehen aus wie in Torf gestochen. Das Dach der Behausungen bilden mit Stroh, wenn nicht mit Mist bedeckte Stangen; die Türöffnungen sind gerade groß genug, das Durchschlüpfen zu gestatten. Hie und da Ölbäume, die von Mädchen ihrer Frucht entledigt werden.

Nach und nach beginnt die Troftlofigkeit der Landfchaft zu weichen. Nackt und ermüdend ift fie zwar immer noch, aber man begegnet doch immerhin noch Dörfern mit wohnlichen Häufern. An den luftigen Anhöhen des Tales des Wadi-es-Sarar ftehen Häufergruppen, die durch Bauart und Lage an kleine Feftungen gemahnen. Die Zunahme der Felder und Gärten läßt annehmen, daß hier ein fleißigerer Menfchenfchlag oder befferer Boden mit reicheren Waffequellen ift. Die Flurfcheiden find durch klobige Mauern aus Feldfteinen kenntlich gemacht. Die Steinfchichten find manchmal fo breit wie der Landftreifen, den fie umfriedigen. Eine elend holprige Straße fchlängelt der heiligen Stadt zu. Steine und Sand gibt's im gelobten Land in Fülle.

*

Auch der Ungeduld wird fchließlich Sieg. Gemächlich kriecht der Zug in den Jerufalemer Bahnhof. Noch ehe das Gefährt ganz zum Stillftand gekommen ift, fliegen die Wagentüren ungewohnt fchnell auf. Vier halb kofchere Gefellen drängen fich durch die Öffnung. „Miftер, das beftellte Zimmer ift in Ordnung! Das Effen wird bei der Ankunft im Hotel bereit fein!" tönt es von allen vier Mäulern zugleich. Im erften Augenblick wußte ich nicht, worüber ich mehr erftaunt fein follte, ob über meine Bekanntfchaft im heiligen Lande oder über die Unverfchämtheit diefer Burfchen. Ein Zimmer hatte der einmal Gewitzigte ficherlich nicht beftellt. Aber woher wußten die Burfchen meinen Namen? Wer hatte ihnen gefagt, daß ich englifch fpreche? Wie hatten fie Wagen und Klaffe, worin ich fuhr, ausfindig gemacht? Alles Fragen, worauf ich erft fpäter, auf der Fahrt nach Kairo, Antwort erhalten follte. Erft dort erfuhr ich, daß die Hotelmenfchen die Abkehr und Zahlungswilligkeit der Gäfte ihren Gefchäftsfreunden zu leichterem Vollzuge des Kundenfanges auf telegraphifchem Wege mitteilen. Diefen Gefchäftskniff konnte ich in Jerufalem noch nicht einmal ahnen. Was Wunder, wenn ich erftaunt, verblüfft war.

Die vier Burfchen ftanden mauerfeft vor dem Ausgang. Weder ließen fie das Raufen um mein Gepäck, noch gaben fie den Weg frei. Anftatt jeder Antwort wurde der Verfuch mit einer Armbewegung gemacht, wie fie dem Boxer eigen ift. Das brachte endlich freie Tür. Ihr höllifches Gekreifch war diesmal für taube Ohren. Auf dem Bahnfteig kam mir ein anderer Hotelmenfch entgegen. Gemeffen war feine Bewegung, chriftliche Befcheidenheit fprach aus feiner Rede, fromme Einfalt lag auf feinem Geficht. Der Name feines Hotels war die Heiligkeit felbft. Das alles ftand

in angenehmem Gegensatz zur Geriffenheit seiner vier Kollegen. Ihm vertraute ich mich an. Und nicht nur aus dem Namen seines Hauses, auch von dessen Wänden sprach tiefe Frömmigkeit durch Bibelsprüche; in der Zimmerluft lag kirchliche Ruhe; die Gespräche wurden in salbungsvollem Tone geführt. In einem so göttlich-ruhigen, christlich-frommen Hause mußte man vor Übervorteilung sicher sein. So nahm ich gläubiger Mensch wenigstens an. Allein, wie kann der Mensch sich trügen!

Der Ärger über die freche Aufdringlichkeit der Hotelknechte hielt nicht lange an. Jetzt, wo den Erwartungen vieler Jahre Erfüllung in nächster Aussicht stand, durfte ich mich mit kleinen Verdrießlichkeiten nicht lange aufhalten. In wenigen Minuten sollte der Einzug in die heilige Stadt vor sich gehen, wenn auch nicht auf einem weißen Roß, wie ein deutscher Fürst, auch nicht auf einem Esel, wie einst der Nazarener, so doch nicht weniger feierlich, so wie es einem schlichten Pilger geziemt. Die Erregung stieg fühlbar. Die Ungeduld, die Stätte zu schauen, worauf sich die Verehrung dreier Weltreligionen richtet, ließ sich nicht mehr bezähmen. Irgendwo in der Nähe mußte sich die heilige Stadt befinden. Links vom Bahnhof war nichts zu sehen als Häuser, die ihrem Äußern nach Europäern gehörten, rechts verdeckte ein Hügel die Aussicht.

Vor Jerusalem. Rechts oben die Stadtmauer.

Das Gefährt steigt über einen Hügel. Eine schwere Staubwolke schlägt uns ins Gesicht. Der Wagen rollt auf einer verwahrlosten Landstraße. Wir werden von einer Ecke in die andere geschleudert, die Achsen drohen zu bersten. Kamele mit ihren Treibern sowie kleine, mit Reitern oder Säcken beladene Esel, die nicht viel größer als ausgewachsene Bernhardinerhunde sind, ziehen gemächlich vorüber. Von Pflanzenwuchs nirgends ein Zeichen. Die Landschaft ist kahl, nackt, tot, von einer dicken Kalkschicht überzogen. Der Weg geht bergan. Das verstaubte Auge gewahrt rechts oben starke Festungsmauern: die Zionsfeste, die der alte David noch gebaut haben soll. Noch ein paar Minuten, und wir ziehen durchs Jaffator hinein in die heilige Stadt.

Wir ſtehen, das Jaffator im Rücken, auf einem Platz. Rechts die Zionsfeſte, wo türkiſche Soldaten wachen und lungern; links europäiſche Läden und Hotels, geradeaus Öffnungen, Gaſſen, die allmählich, mitunter auch treppenartig bergab gehen. In dieſen engen, oft weniger als zwei Meter breiten Verkehrsadern, wovon ein guter Teil überwölbt iſt, drängt ſich Menſch und Tier in altgewohnter Vertraulichkeit. Die lebendigen Knäuel ſchieben ſich auf und nieder. Vor den ſteinernen Behauſungen ſind auf Tiſchen oder auf dem Boden Säcke, Hausgegenſtände und Eßwaren aufgeſtapelt. Chriſten, Juden, Mohammedaner feilſchen in gleich ſchreiender Lebhaftigkeit. Allenthalben muffige Armut. Die Gaſſen ſehen alle Glauben, alle Raſſen, alle Hautfarben, Menſchen von höchſter und ureinfachſter Kultur. Neben dem läſſigen, mit Kamera, Fernrohr und Bädeker beladenen Angelſachſen läuft der verſchmitzt ſchmunzelnde arabiſche Waſſerhöker, die mit dem dort ſo wertvollen Waſſer vollgefüllte Schweinshaut auf dem Buckel. Wollte man nach Kleidungen urteilen, ſo könnte man glauben, in einer Ausſtellung von Trachten aller Zeiten zu ſein. Den Gaſſenlärm verſucht der Kameltreiber zu übertönen. Nicht ſo grell, aber doch noch betäubend genug ſind die Schreie der Eſeljungen, Zurufe, die dem vierbeinigen Freunde gelten, der nicht durch Anſchub von hinten, noch mit dem Knüppel vorwärts zu bringen iſt. Geſchickt und nicht ohne Anmut balancieren die Beduinenfrauen ihre Kopflaſt durch das Gewühl. Auf den ſchlanken, biegſamen Körpern ſitzen hübſch geformte Köpfe mit angenehmen Geſichtern. An den braunen Fußknöcheln ſchlappern „Armbänder“ aus Eiſen oder Nickel. Sie ſind alle etwas ſehr ſchmutzig, es iſt wahr, aber doch ganz lieblich anzuſchauen. Sauberer ſchon ſind die Türkinnen. Die vollen Geſtalten ſind mit reinen, zumeiſt ſchwarzen Kleidern

Geburtskirche in Bethlehem.

angetan, ihre Schleier dünn genug, die wohlgeformten Geſichtszüge erkennen zu laſſen. Leider läßt ſich das von den Mohammedanerinnen nicht ſagen. Deren ſchwarze, vollſtändig undurchſichtige Geſichtsbedeckung, die auf dem Naſenbein durch ein goldig glänzendes Röhrchen mit der Kopfhaube verbunden iſt, erlaubt nicht zu erraten, mit welcher Alters- oder Schönheitsklaſſe man es zu tun hat. Eine betrübende Tatſache.

Manche Stellen der heiligen Stadt durchgehen die Europäer mit zugehaltener Naſe in ſchleunigſter Eile. Der üble Geruch bereitet ihnen ſchweren Verdruß. Die Warenverkäufer haben ähnliche Verdrießlichkeiten zu überſtehen, die ihnen Kamele und Eſel verurſachen. Dieſe ſind oft ungezogen genug, ihre tieriſchen Bedürfniſſe zwiſchen Kornſäcken und Warentiſchen zu verrichten. Daß durch ſolch eine ſcheußliche Ortsverirrung die Äſthetik der Straßen der heiligen Stadt noch mehr entheiligt wird, verſteht ſich.

Wir ſind nach und nach an die Tempelſtätten gekommen, woraus Jeſus die Wucherer vertrieb. Sie ſind unbewohnt und ganz verwahrloſt. Noch eine kurze Strecke Weg und wir ſtehen am Felſendom. Dieſer achteckige, prächtige Steinbau, der ſich inmitten eines mit Steinplatten bedeckten Platzes erhebt, ſoll zwiſchen dem ſiebenten und achten Jahrhundert erbaut worden ſein. Er überdacht den heiligen Felſen, worauf Abraham den Iſaak hat ſchlachten wollen, wo die Bundeslade geſtanden, den der Jakob geſalbt, der der Mittelpunkt der Welt iſt. Von hier aus iſt Mohammed gen Himmel gefahren. Als untrügliche Beweiſe für dieſe nicht alltägliche Begebenheit ſtehen die Eindrücke von den Füßen Mohammeds in den marmornen Bodenplatten des Tempels. In dieſen Vertiefungen befinden ſich noch Nägel, die von den Schuhen des Propheten herrühren. Wird der letzte dieſer Nägel herausgezogen, iſt der jüngſte Tag angebrochen. Dieſe Einzelheiten und noch wunderſamere verdanke ich dem Tempeldiener. Mit: Backſchiſch! Backſchiſch! ſchloß er die ergreifende Erzählung, dabei die geöffnete Hand ausſtreckend.

Tief ergriffen wenden wir uns der Via Dolorosa, dem Leidensweg, zu. Das iſt die Strecke, die der mit dem Kreuz beladene Jeſus auf ſeinem Gang nach Golgatha durchſchritt. Der Weg iſt in vierzehn Abſchnitte eingeteilt. Dort, wo das Gerichtsgebäude geſtanden hat, worin Chriſtus das Urteil geſprochen wurde, ſteht jetzt ein Kloſter franzöſiſcher Schweſtern. Die geſprächige Oberin empfängt uns in geſchäftsmäßiger Weiſe. Nachdem ſie die Sammelbüchſen auffällig abgeſtaubt und geräuſchvoll nebeneinander gereiht hat, führt ſie uns in den Keller. Dort unten liegt noch ein

Stück von dem Straßenpflaster, worauf der Heiland bei seinem letzten Gang schritt. Die technisch genaue Zusammenfügung der Steinplatten könnte fast Zweifel an der Wahrheit des von frommem Munde Berichteten aufkommen lassen, befänden sich dafür nicht untrügliche Beweise, die Fußstapfen des Heilandes, in den Platten. Wir übergeben den Büchsen einige Münzen und wandern weiter.

Auf der linken Seite des Leidensweges werden wir angeschrien. Eine französische Schwester ladet mit Gebärde und Worten zum Eintritt ein. Auch sie will ihre Heiligtümer besichtigt haben. Der Führer warnt: Alles, was wir bis jetzt gesehen hätten, sei echt, aber an die Wunderdinge, die diese Nonne zeige, könne man nicht glauben. Als wir uns zum Weitergehen anschickten, flogen

Jerusalem. Häuserreihe am Felsendomplatz.

recht garstige Worte aus dem Munde des frommen Schwesterchens hinter uns her. Nach dem, was aufgeschnappt werden konnte, schien es weniger die Unechtheit der Heiligtümer zu sein, was unseren Führer vor dem Eintritt warnen ließ, sondern eher ein Streit über nicht bezahlte Gebühren, die den Führern für das Zuschleppen von Pilgern gegeben werden müssen.

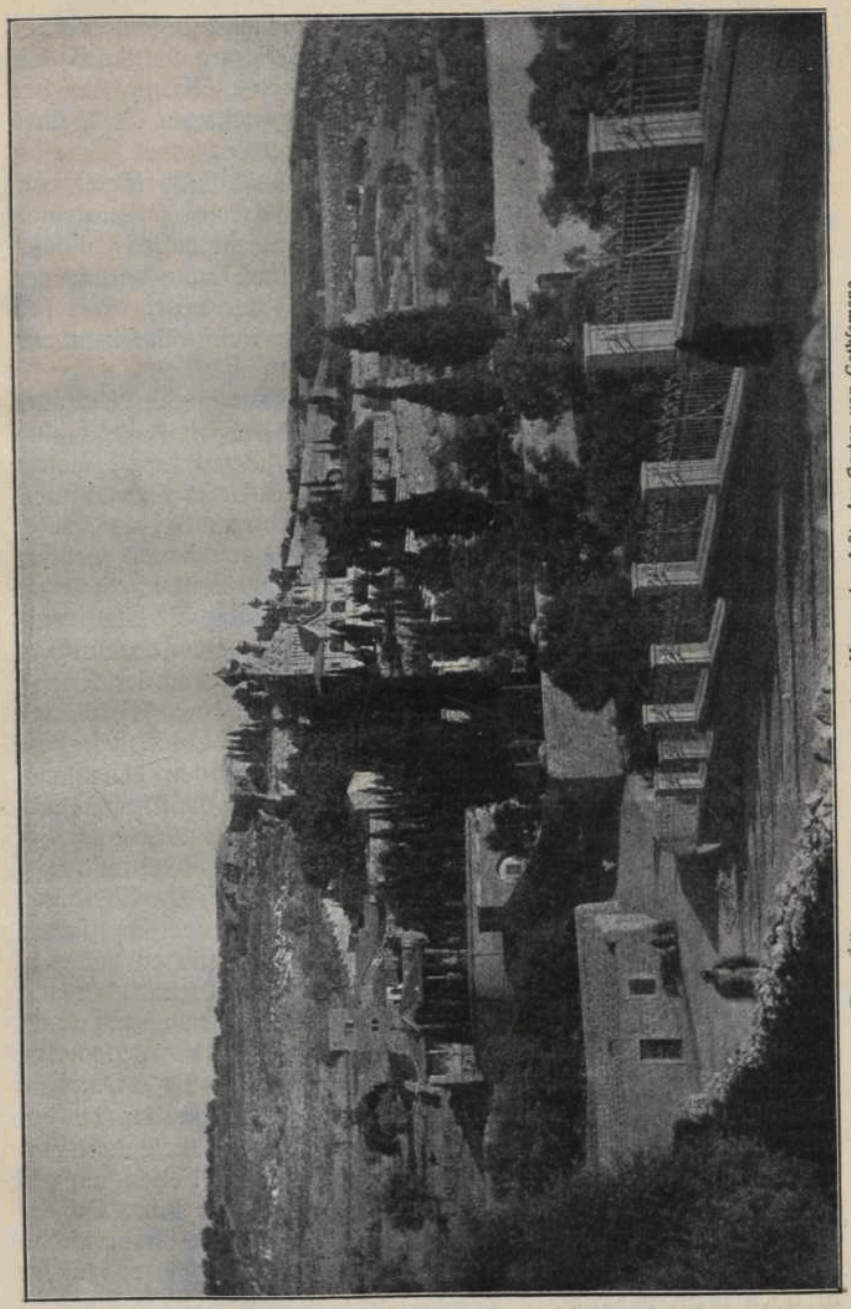
Die fünfte Station des Leidensweges ist die Stelle, wo Simon von Kyrene Jesus das Kreuz abnahm. Jesus, unter der Last zusammengebrochen, fiel an ein Haus, berührte dabei mit der Hand die Wand. Der Eindruck, der durch die Berührung in den Stein gemacht wurde, ist heute noch zu sehen. Die schützende Kraft des Himmels ist auch dieser Stelle wie vielen anderen, womit Jesus in Berührung gekommen ist, teilhaftig geworden. Obwohl

Jerusalem seit jener Zeit mehre Male derart zerstört wurde, daß „kein Stein auf dem andern blieb", sind alle diese Erinnerungsstätten wie durch ein Wunder erhalten geblieben.

Wir kommen auf Golgatha, in die Grabeskirche. Wie ganz anders hatte ich mir diesen Bau gedacht, der das Heiligtum der Heiligtümer der gesamten Christenheit birgt. Als einen mächtigen, eindrucksvoll himmelwärts strebenden, lichten Dom hatte ich ihn mir vorgestellt, dem heilige Stille, Ordnung, Reinlichkeit sowie Einigkeit seiner Besitzer nicht mangele, woraus Geschäft und Beutelschneiderei verbannt seien. Und was sollte ich statt dessen finden? Einen eindruckslosen, widerwärtigen Haufen verwettertes Gemäuer, um das sich zweifelhafte Gestalten und schmutzige Krämer herumtreiben. Das Innere der Kirche bilden Gänge, Winkel, Kellereien, denen Licht und Sauberkeit fehlen. Den muffigen Geruch wird man erst dann wieder los, wenn man außerhalb der Stätte steht.

Über den Vorhof, an dem Stein vorüber, worauf der tote Jesus gesalbt wurde, gelangt man in das Hauptschiff der Grabeskirche. In der Mitte, unter der Kuppel, steht das heilige Grab in einem marmornen Überbau von zehn Meter Länge und fünf Meter Breite. Dieses Grabgebäude schließt die Engelskapelle, die eigentliche Grabesstätte, ein. Nachdem der Durchschlupf durch eine niedrige Öffnung gelungen ist, steht man in einem beängstigend kleinen Raum, der durch Laternen erhellt ist. Hier haben die Gläubigen viel glitzernde Gaben abgeladen. Rechts ein Altar: das heilige Grab. Zwei Priester lesen die Messe. Beim Hinausgehen betrachten wir noch den Stein, den die Engel einst von dem heiligen Grab wegwälzten. Vor der Kapelle stehend, gewahren wir die gut verräucherte ovale Öffnung, woraus am Osterheiligabend an einem genau festgesetzten Zeitpunkt das vom Himmel gesandte Licht, das heilige Feuer, herauskommt. Dieses Feuer hat die jedenfalls wunderbare Eigenschaft, nicht zu brennen. Die Gläubigen lassen damit ihre Körperteile belecken oder sammeln es auf einem Kerzendocht, um es mit in die Heimat zu nehmen.

Wir steigen mit Kerzen versehen auf einer klitschigen Treppe hinab in den Keller. Der Führer kriecht in ein finstres, modriges Loch; wir hinterdrein. Auf dem Boden hockend erzählt er uns, daß hier die Überreste von diesen oder jenen Heiligen gebettet gewesen seien. Wir kriechen wieder zurück, wandern durch düstere Gänge, an sehr verkommenen Kapellen und Grotten vorüber. Man seufzt auf, wenn man wieder unter der Kuppel der Grabeskirche steht. Daß ich nach diesem Leidenswege noch in andachtsvoller Stimmung gewesen wäre, möchte ich nicht sicher behaupten.



Der Ölberg. Rechts unten, von einer Mauer eingefaßt, der Garten von Gethsemane.

Institut für deutsche Volkskunde

Über eine knarrende Treppe gelangt man zum eigentlichen Golgatha, alſo zu der Stätte, wo die Kreuzigung ſtattfand. Ein Loch zeigt die Stelle an, wo das Kreuz ſteckte. Knapp daneben ſind die Kreuzzeichen der beiden mit hingerichteten Verbrecher. Die Kreuze müſſen hart nebeneinander geſtanden haben, denn die bezeichneten Punkte ſind kaum mehr als anderthalb Meter voneinander. Oder ſollten die römiſchen Kriegsknechte ſchon damals an den beſchränkten Raum der Kapelle gedacht haben? Gleich neben der Kreuzſtelle iſt der Felsſpalt, der ſich beim Verſcheiden Jeſus öffnete; er reicht bis zum Mittelpunkt der Erde. Wer ſich von Thomasſcher Ungläubigkeit nicht ganz frei fühlt, kann mit dem Arm hineinlangen und ſich überzeugen.

Was mir ſchon beim Eintritt in die Grabeskirche wie auch vorher beim Beſuche der Geburtskirche in Bethlehem beſonders auffiel, war die Anweſenheit türkiſcher Soldaten. Selbſt Waffen trugen ſie. Sollte es an den Stätten der Brüder in Chriſto nicht immer liebreich zugehen? Der Führer berichtete: Bei den chriſtlichen Sekten, die Teile von den heiligen Plätzen haben, geht es oft recht unchriſtlich zu. Die Fehde zwiſchen ihnen ſchläft nie ganz ein. Mitunter verſuchen ſie, ſich gegenſeitig die Überlegenheit ihres Glaubens und die Echtheit ihrer Heiligtümer durch Fluch und Hieb einzuprägen. Am heiligen Oſterfeſt gibt es in der Grabeskirche oft häßliche Auftritte, die für Beteiligte mit einer Schädigung der Geſundheit enden. Einigen iſt dabei die Möglichkeit zum Atmen und zum Beten für immer genommen worden. Die heidniſchen Soldaten ſind nun dazu da, den Chriſten die Freiheit zum Übertreten ihrer Gebote einzuſchränken. Auch Schlüſſel und Bewachung der Grabeskirche ſind Mohammedanern anvertraut.

Übrigens gibt es in Jeruſalem zwei Gräber Chriſti. Die Gläubigen ſtrömen vorläufig nur zu dem einen in der Grabeskirche und halten dieſes für das richtige. Das andere Grab liegt draußen vor dem Damaskustor und iſt im Beſitz einer engliſchen Geſellſchaft. Welches von beiden das richtige Golgatha iſt, muß den Gläubigen überlaſſen werden, zu entſcheiden. Auf die Schädelſtätte vor dem Tor ſcheinen eher die bibliſchen Beſchreibungen zu paſſen. Die Einbildung kann, auch wenn ſie nicht von Glaubenseifer bewegt wird, an der Form des Hügels etwas wie eine Schädelgeſtalt entdecken, und unten in der Steinwand iſt auch ein Felſengrab gefunden worden, das dem Nikodemus gehört haben ſoll. Ob die Engländer auf dem noch unbebauten Ort auch eine Grabeskirche errichten wollen, um den Strom der Gläubigen dorthin zu lenken, iſt noch nicht bekannt.

Der Ölberg ist von der Stadt durch das Kidrontal getrennt. Kommt man vom Stephanstor, geht's an dem Stein vorüber, worauf der heilige Stephan gesteinigt worden ist. Im Talgrund liegt zur Linken ein verwetterter Steinbau, der das Grab der heiligen Jungfrau und ihres Mannes überdacht. Am Eingang lungern Dutzende von Aussätzigen, die durch ihre unverschämt zur Schau gehaltenen Gebrechen sowie durch ihre kreischende Bettelei des Pilgers fröhlich-fromme Stimmung in eine wütende verwandeln können.

Am Fuße des Ölberges liegt, von einer lichten Mauer umsäumt, der Garten von Gethsemane. An der Innenseite der Gartenmauer ist die Leidensgeschichte des Heilandes bildlich dargestellt. Dort ist auch der Stein, worauf Jesus den verräterischen Kuß erhielt. Der Eindruck an der Höhe der Vorderseite soll von der Anlehnung des heiligen Kopfes herrühren.

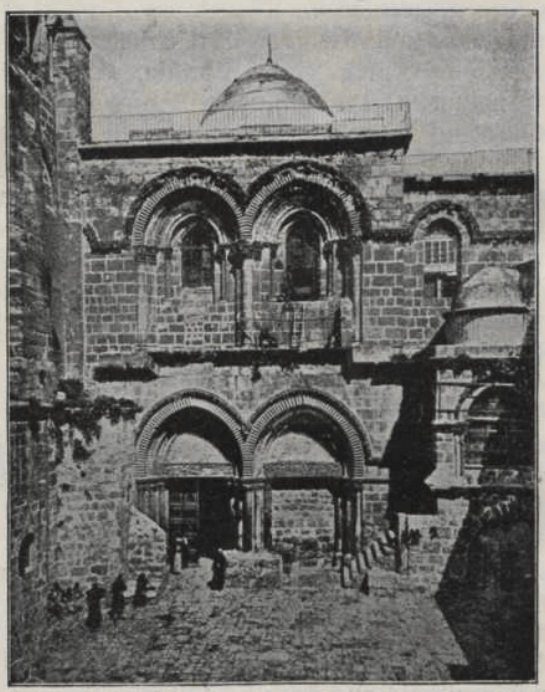
Auf gewundenem, mit Steingeröll reichlich bedecktem Wege gelangt man auf des Ölbergs Höhe, dorthin, wo die Himmelfahrt ihren Anfang nahm. Der Kamm des Berges erlaubt den herrlichsten Ausblick auf die Stadt. Von hier aus macht sie einen würdevollen Eindruck, der sich leider verflüchtigt, sobald man mit dem Straßenleben, mit den Eingeborenen und den Tempelchristen in Berührung kommt. Nach dem Westen hin gewährt der Ölberg Aussichten von seltener Größe. Jenseits eines kahlen Gebirgsrückens schillert eine lange, nach oben spitz zulaufende Wasserader: der Jordan mit dem Toten Meer; weit im Hintergrund ragt eine mächtige Bergkette, das Abarimgebirge empor. Von dort oben hat Moses zum ersten Male das gelobte Land erblickt, „darinnen Milch und Honig fließt".

Wenn das wahr ist, dann muß das gelobte Land damals viel, viel fruchtbarer gewesen sein, denn Palästina ist heute eines der kahlsten und armseligsten Länder der Erde, wenigstens soweit ich es sehen konnte.

Der Besuch der heiligen Stadt muß dem wirklich frommen Pilger herbe Enttäuschungen bringen. In andachtsvoller Stimmung zieht er gen Jerusalem, um sich dort zu erbauen. Unterwegs steigen die biblischen Beschreibungen der Heilandsstadt sowie die Erzählungen seiner Religionslehrer von der in Zions Mauern herrschenden Friedfertigkeit und Glückseligkeit in seinem Geiste auf. Nach alledem hofft er doch wenigstens in der Davidstadt, in der Heilandsstadt, in der Stadt Mohammeds edle Hingabe an Gott und seine Gebote zu finden; er erwartet, daß dort bei den Heiligtümern der drei Weltreligionen, dort, wo für ihn jeder Stein eine Erinnerung an die göttliche Offenbarung darstellt, sich alle Gläubigen

unterſchiedslos beim Dienſt für den Einzigen Gott zuſammenfinden. Und was trifft er ſtatt alles deſſen? Die Eingeborenen ſchmutzig, träge, gleichgültig, geiſtig über alle Maßen rückſtändig und verkommen, die meiſten andern in Einfältigkeit oder mit Geriſſenheit dabei, aus der Religion ein möglichſt gutes Geſchäft zu machen. Mohammedaner, Juden und Chriſten in ärgſter Feindſchaft; ſelbſt die chriſtlichen Sekten an den Erinnerungsſtätten deſſen, der da eindringlich gepredigt hat: Liebet euch untereinander! ſtets bereit, ſich gegenſeitig zu erwürgen.

Wahrlich, einen ſolchen Geſchäftsneid wird der gute Pilger in ganz Israel nicht wieder finden.



Die Grabeskirche.

FÜNFTER TEIL

# ÜBER KAIRO ZURÜCK IN DIE HEIMAT.

—ooo—

## Kairo und die Pyramiden.

Nach fünftägiger Abwesenheit war ich wieder in Port Said eingetroffen. Bis zur Ankunft meines Lloyddampfers dauerte es noch einige Tage, die zur Besichtigung Kairos verwendet werden sollten. Auf dem Wege zum Kairoer Bahnhof bekam ich eine prächtige Gelegenheit, mich gründlich zu ärgern und, unbegreiflich, ich nützte sie weidlich aus. Meine Gemütsruhe mußte in Jerusalem gelitten haben. Port Said ist mehrfach als die Hölle auf Erden geschildert worden. An diesem Frühmorgen war auch ich nahe daran, der interessanten Stadt unrecht zu tun:

Obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen war, lungerten schon starke Horden zerlumpter Eingeborene am Hafenrand und heulten: Führer! Führer! Backschisch! Backschisch! Abweisungen machten die Bettelvögte bloß noch aufdringlicher. Welchen Weg ich auch einschlagen mochte, immer umschwärmten sie mich, dabei unausgesetzt: Backschisch! schreiend. Plötzlich erinnerte ich mich, daß ein gutmeinender Mann für soche Fälle ein paar Worte angegeben hat, die auf ägyptische Bettlerbanden wirken sollen wie ein Schrotschuß auf einen Haufen Spatzen. Mit voller Kraft preßte ich diese Zauberformel durch die Kehle: Mafisch! Mafisch! (Gibt nichts!) Als Echo tönte nur noch stärker zurück: Backschisch! Backschisch! Für besonders hartnäckige Fälle preist Bädeker noch eine andere Bändigungsformel: Allah jatik! Allah jatik! (Gott gebe es dir!) Aber auch damit war alles andere, nur nicht die erhoffte Wirkung zu erzielen. Endlich tauchte der Bahnhof auf, und damit die Möglichkeit, der Horde zu entrinnen. Die verwünschte

Gesellschaft mußte meine Gedanken erraten haben. Oder war sie durch Erfahrung gewitzigt? Der größte der Schreihälse löste sich von ihr ab, trat keck vor mich hin und heischte 20 Piaster (1 Piaster = 20 Pf.); er sei als Führer angeheuert worden, was soviel koste. Ich glaube, ich hätte den Kerl niederschlagen können, er hätte immer noch geschrien: 20 Piaster! Der Wortstreit lockte einen eingeborenen Polizisten herbei. Nach kurzem Besinnen fällte er ein salomonisches Urteil: Der Mann müsse nicht mit 20 Piaster, wohl aber mit 10 entschädigt werden. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu zahlen, wenn ich auch nicht wußte wofür. —

Hafenseite von Port Said.

Von Port Said ist die Hauptstadt Ägyptens auf einer vorzüglichen Bahn in weniger als 4 Stunden zu erreichen. Sie zieht sich dicht neben dem Suezkanal hin, biegt dann bei Ismaïlia in westlicher Richtung ab. So neuzeitlich wie die Bahn, ist auch der Kairoer Bahnhof. Die Züge enden in einer mächtigen Bogenhalle. Eingekeilt in einen Klumpen Menschheit, strebte ich dem Ausgang zu. Vor mir lag ein ausgedehnter Platz, wie er nicht schöner in einer europäischen Großstadt anzutreffen ist. Der erste Eindruck ließ fühlen, daß Kairo nicht umsonst das „afrikanische Paris“ genannt wird. Es zieht die Parasiten der kapitalistischen Gesellschaft, die mit Gold behängten wie die in Lumpen gehüllten, gleich stark an. Für die einen sind bayrische Bierhallen, französische Kaffeehäuser, prunkende Hotels und Freudenhäuser in schwerer

Menge da; für die andern gibt es Wohltätigkeitsvereine sowie Verzapfstellen für Bibelsprüche mit Krumen vom Tische der reichen Fremden.

Die Straßen waren belebt, wie die Pariser Boulevards an warmen Sonntagnachmittagen, obwohl es noch wochenlang dauerte, bis der große Fremdenstrom einsetzte. Feiertagsstimmung allenthalben. Die hohe Gesellschaft saß oben auf den Veranden der großen Karawanserein bei Wein und Schokolade, das gewöhnliche Volk unten am Straßenrand bei Bier und Kaffee. Den Fahrdamm füllte das buntscheckigste Gewimmel, das ich je gesehen hatte. Araber, Türken, Beduinen, Juden, Europäer und viel leichtgeschürzte Dämchen, dann Händler, Gaukler und Tagediebe wälzten sich bei lauter Unterhaltung auf und nieder. Kairos Straßenleben ist gewiß furchtbar lärmend, aber fesselnd und lehrreich auch. Ganze Tage und halbe Nächte habe ich bei einem Töpfchen Mokka dem Getriebe zugeschaut. Freilich, an eine ungestörte Betrachtung war nicht zu denken. Der auf dem Fußsteig sitzende Efendi ist ja gerade das, wonach das hökernde Volk eifrig sucht. Der Schmuckwarenhändler hängt einem ein Kettchen um den Hals, im selben Augenblick krabbelt unten an den Füßen ein Stiefelwichser, und gleichzeitig fühlt man sich rechts und links, hinten und vorn gezupft und angejammert. Man hat ständig mit Händen und Füßen kräftig abzuwehren, will man den Geldbeutel nicht verpflichten.

Noch anziehender als das Leben des europäischen Viertels ist das der arabischen Stadt. Zwischen den vor langer Zeit einmal getünchten Häuserreihen kann man tagelang einherwandeln, ohne des Schauens müde zu werden. In den Kaffehäusern wird guter Mokka für wenig Geld ausgeschenkt, in den Basaren sind echt arabische Schmucksachen spottbillig zu haben, die aber bei Wertheim in Berlin oder im Pariser Louvre schon zum halben Preise feilgehalten werden.

Das Zurechtfinden in der arabischen Stadt ist schwer, das Hinausfinden schier unmöglich. Als Retter in der Not erweisen sich die englischen Soldaten, wovon stets genug in dem Labyrinth herumstrolchen. Sie zeigten sich immer gerne bereit, mich, ihren „American cousin", nach einer Bierschankstelle in der europäischen Stadt zu begleiten, wo ich ihnen ein drink spenden wollte. Die ungeschlachten Söldner waren freundlich genug, mich in die Zitadelle einzuladen, damit sie Gleiches mit Gleichem vergelten könnten. Ich bin dann wohl hinauf in die achthundert Jahre alte Festung gewandert, habe von dort oben die herrliche Aussicht

auf Stadt, Niltal und Wüste genossen wie auch die unvergleichliche Alabastermoschee bewundert, bin aber wieder nach Kairo hinabgestiegen, ohne in die Kaserne einzukehren.

Für die dunkelhäutigen Proletarier ist jeder Weiße ein Krösus, weil er ihnen Arbeitsgelegenheit und nach ihrem Begriff guten Verdienst bringt. Sie lauern zu Dutzenden vor den europäischen Hotels auf eine Gelegenheit zum Geldverdienen. Zu welcher Tages- oder Nachtzeit man auch im Hotel ein- und ausgeht, immer wird man von einer Schar arbeitswilliger Eingeborenen begrüßt. Sie harren Tag und Nacht auf ihrem Posten aus. Ist ein Opfer nicht zu erwarten, strecken sie sich auf den Fußsteig zum Schlummer nieder. Bereit sein ist alles! Daß ihre weißen Schicksalsgenossen nicht weniger eifrig aufs Geldmachen aus sind, sollte ich bald erfahren.

Kairo.

Weißen Arbeitern bietet Kairo herzlich wenig Erwerbsmöglichkeit. Schicksal oder Abenteuerlust trägt ihrer stets mehr ins „afrikanische Paris“ als Arbeitsplätze vorhanden sind. In den Monaten des Fremdenandranges vermögen sie sich schließlich noch durchzuschlagen, sonst aber langt es nicht zur Befriedigung des Allernotwendigsten. Mit den eingeborenen Arbeitern kann der weiße nicht in Wettbewerb treten, denn sie zu unterbieten ist unmöglich. Die Hilfsvereine verschließen ihm bald die Tür und freigebige Landsleute kommen in der heißen Jahreszeit wenig. Ein Teil der weißen Proletarier vertreibt sich die Langweile mit einem Ausflug ins Niltal, der andere mit dem Erdichten von Elendsgeschichten, womit dann eintreffenden Landsleuten die mildtätige Hand zu öffnen versucht wird. Auch an mir wurde der Versuch gemacht:

Eines Nachmittags meldet der Hoteldiener, ein Herr wünsche mich zu sprechen. Das mußte auf jeden Fall ein Irrtum sein, denn in ganz Ägypten wußte ich keine bekannte Seele. Immerhin, ich stieg hinunter. In der Eintrittshalle wartete ein fünfundzwanzigjähriger, in einem abgeschabten Gehrock hängender Mann. Er

redete mich deutſch bei meinem Namen an. Woher kannte mich der mir wildfremde Gaſt? Ohne Zögern erzählte er in flottem Zug eine ſteinerweichende Geſchichte. Als ſie in eine Bitte um Unterſtützung auszulaufen drohte, unterbrach ich den lieben Landsmann: „Ah, Sie ſind arbeitsloſer Buchhalter? Ich bin arbeitsloſer Schloſſergeſelle. Kenn Kunde!“ Auf dieſen Einwurf wurde des Landsmannes Geſicht beängſtigend lang. Er ſchwieg, um ſeinen ausgegangenen Luftvorrat zu ergänzen. Damit er ſeine Verlegenheit leichter überwinden konnte, ladete ich ihn zu einer Taſſe Tee ein. Als ſich die Zeichen von der Wiedererlangung ſeiner gewöhnlichen Verfaſſung mehrten, hub ich an: „Menſch, wie haben Sie eigentlich meinen Namen erfahren?“ — „Na, aus der Fremdenliſte.“ Jetzt, in der heißen Jahreszeit, wo die „duften Winden“ rar ſeien, müſſe alles mitgenommen werden. Er erſuchte mich, in die Herberge zu kommen, allwo ich noch mehr deutſche Kunden treffen könne; da ſie nichts zu tun hätten, würden ſie mich gerne in Kairo und zu den Pyramiden führen.

Araberdorf.

Zu den Pyramiden bin ich nun zwar anderntags gegangen, aber allein. Die Abſicht, ohne Führer die Pyramiden beſuchen zu wollen, erregte bei den Hotelgäſten Kopfſchütteln. Das ſei gänzlich unmöglich; ein Europäer ohne Führer werde von den Eingeborenen derart beläſtigt, daß er gerne wieder umkehre. Daß ſie recht hatten, wurde ich bald inne.

Von Kairo erreicht man die Pyramiden für ein paar Piaſter mit einer elektriſchen Straßenbahn. Der Weg geht durch den neuen Stadtteil, dann über einen Arm des Nil und ſchließlich auf einer breiten, von ſchattigen Bäumen eingefaßten Straße quer durch das Niltal. Das dunkle Grün der Niederung endet an einer höherliegenden ſandgrauen Fläche, an der Wüſte. Einige hundert Meter wüſteneinwärts erheben ſich die ſpitzen Kegel der Pyramiden.

Beim Verlaſſen der Straßenbahn ſtürmte eine Horde Eingeborene auf mich ein. „Führer, Herr! Führer, Herr!“ kam es aus hundert Mäulern zugleich. Im Nu hatte ſich um mich ein feſter Ring von Menſchenleibern gebildet, der nicht wich noch wankte. Er wurde von Sekunde zu Sekunde noch verſtärkt durch herbeigezogene Kamele und Eſel. Ob ich den Kerlen freundlich zuredete oder ſie anſchrie, ſie antworteten einſtimmig: „Führer, Herr!“ In meiner Not blickte ich nach einem Retter aus. Kein Weißer war zu ſehen. Drüben am Straßenrand fläzte an einem Baum ein dunkelhäutiger Poliziſt, der mich aufreizend ruhig angrinſte. Da er keine Miene machte, mir beizuſpringen, ſchrie ich ihm zu, er möge mir ſchleunigſt die Kerle vom Halſe ſchaffen. Nach einigem Zögern ſetzte er ſeine Gehſtecken in Bewegung. Bald knackte er kräftig auf die Schädel meiner Beläſtiger. Das gab mir Mut. Auch ich begann Fäuſte und Beine tüchtig zu gebrauchen. Durch die gemeinſchaftliche Anſtrengung konnte nun zwar der Ring nicht geöffnet, immerhin aber langſam vorwärts getrieben werden. Unter Stößen und Tritten und Flüchen bahnte ich den Weg zur Bude eines Kairoer Photographen, wo mich deſſen arabiſch und franzöſiſch ſprechender Gehilfe erwartete. Der Lärm hatte ihn ſchon aus der Dunkelkammer gelockt. Er kam auch gleich herbeigeſauſt und half mit Fäuſten und Zunge die Kerle vertreiben. Er meinte, es ſei entſchieden beſſer, einen Eſel- oder Kameltreiber anzuheuern, anſonſten an eine ungeſtörte Beſichtigung der Pyramiden nicht zu denken ſei, vom Photographieren ganz zu ſchweigen. Die Amerikaner und Engländer hätten mit ihren Geldſtücken die Eingeborenen gänzlich verdorben; und wenn man ſie halbtot ſchlüge, ſo ließen ſie einen führerloſen Weißen nicht allein. Der Rat wurde auf der Stelle befolgt. Eine halbe Minute ſpäter ſchaukelte ich hoch oben auf dem Buckel eines Kamels, der Photograph ritt auf einem Langohr, einem Knappen gleich, nebenher. Als die Horde den Efendi verſorgt ſah, zog ſie ſich zurück bis auf zwei, die von der Hoffnung auf Backſchiſch noch lange neben uns hergetrieben wurden.

Wir betraten das Totenfeld der alten Ägypter. Vor uns ragte das mächtigſte Grabdenkmal aller Zeiten, die 140 Meter hohe Cheopspyramide, himmelwärts. Hinter ihr liegt die etwas niedrigere Chefrenpyramide. Rings um dieſe Steinrieſen liegt noch eine Anzahl viel kleinerer Grabdenkmäler gleicher Art. Die Cheopspyramide kam mir noch größer, noch eindrucksvoller vor als die Abbildungen erwarten ließen. Einſt ſoll ſie außen nicht treppenartig, ſondern eben geweſen ſein. Ihre glatte Marmordecke ſei

für den Bau der Alabaftermofchee verwendet worden. Wie die Kunde geht, hat ein Hunderttaufend Sklaven 20 Jahre an der Aufrichtung diefes klobigen Steinhaufens gearbeitet. Welch wahnfinnige Vergeudung menfchlicher Arbeitskraft!

Hinter der Cheopspyramide liegt die Sphinx, den Kopf dem Nil zugewandt. Für ihre Größe erhielten wir einen Maßftab, als der uns begleitende Araberjunge auf den Riefenleib hinaufkletterte und fich an die Nafe lehnte. Unweit davon andere Königsgräber. Ein in Wüftenfand gegrabener Gang führt hinunter zu einer Anzahl über- und nebeneinander gereihten Steinfärgen. Hier follen einige von den Mumien gebettet gewefen fein, die jetzt im Kairoer Mufeum ausgeftellt find.

*

Bis zur Ankunft meines Dampfers hatte ich nach den Ankündigungen der Lloydvertreter noch anderthalb Tage Zeit. Einen Tag wollte ich noch zur Betrachtung Port Saids verwenden. So verließ ich denn gleich nach der Rückkehr von den Pyramiden das unvergeßliche Kairo. Bei der Ankunft auf dem Bahnhof in Port Said war ich nicht wenig erftaunt, Koffer zu fehen, die das Zeichen des erwarteten Dampfers trugen. Sonach mußte er fchon angekommen fein. Spornftreichs rannte ich zum Hafen, und richtig, das Schiff war da, einen Tag früher als angekündigt. Der „blaue Peter“ an feinem Maft zeigte an, daß es bald in See ftechen werde. Wäre ich bloß zwei Stunden fpäter eingetroffen, ich hätte noch zwei Wochen bis zum nächften Dampfer warten müffen. Mein zoologifches Glück war mir alfo noch immer treu.

Zwei Stunden fpäter verließen wir unter den Klängen der Schiffskapelle die Reede von Port Said. Nur noch drei Tage bis Neapel!

# Wieder in Europa!

An einem prächtigen Sonntagsmorgen dampften wir in den Golf von Neapel. Mutter Sonne empfing uns mit freundlichſter Miene. Rabenſchwarze Wolken über dem Veſuv erinnerten daran, daß hier der mächtige Krater mit dem vielbeſuchten Pompeji ſei. Linkerhand lockte die Stadt Neapel, die Schöne. In leichten Booten kamen dunkeläugige Neapolitanerinnen entgegen und begrüßten die Ankömmlinge mit Harfe und luſtigem Lied. Wieviel ſchöner deuchte mich jetzt die alte Dame Europa! Die ungewohnt kalte Fahrt über das Mittelländiſche Meer war vergeſſen; an das vom Erdbeben zerſtörte Meſſina, das wir tags zuvor von Bord aus geſchaut hatten, mochte nun kaum noch einer denken. Der Zauber der Hafenlandſchaft mit ihrem lebendigen Drum und Dran nahm jetzt die Geiſter vollſtändig gefangen. Vedi Napoli e poi mouri!

Ein Motorboot ſchaffte uns ans Land. Die allenthalben fechtenden Bettelvögte beſchenkte ich großmütig mit Kupfermünzen. Gelegenheit zum Ärgern bot ſich am Hafen an allen Straßenecken, doch ich durfte ſie jetzt nicht benutzen. Der achtſtündige Aufenthalt geſtattete ſolche Kurzweil nicht. Meine Beſuchsliſte war lang, die Zeit ſehr kurz. In gehobener Stimmung ſchlängelte ich mich durch die ſchmutzigen Gaſſen des Hafenviertels. Zwiſchen den einſtmals weißgeſtrichenen, aus der Bourbonenzeit ſtammenden Mietskaſernen war vom Sonntag noch nichts zu ſpüren. Alt und jung bewegte ſich mit Hund und Katz' in Dreck und Speck in der ſüditalieniſchen Öffentlichkeit. Hie und da betätigte eine Mutter vor aller Welt ihren Reinlichkeitsſinn an der jungen Brut; der Wäſcherin hätten Seife und Waſſer auch recht notgetan. Wie der brave Mann, ſo denkt eben auch die neapolitaniſche Hausfrau an ſich zuletzt. Die meiſten der Inſaſſen der Steinkiſten ſchienen es mit der wöchentlichen Waſchung nicht eilig zu haben. Oder warteten ſie auf das Trockenwerden der Leibwäſche, die über ihren Köpfen flatterte? Die Hauptſtraßen ſtanden im Zeichen des Sonntags. Auf dem Corſo Umberto bummelte die vornehme Welt. Modiſch geſchniegelte Frauen und Männer hielten die Vorplätze der feinen Wirtshäuſer beſetzt. An den Tiſchen bettelten häßlich entſtellte Krüppel oder zerlumpte

Neapel.

Weiber mit Kindern. Dem berühmten Nationalmuseum und anderen Kleinodien galt zuerst mein Besuch. Auf dem Wege dorthin betrat ich zwei Kirchen. In beiden fand ich auffällig viel junge Frauen vor den Beichtstühlen knien. Drinnen in der Holzkiste lauschte der Priester den Herzensgeheimnissen der schönen Sünderinnen. Wie begehrenswert kam mir hier das Handwerk des Beichtvaters vor!

Die Herrlichkeiten des Nationalmuseums fesselten mich länger als ich erwartet hatte. Immerhin reichte es noch, eine Flasche des so verlockend besungenen Lacrimae Christi auf die glückliche Vollendung meiner Erdumsegelung zu leeren. Schon nach dem ersten Glas Lacrimaesaft begann ich zu fühlen, daß eine derart lange und glücklich verlaufene Reise mit nur einer Flasche nicht würdig genug gefeiert werden könne. Übrigens waren der Wirt und seine holde Hebe der gleichen Meinung. Hätte sich der Stundenzeiger nicht so verteufelt schnell vorwärts bewegt, wahrlich, in der Weinbude am Golf wäre auch gleich noch auf das Gelingen einer zweiten und dritten Weltreise geziemend getrunken worden. Die Uhr mahnte zum schleunigsten Aufbruch. Noch fröhlicher als ich Neapel betreten, verließ ich es. Neapel sehen, aber noch nicht sterben!

*

Eine Anzahl Passagiere hatte schon in Neapel das Schiff verlassen; den großen Haufen sollte es in Genua verlieren. Der Schiffshauptmann wußte, was man zu tun hat, um sich in guter Erinnerung zu halten. Am letzten Abend, zwischen Neapel und Genua, bot er seinen Gästen ein reichliches Abschiedsessen mit Ball. Nach der angenehmen Abendunterhaltung war kaum noch Neigung zum Schlafen vorhanden. Der grauende Morgen traf die Reisenden beim Packen der Koffer. Genua rückte schnell näher, und damit auch die Stunde des Scheidens. Lange bevor das Schiff anlegte, war das Deck mit Kisten und marschbereiten Passagieren gefüllt. Sie rannten wie besessen über die Gangplanke dem Hafenausgang zu. In ihrer Hast vergaßen sie, der Zollbehörde ihre Aufwartung zu machen. Glücklicherweise wurden sie von einer weisen Regierung vor solcher Taktlosigkeit bewahrt. Sie hat am Hafentor bewaffnete Soldaten aufgestellt, die die Reisenden hundsgemein deutlich auf ihre Vergeßlichkeit aufmerksam machen.

Die Genuaer Zollstube glich einer Seufzerkammer. Alle Koffer, Taschen, sogar „leere“ Zigarrenschachteln mußten sperrweit geöffnet werden. Die Herren und Damen seufzten, weil sich die Zollbeamten die Arbeit gar zu schwer machten. Die stillen Seufzer verwandelten sich in laute Flüche, wenn die säuberlich verstauten Straußfedern,

Schmuckfachen und anderer Tand von roher Beamtenhand hervorgezerrt wurden. Ich hatte von Kairo her ein paar von jenen, in der ganzen Welt wegen ihrer durchfchlagenden Wirkung gefürchteten engliſchen Zigarren aufgeſpart, um damit unausſtehliche Mitmenſchen zu vertreiben. Jetzt ſollte ich für dieſe Stinkatoras gar noch Zoll entrichten. Da ich dazu keine Neigung hatte, überließ ich ſie großmütig den Zollmenſchen. Hoffentlich iſt über meine Freigebigkeit nicht allzu bitterlich geächzt worden.

Das ſchöne Genua konnte mich diesmal nicht reizen. Mit dem erſten Zug fuhr ich nach Norden weiter. Zu Mitternacht erreichte ich den Gotthard, am andern Morgen Zürich, einen Tag ſpäter landete ich wohlbehalten in Stuttgart.

Die Stadt mußte ſich in den drei Jahren meiner Abweſenheit rückwärts entwickelt haben. Die Straßen deuchten mich enger, der Verkehr langſamer, die Menſchen noch kleinlicher und ſchwerfälliger, die Spätzleverſchleißer kamen mir noch knickriger vor als ehedem. Dann war es elend kalt. Ein feiner Waſſerſtaub ſickerte durch das Wolkenſieb; das Froſtgefühl wollte nicht weichen. Alles nicht ſehr angenehm.

Die ungemütliche Stimmung wurde noch erhöht durch die ſchwüle Luft der deutſchen Polizeiſtube. Eine hohe Obrigkeit intereſſierte ſich aufreizend ſtark für meine Perſon. Sie wollte dringend wiſſen, wes Wegs ich komme, wo mein Abmeldeſchein, Militärpaß, Reiſepaß, letzter Steuerzettel ſei, wieviel Vermögen ich habe, wovon ich lebe, bei wem ich arbeite. Von den Wünſchen nach amtlichen Wiſchen konnte ich natürlich keinen erfüllen, und nach der Größe meines Vermögens hatte ich mich ſelbſt ſchon ſeit Jahren vergeblich gefragt. Ein Menſch ohne Abmeldeſchein und gar ohne letzten Steuerzettel! — die bezopften Häupter der Aktenmenſchen wackelten bedenklich, forſchten dann weiter, und wackelten wieder. Daß man im 20. Jahrhundert noch dermaßen verrückt ausgefragt werden könnte, hatte ich denn doch nicht mehr erwartet. Demnach war der deutſche Polizeiſtaat, der mir von weiter Ferne viel weniger häßlich vorkam, noch genau ſo wie vorher. Nach einigen Wochen war ich wieder zum Teilchen der Staatsmaſchinerie geworden, deſſen Wert nach einer Anzahl polizeilich abgeſtempelter Papierchen gemeſſen wird.

Dieſe Tatſache betrübte mich. Der Durſt nach der freieren Luft Amerikas machte ſich geltend. Ich ſehnte mich wieder fort, hinaus in die Welt, nach dem ſonnigen St. Franzisko. Zum erſten Male im Leben bekam ich Heimweh! Heimweh nach dem ſchönen Kalifornien!

———ooo———

# Die Koſten der Weltreiſe.

Als Arbeiter überſchätzt man gewöhnlich die Koſten wie auch die Schwierigkeiten einer Erdumſegelung. Ein beſonderes Kunſtſtück iſt ſie heute ſelbſt für den Mann mit geringem oder gar keinem Geldvorrat nicht mehr. Überhaupt ſpielt dabei die Reiſekaſſe eine viel geringere Rolle, als man gemeinhin annimmt. Notwendiger als Geld ſind Welterfahrung, Unternehmungsluſt, Anpaſſungsfähigkeit, Sprachkenntniſſe, Humor und recht viel vom Gegenteil der Schüchternheit.

Die Einfahrt des Suezkanals.

Der Weg, den ich um die Welt nahm, iſt etwa 45000 Kilometer lang. Der eilige Reiſende kann ihn, ſchnellſte Verbindung vorausgeſetzt, ſchon in 68 Tagen zurücklegen. Eine ſolche Haſt iſt natürlich töricht, denn ſie läßt wenig oder gar keine Zeit zur Betrachtung der fremden Welt. Für den Zweck meiner Reiſe hielt ich drei Jahre unbedingt erforderlich. Dieſe Friſt iſt um 28 Tage überſchritten worden. Für die Erarbeitung des Reiſegeldes wäre, wie die Erfahrung mich gelehrt hat, ſelbſt weniger Zeit ausreichend geweſen. Die drei Jahre haben nicht nur zum Füllen der Reiſekaſſe gelangt, ſondern ließen auch noch Zeit für Luſtreiſen, Schulbeſuch, Malaria und andere Vergnügungen.

Die Fahrt um die Erde hat 1123 Tage gedauert. In dieſer Zeit habe ich 10603 Mk. eingenommen und 9954 Mk. ausgegeben. Mit 521 Reichsmark trat ich die Fahrt an, mit 649 kehrte ich wieder heim. Somit hat die Reiſe noch etwas mehr Geld eingebracht als ſie gekoſtet.

Die Einnahmen fetzen fich zufammen aus

| | | |
|---|---|---|
| Kaffenbeftand . . . . . | 521 | Mk. |
| Arbeitslohn (5335 Stunden) . . . . | 8056 | „ |
| Zeitungsfchreiberlohn . . . . . | 2026 | „ |
| | 10603 | Mk. |

Ausgegeben worden ift für

| | | | |
|---|---|---|---|
| Fahrkarten 2. Klaffe | | | |
| Bremen—Neujork . . . . . | 240 | Mk. | |
| Neujork—St. Franzisko . . . | 315 | „ | |
| St. Franzisko—Jokohama . . | 420 | „ | |
| Jokohama—Genua . . . . | 985 | „ | |
| Genua—Bremen . . . . . | 81 | „ | 2041 Mk. |
| Seitenreifen . . . . . | | | 212 „ |
| Nebenkoften der Reife, Aufenthalt in Japan, China ufw. . . . . | | | 1388 „ |
| Wohnung und Koft in Amerika . . . . . | | | 4440 „ |
| Kleidung . . . . . | | | 419 „ |
| Bücher, photographifche Artikel, Sonftiges . | | | 1454 „ |
| | | | 9954 Mk. |

Etwa die Hälfte der 9954 Mk. find reine Reifeausgaben. Der Arbeiter wird diefe Summe hoch finden, der erfahrene Weltumfegler niedrig. Ohne Zweifel kann der Arbeiter die Reife billiger machen, fofern er mehr Zeit als Geld opfern will. Durch Benützung der billigeren Fahrgelegenheiten fowie durch geringere Anfprüche an Lebensunterhalt und Bequemlichkeit laffen fich noch Hunderte von Mark erfparen; er wird deswegen nicht kärglicher leben als daheim in der europäifchen Heimat. Freilich fetzt die Ausnutzung aller Vorteile eine Erfahrung voraus, die erft eine längere Zeit bringen kann. Daß ich in Amerika durchweg beffer lebte als meine Berufskollegen in Europa, ift fchon gefagt worden, und an Wohnung mußte ich höhere Anforderungen ftellen als die meiften meiner amerikanifchen Werkftattkameraden, weil Studium und fchriftliche Arbeiten einen halbwegs wohnlichen Parlor verlangten; aus gleichem Grunde habe ich getrachtet, auf der Reife mindeftens die zweite Klaffe zu benützen.

Allerdings, ohne die verhältnismäßig hohen Löhne in Amerika wäre die Erarbeitung des Reifegeldes weniger leicht geworden. Mein durchfchnittlicher Stundenlohn betrug 1,51 Mk. Nach amerikanifchen Begriffen mag diefer Verdienft für einen organifierten Handwerker nicht gerade glänzend genannt werden. Die Erreichung eines höheren Durchfchnittslohnes aber ift bloß durch Auffuchen guter Arbeitsplätze oder längeres Verweilen in einer Werkftatt möglich. Von beiden konnte bei mir nicht die Rede

sein. Mein Reisezweck bestimmte mich, weniger nach hohem Lohn, wohl aber nach Orten zu streben, wo die Arbeiterverhältnisse gut studiert werden konnten und nach Fabriken, die zur Beobachtung der Betriebsorganisation, maschinellen Einrichtung usw. besonders geeignet waren. Hoher Lohn und günstige Studiergelegenheit sind aber nur selten beisammen. Die Verdiensthöhe durfte keine ausschlaggebende Rolle spielen. Auch bei geringerer Bezahlung wäre die Reise, wie sie entworfen, möglich gewesen; es hätte dann vielleicht nur etwas mehr Zeit dazu verwendet werden müssen.

Oft und oft bin ich gefragt worden, ob sich nicht die Kosten einer Weltreise unterwegs durch Berichterstattung für die Arbeiterpresse aufbringen ließen. Darauf ist in jedem Falle dreimal nein geantwortet worden. Die freie Schriftstellerei ist ein saures Handwerk; sie heischt nervenzerrüttende Anstrengung, vielseitiges Wissen und unbezahlte Überstunden in Menge. Selbst wenn der reisende Arbeiter das Zeug zum Schreiben und wirklich zahlende Blätter für seine Berichte hat, wird das Einkommen günstigstenfalls nur wenig höher sein als die reinen Betriebskosten. Könnte ich alle Barauslagen berechnen, die meine Reiseschriftstellerei verursachte, so würde sich's zeigen, daß sie fast so hoch sind als das dafür erhaltene Geld, von den Opfern an Zeit und Kraft ganz zu schweigen. In Amerika bringt die Fabrikarbeit mehr ein als die Mitarbeit für Arbeiterblätter. Der Arbeiter-Weltreisende, der seine Pläne auf die Unterstützung von Zeitungen baut, ist noch schlimmer daran als der, der sich auf die Hilfe des Himmels verläßt. Die zu Jehova emporgesandten Stoßgebete werden doch wenigstens schweigend entgegengenommen, auf die an Redakteure gerichteten aber antwortet fast immer ein niederschmetterndes oder doch spöttisches Echo. Wer sich nicht den Mut nehmen lassen will, der vertraue bloß auf die eigene Kraft.

So wenig wie die Hoffnung auf Unterstützung durch Zeitungen, nützen dem im Ausland reisenden Arbeiter Empfehlungsschreiben. Zwar können sie ihm auch nicht gerade schaden, sofern er sonst ein tüchtiger Kerl ist und sie ganz tief in der Rocktasche verstaut läßt. Überhaupt sollten die europäischen, besonders die deutschen Arbeiter endlich einmal ihren Glauben an die Nützlichkeit oder Notwendigkeit bestempelter Papiere aufgeben. Außerhalb des Bereiches der bureaukratischen Krätze haben sie bloß den Wert des Einstampfpapiers. Abgesehen von Deutschland, Österreich und der Schweiz bin ich immer ohne Paß und andere Amtswische ausgekommen und kein Fabrikant hat nach Zeugnissen gefragt. Behörden und Arbeitgeber vertrauten dem Menschen auch ohne

irgendwelche Beglaubigung. Das nützlichfte Empfehlungsfchreiben, das der wandernde Arbeiter nie und nimmer vergeffen follte, ift die Mitgliedskarte der politifchen und gewerkfchaftlichen Organifation. Damit wird er in der ganzen zivilifierten Welt offene Türen und helfende Freunde finden. Durch die Zugehörigkeit zur fozialiftifchen Organifation hat er fich allerwärts Anfpruch auf Rat und Hilfe gefichert. Die Mitgliedskarte ift ihm notwendiger und nützlicher als ein ganzes Dutzend mit amtlichen Stempeln verdorbene Papierbogen.

Auf dem Ozean des Lebens helfen Begleitfchreiben herzlich wenig. Dort frägt man nicht nach Papieren, dort gilt der Menfch felbft und vor allem. Der in die Welt ziehende Proletarier tut gut, recht viel von den Eigenfchaften des lauteren Goldes mitzunehmen. Deffen Güte wird durch feinen inneren Wert, nicht durch feine Auffchrift dargetan. Ob es Franken-, Rubel- oder Markzeichen trägt, es wird überall als vollwertig und gerne genommen; die Prägung ändert nichts an feinem Wert. Kein vernünftiger Menfch wird das Talmi dem echten Golde vorziehen, felbft wenn es fein poliert und eine hochtönende Auffchrift hat. Der Arbeiter, der bloß hübfch ftilifierte Empfehlungsfchreiben und Hoffnungen auf die Gutmütigkeit anderer mitbringt, wird das Schickfal des Talmi zu teilen haben. Der inneren Wert befitzende Arbeiter aber, der mit Selbftvertrauen, beruflichen Fähigkeiten und Charakterftärke ausgeftattet ift, wird feinen Weg verhältnismäßig leicht durch die Welt bahnen, ganz gleich ob er ruffifcher, deutfcher oder amerikanifcher Prägung ift, ob er in Rock oder Blufe einhergeht.

Der gewandte Mann kommt auch auf einer morfchen Leiter empor. Wer am wenigften auf andere vertraut, der wird die geringften Enttäufchungen erleben; wer fich nur auf fich felbft verläßt, der wird fich am feltenften verlaffen fühlen. „Wenn ihr euch nur felbft vertraut, vertrauen euch die andern Seelen."

*

Wer die lebendige, die arbeitende Menfchheit unverfchleiert kennen lernen will, der muß als Arbeiter hinausziehen. Als folcher kommt er in die breiten Niederungen der Gefellfchaft; im proletarifchen Heim und in der Werkftatt kann er dem Herzfchlag der großen Volksmaffe laufchen. In den kleinen Häufern wird er große Menfchen treffen.

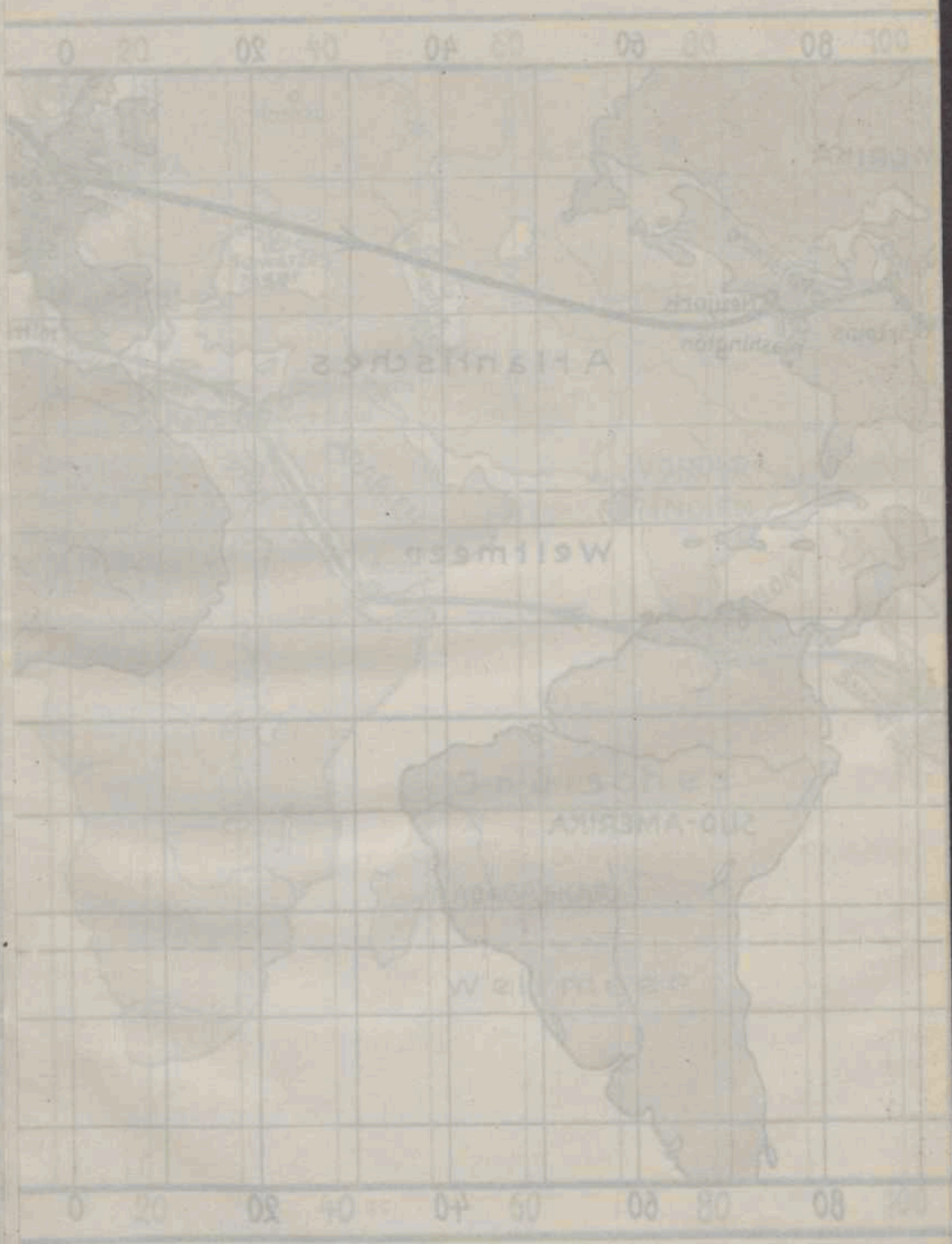
In Frankreich wurde durch die Freundlichkeit meiner Schraubftockkollegen die blöde, in der preußifchen Schule eingeimpfte Abneigung gegen den „Erbfeind" in Zuneigung für ihn verwandelt;

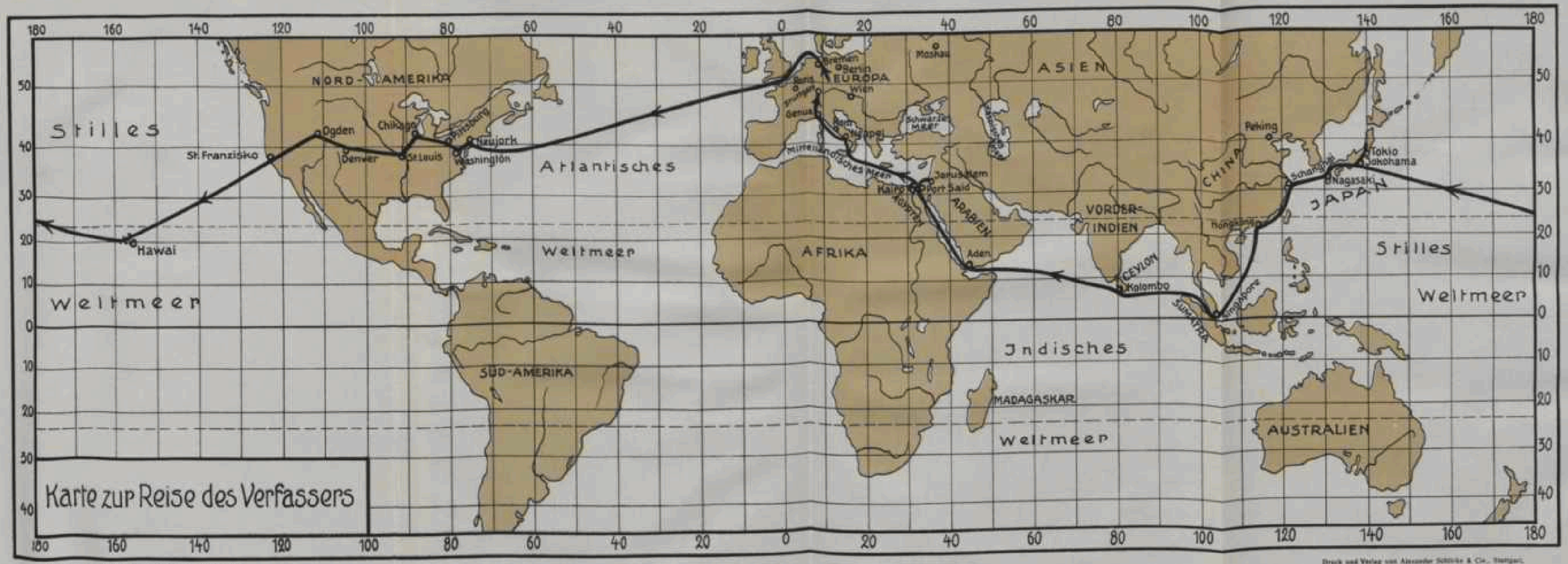
jetzt, auf der Weltreiſe, haben mich Arbeitskameraden und Hausgenoſſen die fremden Völker beſſer verſtehen, lieben gelehrt. Mit einer Menge Vorurteile zog ich aus, mit einem Schatz von Freundſchaften und trauten Erinnerungen bin ich wieder heimgekommen. Und mit der Sehnſucht nach einer zweiten Weltreiſe.

Hinter mir liegt die Reiſe um die Erde wie ein ſchöner Traum. Die Befriedigung meiner alten Sehnſucht iſt leichter, angenehmer geweſen, als unter den gegebenen Umſtänden angenommen werden konnte. Die Erdumſegelung war ein Anſchauungsunterricht im großen, im beſten Sinne des Wortes. So Tag für Tag friſche Menſchen, andere Sitten, unbekannte Einrichtungen entdecken, ſie beobachten, erklären, abſchätzen, iſt unbeſchreiblich unterhaltend, anregend und lehrreich zugleich; ſelbſt das Studium fremder Sprachen hat bei weitem nicht derartige Reize. Es ſtärkt den Verſtand, es vermehrt das Wiſſen, es hebt den Mut, es bringt einen der lichten Höhe entgegen, die die Sonne Glückſeligkeit beſcheint.

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt!

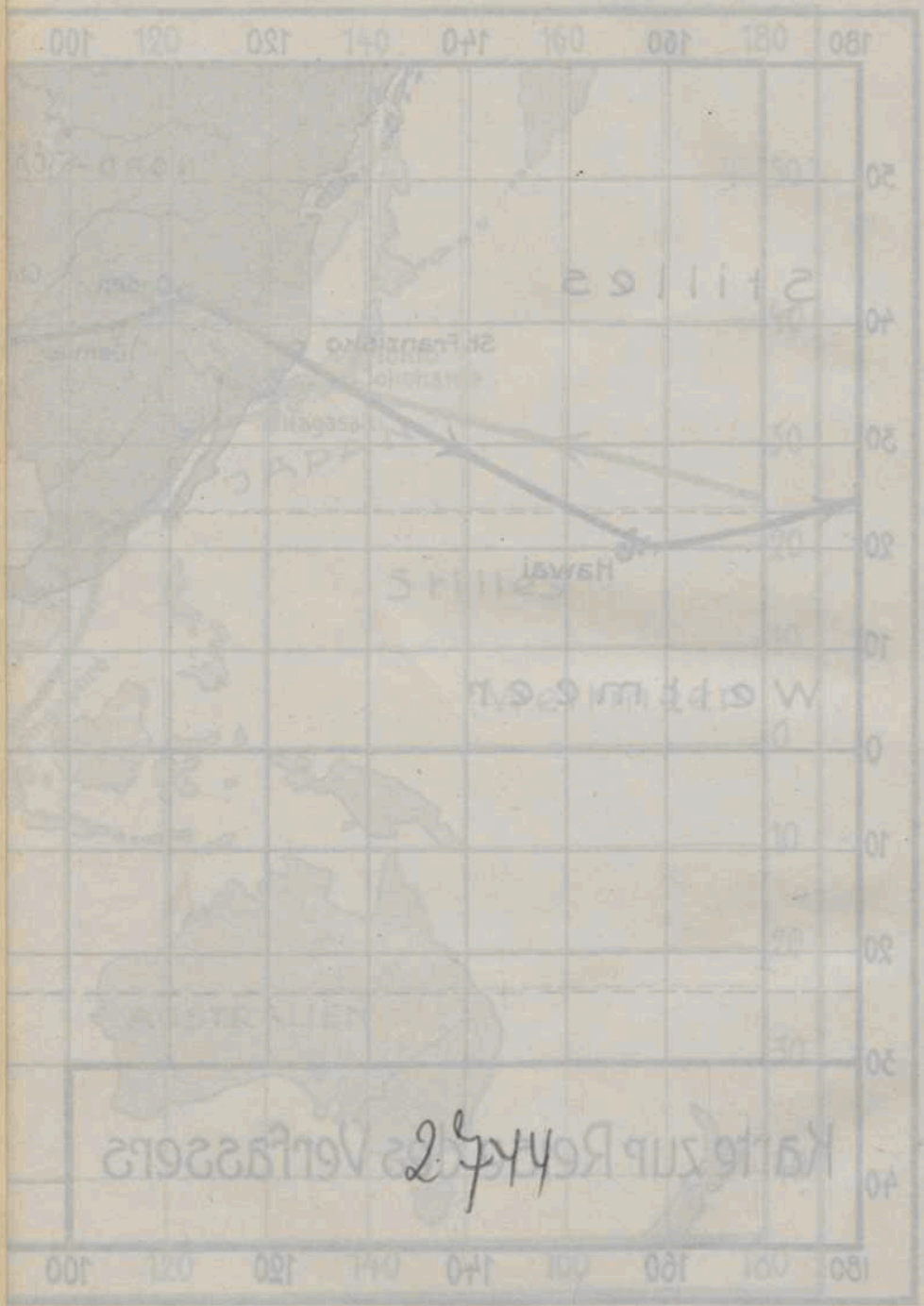
Stuttgart.






Aus Fritz Kammer: „Eines Arbeiters Weltreise".

Druck und Verlag von Alexander Schlicke & Cie., Stuttgart.



2 G 44

Universitätsbibliothek der HU Berlin
00941100036922
Zweigbibliothek Europäische Ethnologie

# Eines Arbeiters Welt

Von FRITZ KUMME



ildungen
te

T
der Schli

HCAM.de
© 2020

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard* - Euroskala Offset